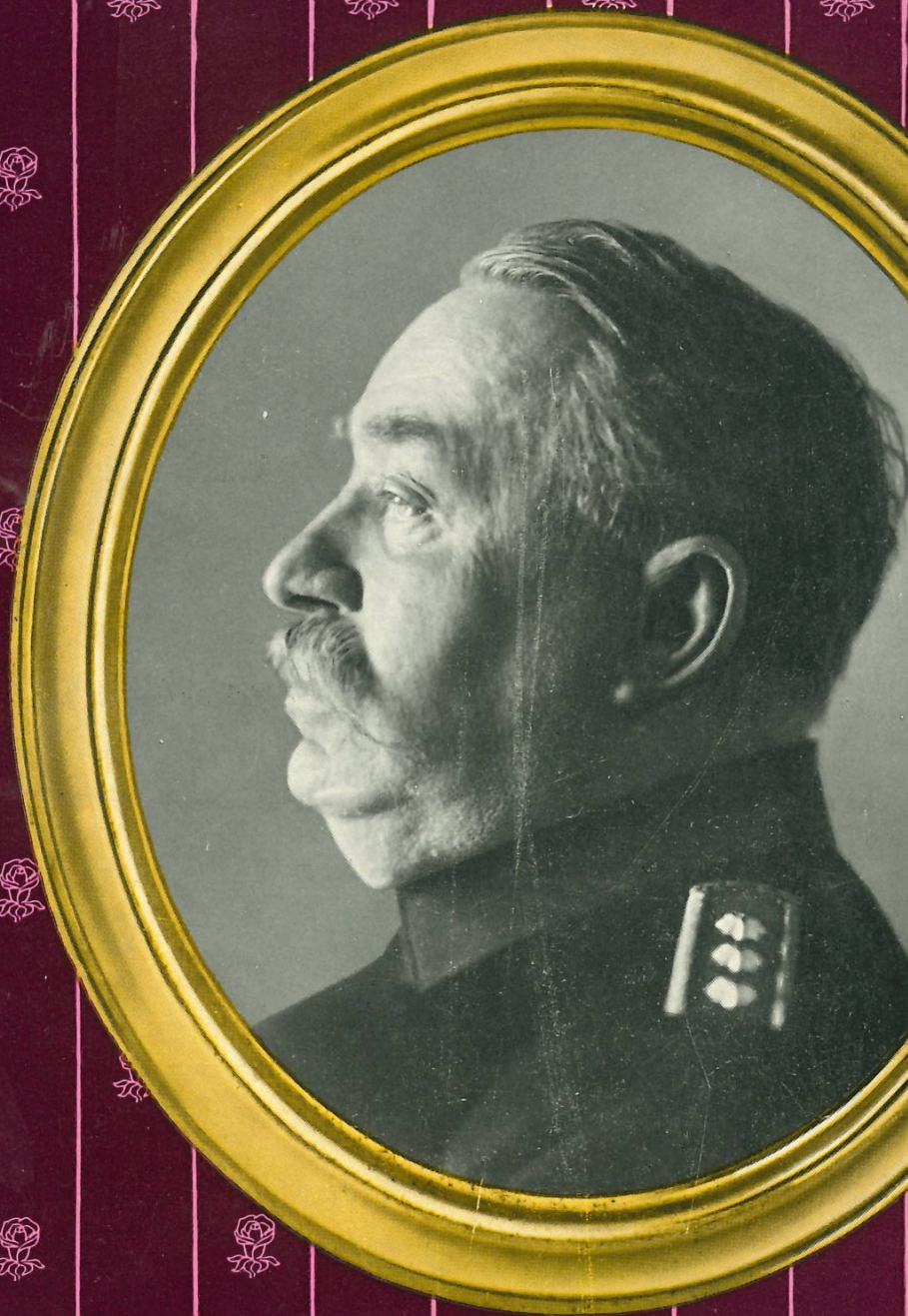




HEIMATBUCH MELLEN 1963

H E I M A T B U C H M E I L E N 1 9 6 3



Das Landgut Mariafeld im Jahre 1835

Gemälde von Rud. Bühlmann

Links hinter der Platane das Lehenhaus mit Mansarddach; links vom Haupthaus der Saalbau, mit Schleppdach verbunden; die Freitreppe im Garten rechts, daneben ein kleines Paar, David v. Wyss d. J. mit Frau; rechts aussen das heutige Zellerhaus; das Ufer noch ohne Seestrasse; die Stützmauer mit Brüstung. (Familienbesitz Mariafeld)

Heimatbuch Meilen
1963

Herausgeber und Redaktion: Vereinigung Heimatbuch Meilen

INHALTSVERZEICHNIS

1. Vorwort	Walter Weber	3
2. Unsere Autoren		4
3. Heimatbuch-Verkaufsstatistik		4
4. Mariafeld-Meilen	Jürg Wille	5
5. Erlebnisse um General Wille	Paul Meier	91
6. General Wille und die Heimat	Edgar Schumacher	98
7. Erinnerungen eines jungen Meileners an den Ersten Weltkrieg	Arnold Glogg	107
8. Zur Geologie der Molasse zwischen Zürichsee und Pfannenstiel	Nazario Pavoni	115
9. Walter Gessner		139
10. Rainer Maria Rilke als Gast in der «Unteren Mühle» zu Meilen	Charles Wunderly	147
11. Gedichte von Rainer Maria Rilke		151
12. Aus dem Leben unserer Gemeinde		
Chronik vom 1. Oktober 1962 bis 30. September 1963	Hans Walther	152
13. Totentafel		161
14. Statistisches über Meilen		165

ILLUSTRATION

Einband: Harald Egli, Grafiker, Bruechstr. 151, Meilen. — *Zeichnungen* zu S. 91—114: Willy Bolleter, Grafiker, Trautheim, Meilen. — *Illustrationen* zu «Mariafeld»: Dr. Jürg Wille, Gattikon. — *Zeichnungen* und *Photos* zur Geologie der Molasse: Dr. N. Pavoni. — *Clichés* zu «Walter Gessner» von Hrn. Guido Fischer, Konservator am Aargauischen Kunsthaus Aarau (S. 141, 143, 144), Photo S. 145 vom Kunsthaus Zürich. — *Photos* zu R. M. Rilke von Dr. Ch. Wunderly, zur Seegfrörne von Photograph W. Fröhlich, Kirchgasse, Meilen, der Plastiken S. 156—157 von W. Winter. — *Druck:* H. Ebner, Meilen. — *Buchbinderarbeit:* Baumann & Co., AG, Erlenbach ZH.

Der Vorstand der Vereinigung Heimatbuch Meilen:

Präsident:	Walter Weber-Glogg, Sekundarlehrer, Rebweg 4
Vizepräsident:	Dr. iur. Jakob Widmer, Gemeinderat, Glärnischstrasse 20
Aktuar:	Georg Pfaff, alt Sekundarlehrer, Burgstrasse 24
Quästor:	Ernst Pfenninger-Egli, Lehrer, Grueb
Beisitzer:	Arnold Altorfer, Präsident der Mittwochsgesellschaft Meilen, Schulweg 15
	Hans Walther, Redaktor, Bünishoferstrasse
	Walter Winter, Sekundarlehrer, Bergstrasse

VORWORT

Unser viertes Heimatbuch erscheint an der Schwelle zum Jahre 1964, in dem sich ein halbes Jahrhundert vollendet seit dem Ausbruch des 1. Weltkrieges. Ins Zentrum unseres Büchleins stellen wir darum Erinnerungen an unser Land und an Meilen während der Schicksalsjahre 1914–18, besonders aber an den Mann, der damals die schwere Verantwortung eines Oberkommandierenden der schweizerischen Armee trug, an den Meilener Ehrenbürger General Ulrich Wille, und an sein Heim Mariafeld. Aufrichtig freut uns, dass ein Enkel des Generals mit starker persönlicher Anteilnahme über dieses Haus und seine Besitzer schreibt und uns dazu eine reiche Illustration vermittelt. Ebenso freuen wir uns, dass wir seiner Erzählung drei Beiträge zum gleichen Themenkreis von drei in den Aktivdiensten beider Weltkriege bewährten Schweizeroffizieren folgen lassen können. Zeichnerisch ergänzen und gestalten die beiden Meilener Graphiker Harald Egli (Umschlagsbild) und Willy Bolleter (Zeichnungen Seiten 91–114) das Bild jener Zeit.

Die genannte Gruppe von Beiträgen beansprucht allerdings viel mehr Raum, als vorgesehen war. Es mussten darum verschiedene Arbeiten zurückgestellt werden, darunter eine fertig vorliegende geschichtliche Studie von Ernst Pfenninger über das Dörflein Bünishofen. Nicht verzichten wollten wir auf die Bereicherung durch Beiträge aus ganz andern Sachgebieten und auf die Vorstellung eines Meilener Küstlers; den Autoren eines geologischen und eines literarischen Beitrages wissen wir Dank für ihre Arbeiten, wie Herrn Gessner für das Reproduktionsrecht zu einigen Bildwiedergaben. Die Kürzung des aktuellen Teils kann nächstes Jahr ausgeglichen werden.

Wie die kurze Statistik auf der nächsten Seite zeigt, dürfen wir mit dem Verkauf des Heimatbuches 1962 zufrieden sein und ergab sich ein kleiner Vorschlag. Immerhin sind wir auf die Treue der bisherigen Freunde des Heimatbuches und auf die Gewinnung neuer Abnehmer sehr angewiesen, sollten doch wesentlich mehr Mittel zu Verfügung stehen, um bei gleichem Preis den erwünschten reichern Ausbau, vor allem in illustrativer Hinsicht, zu ermöglichen.

Mit dem Wunsche, auch das diesjährige Bändchen werde dazu beitragen, die Kenntnis unserer Heimat unter den Dorfgenossen zu verbreitern und die Liebe zu ihr zu vertiefen, übergeben wir das «Heimatbuch Meilen 1963» der Öffentlichkeit.

Anfangs Oktober 1963

W. Weber

UNSERE AUTOREN

Dr. Jürg Wille, Sihlhaldenstrasse 165, Gattikon ZH	Seite 5
Paul Meier, a. Lehrer, Bahnhofplatz, Stäfa	91
Alt-Oberstdivisionär Dr. Edgar Schumacher, Bolligen bei Bern	98
Arnold Glogg, a. Gemeindepräsident, Obermeilen	107
Dr. Nazario Pavoni, Geolog, Hofernweg 15, Adliswil ZH	115
Dr. ing. Charles Wunderly, Winkelstrasse 15, Meilen	147
Hs. Walter, Redaktor, Bünishoferstrasse, Feldmeilen	152

Für das Reproduktionsrecht seiner Gemälde und Zeichnungen danken wir
Kunstmaler Walter Gessner, Rainstr. 355, Feldmeilen.

KLEINE STATISTIK UEBER DEN VERKAUF DES HEIMATBUCHES MEILEN

	1960	1961	1962
Auflage	2 000	2 300	2 100
Verkaufte Bücher bis September	1 668	1 733	1 699
Durchschnittlicher Erlös	Fr. 4.83	6.93	6.81
Gesamtausgaben	Fr. 8 292.55	11 976.75	11 484.65
Gesamteinnahmen	Fr. 8 055.75	12 035.50	11 863.95
Rückschlag / Vorschlag	Fr. — 236.80	+ 58.75	+ 379.30

MARIAFELD - MEILEN

Eine Skizze von Jürg Wille

*Dem Familienältesten, Oberstlt. A. Wille zum 85. Geburtstag
herzlich zugeeignet.*

«Von Herrliberg kommet man in einer starken halben stund, über den Rossbach für eine Oehltrotten vorbey, die das erst Haus, so in die Gemeinde Meilan gehöret, durch Bünishofen, (welches vor zeiten einen eignen Burgstahl gehabt), in das Meiler-Feld, allwo mein Geliebter Vatter, gleich ob dem Haus zum Christophel, ein Landgut hat, darbey ein Haus, welches, wie wolen es nicht schön, jedoch kommlich. Dises Orth ward vor altem «Auf dem Romenscheur» genennet, und wachset daselbst under den guten weissen Weinen nicht der minste, den unterschiedenliche gute Fründe mit mir zum öfteren versucht haben. Es ist in diser Gegend offtmahlen lustig zusehen, wie auf dem See, die Schiffe in vollem Lauff zu einer Zeit gegen und neben einander vorbey seglen; wann aber die einte Parthey ein wenig bas obsich, die andere aber nidsich bis zu dem Rossbach kommet, müssen alsdann beide Theile wegen starcken Gegenwindes die Segel widerum abhin lassen.»

So schrieb Junker Hans Erhard Escher vom Luchs für seine Beschreibung des Zürichsees, die 1692, 3 Jahre nach seinem Tod — er starb 34-jährig «in dem Blust seines Althers» — erschien.¹ Das Landgut des Vaters ist das heutige Mariafeld und es berührt eigenartig, wie der Text nahezu unverändert auf die Gegenwart übertragen werden könnten, trotz der dazwischenliegenden 270 Jahre. Auch ich schickte mich an, über das Landgut meines verstorbenen Vaters zu berichten²; auch heute noch liegt das alte Haus ob dem Christoffel — den mein Vater zu Mariafeld hinzuerwerben konnte — und ist auch bei unserer Generation nicht seiner klassischen Schönheit, sondern seiner Behaglichkeit wegen beliebt; noch wächst der Wein am Haus und an den rückwärtigen Hängen, und weiterhin spielt der Wind den Seglern sein Schnippchen an dieser markanten Seebiegung. Und doch, wie vieles hat sich im Lauf der Jahrhunderte verändert, wie stark hat sich Zürich auf beiden Seeufern ausgebreitet, langsam aber stetig wachsend, aus der Stadt *am* See eine Stadt *um* den See zu werden!

Die Geländebeschaffenheit lässt vermuten, dass die Stelle, wo heute Mariafeld steht, schon in frühester Zeit besiedelt war. Denkt man sich die heutige Bebauung, Bepflanzung und Aufschüttung der Umgegend weg, so wird die Südwestecke des Hauses zu einem Punkt, von dem

aus man weit seeauf- und ebenso weit seeabwärts sieht. Das Haus steht auf einem markanten Felsvorsprung, direkt auf natürlichen Stein gebaut, sodass die wenig vertieften Keller eines Bodens von Menschenhand nicht bedurften. Für den eigentlichen Weinkeller, vom Haupthaus etwas zurückliegend, musste 3 Meter tief der Felsen ausgehauen werden. Vorne aber, an der genannten Hausecke fällt der Fels steil ab gegen den See, ist schon nach wenigen Metern um die Höhe der Gartenmauer gefallen – man sieht an der heutigen Landstrasse den Naturstein hervortreten – und fällt in gleicher Steile weiter zum ursprünglichen Seeufer, das etwa da lag, wo heute die bergwärtige Strassengrenze der Seestrasse verläuft. Oben aber ergab sich eine Felsterrasse, eben und sich verbreiternd zurücklaufend bis hinter die Bahnlinie. Unmittelbar nördlich dieser Felskuppe liegt die alte Haab am Christoffel.

Die hervorragende Lage des Hofes Romenscheur oder Ramenschül auf dem vorspringenden Felsplateau wird unterstrichen durch die Nachbarschaft der Haabe beim Christoffel. Dessen Name wird schon in vorreformatorischer Zeit erwähnt (1504). Hier dürfte ein Bild oder eine Kapelle des Heiligen Christophorus gestanden haben, der oft als Beschützer von Brücken und Seeverkehr verehrt wurde. Vielleicht stand hier auch ein Schutzhaus für die Seefahrer, nicht nur hart am Wasser, sondern, wie andere Schutzhäuser, im Wasser. Das Untergeschoss wies bei solchen Bauten grosse Rundbogen nach der Seeseite auf, um den vor dem Sturm Zuflucht suchenden Weidlingen das Einfahren unter Dach zu ermöglichen. Tatsächlich spielt denn auch das «Bogenhaus» oder kurz «der Bogen», wie er meist genannt wurde, in der Geschichte Feldmeilens eine gewisse Rolle. Seine genaue Lage lässt sich bis jetzt nicht sicher ausmachen, doch muss er in nächster Nähe des «Christoffel» gestanden haben. Ob wir, in Zusammenhang mit dieser Christoffel-Haabe, einen ritterlichen Turm auf dem Ramenschül annehmen dürfen, von dem aus ein Angehöriger des niedrigen Dienstadels den Seeverkehr zu überwachen hatte, lässt sich nicht entscheiden.³

Frühzeit 1320–1588

Die älteste Erwähnung des Namens Ramenschül findet sich im Kammeramts-Urbar des Grossmünsterstiftes Zürich aus dem Jahr 1346⁴ und lautet (übersetzt): «Desgleichen gibt Joh. von Wellenberg 5 Mütt Kernen vom Weinberg Ramenschül in Meilen.» Es wird vermutet, «Ramenschül» sei aus einem alten Ortsnamen «Romanswil» entstan-



Die erste urkundliche Erwähnung im Statutenbuch St. Felix und Regula 1346

«Item Johannes des Wellenberg
V modio tritici de vinea (5 Mütt Kernen vom Weinberg) Ramen-
schül in Meilan.»

den.⁵ Eine alemannische -wil-Siedlung in dieser Gegend, zwischen Meilen und Dächliwil (Herrliberg), ist zwar möglich, aber im ganzen gesehen doch recht fraglich. Die Propstei besass in Feldmeilen alten, ausgedehnten Grundbesitz. Es werden aber in den Urkunden der Propstei nie Grundstücke «zu Romanswil» oder «bei Romanswil» erwähnt; es treten auch nie Personen auf, die «von Romanswil» sind oder «Romanswiler» genannt werden. Man müsste also schon annehmen, Romanswil wäre eine zeitlang als Siedlung überhaupt verschwunden und hätte nur noch als Flurname weitergelebt, wodurch sich vielleicht auch die starke lautliche Veränderung von Romanswil zu Ramenschül erklären würde.

Aus den Jahren 1300–1350 besitzen wir zahlreiche Berichte über neu angelegte Weingärten im Feld, über Ackerland, das zu Weinbergen wurde. In diesem Zusammenhang wird 1313 die Landstrasse, die Feldmeilen der Länge nach durchzieht, erstmals erwähnt. Wir dürfen wohl mit dieser starken Ausdehnung des Rebbaues zwischen 1300 und 1350 folgende aufschlussreiche Stelle des Chronisten Johannes von Winterthur in Zusammenhang bringen: «Der Weinbau in dieser Gegend ist sehr alt, allein erst um die Mitte 14. Jahrhunderts bekam der Wein einen milden Geschmack, vorher war er so sauer, dass er die eisernen Zapfen angriff.»⁶

Durch eine Bestimmung in der alten Dorffoffnung, die etwa um 1320 aufgeschrieben wurde (vergl. Heimatbuch 1960), wollte man das aufkommende Siedeln im Feld, das durch den zunehmenden Weinbau bedingt war, mit folgendem Gesetz einschränken: «Wenn die Häuser am Feld «wüestlich» (unordentlich, leer, verlassen) stünden, soll mein Herr (der Propst der Grossmünsters) gebieten, dass man sie wegtue. Geschieht das nicht, so soll er den Vogt anrufen. Der soll sie «dannenschrenzen» (abbrechen) ohne des Höschen Hofstatt und der Hofstatt des Kloster Wurmsbach zu Rossbach.» Die Hofstatt des Hösch (Hösch ist ein Zürcher Bürgergeschlecht jener Zeit) ist also, zusammen mit dem seit 1311 bekannten Wurmsbacherhof am Rossbach, die einzige legitime Hofstatt im Feld. In der Offnung steht nicht genau, wo sie sich befand. Das Gebiet unmittelbar bergwärts des Gutes Mariafeld führt aber seit langem den Namen «im Hösch» (vergl. heutige Höschgasse, zwischen Schulhaus und Bahnlinie; der Name wird von alten Feldnern «im Höösch» gesprochen, mit langem offenen öö). Wir dürfen darum wohl vermuten, das heutige Mariafeld sei einstmals diese privilegierte Hofstatt eines Stadtzürcher Bürgers Hösch gewesen.

Die zitierte erste Erwähnung von Ramenschül im Kammeramts-Urbar steht unter dem Titel «Zehnt zu Meilen.» Die Hauptmasse der Zehnteinkünfte der Kirchgemeinde Meilen stand seit dem Jahr 965 dem Kloster Einsiedeln zu.⁷ Das Grossmünsterstift besass aber von einer Anzahl von Grundstücken in Obermeilen und einigen wenigen in Dorf-Meilen den Kornzehnten (ausdrücklich als solcher bezeichnet). Dazu kam— räumlich ganz isoliert — der Kornzehnt des Weinberges Ramenschül in Feldmeilen. Die Abgabe von 5 Mütt Kernen, die Johannes von Wellenberg entrichten musste, machte im Jahr 1346 immerhin einen runden Fünftel der gesamten Zehnteinkünfte des Grossmünsters aus unserer Gemeinde aus.

Offenbar sind diese Zehntrechte des Grossmünsters älter als die Einsiedelns, denn sie werden schon im ersten Güterverzeichnis der Propstei (um 880)⁸ erwähnt. Im Jahre 1346, als sie erstmals detailliert festgehalten wurden, erscheinen sie zwar eher in der Form eines Grundzinses, denn die Grösse der jährlichen Abgabe ist festgesetzt. Der Zehnten war ja sonst der zehnte Teil vom Ertrag des Grundstückes und wurde im Prinzip der Dorfkirche (oder dem Besitzer, dem Patron der Kirche) geschuldet. In einem Zehntverzeichnis wird darum normalerweise nicht die Höhe der geschuldeten Abgabe, sondern die Grösse der zehntpflichtigen Grundstücke festgehalten. Hier wurde nun aber von einem Weinberg eine Abgabe von 5 Mütt Kernen als «Zehnt» gefordert. Diese Aufzeichnung macht also schon im Jahre 1346

den Eindruck einer antiquierten, erstarrten Bestimmung. Ramenschül dürfte sich also schon lange Zeit vorher von seiner Umgebung rechtlich abgehoben haben.

Die Zehntenabgaben des Hofes an das Kammeramt lassen sich über 400 Jahre verfolgen. Sie werden erwähnt in einem Verzeichnis des Jahres 1487:⁹ Heini Bubenstoss zahlte damals, zusammen mit andern, von zwei Hofstätten und einer Juchart Reben einen Viertel Mütt Kernen und einen Viertel Malter Hafer. Er war damals einer der reicheren Bürger unserer Gemeinde.¹⁰ Knappe 80 Jahre später (1543) waren Besitzer der zehntenpflichtigen Güter in Feldmeilen: Langhans Andres, Rütsh Bubenstoss, zugenannt Spechtfrau, Bernhard Wunderli und Cornel Schulthessen Erben.^{11a} Sie machten dem Kammeramt Schwierigkeiten: während fünf Jahren blieben sie die Abgabe überhaupt schuldig. Sie sollten ihren Zehnten einem Beamten der Wachtgemeinde Obermeilen abliefern, die vom Kammeramt mit dem Einzug betreut worden war. Die Zahlungsverweigerung der Feldner drohte in Obermeilen ansteckend zu wirken, doch brachte die Stiftsverwaltung sie wieder zum Gehorsam. Im folgenden Jahrhundert wurden diese Zehntrechte des Kammeramtes in Meilen dem allgemeinen Brauch angepasst: die Bauern mussten nicht mehr eine feste Abgabe entrichten, sondern den zehnten Teil des Ertrages. Dies tat um 1647 Hans Erhard Suter im Feld,^{11b} der damals, wie wir später sehen werden, Lehenmann des Amtmanns Escher (Besitzer des Hofes Romenscheur) war. Die letzte Beschreibung der Zehntabgabe an das Kammeramt stammt aus dem Jahre 1740.¹² Junker Diethelm Escher, Felix Dolder und Jakob Wunderli besaßen dazumal die zehntpflichtigen Güter: 3 ½ Jucharten Acker und Wiesen im «Stettler» genannt. (Dieser Name für das Gut Romenschür taucht erstmals 1621 auf). Um diesen kleinen Zehntbezirk des Kammeramtes gegenüber den übrigen Grundstücken, die dem Kloster Einsiedeln zehnten mussten, abzugrenzen, wurde er mit sieben Marksteinen «ausgemarchet».

Die Grundstücke, die der Propstei den Zehnten entrichten mussten, waren aber meist nicht ihr Eigentum. Zwar hatte das Chorherrenstift einen weitverzweigten, alten Grundbesitz in unserer Gemeinde. Von diesen Grundstücken mussten die Bauern einen Erblehenzins oder Grundzins entrichten, meist ins «Kelleramt» der Propstei.

In den Urbarien des Kelleramtes wurden diese Grundstücke von Meilen immer sorgfältig notiert und lassen sich über lange Zeiträume verfolgen. Der Name «Ramenschül» oder «Romenscheur» kommt in diesen Aufzeichnungen nicht vor; der Hof gehörte offenbar nicht zum Grundbesitz der Propstei Grossmünster. Und doch scheint es, Ramen-

An dem wingarten der gelegē ist ze Meilan an dem
Swabenbach den man nennet Ramenschül

Ausschnitt aus dem Erblehensbrief vom 24. Juli 1359 (Staatsarchiv des Kantons Zürich)

schül sei mit der Propstei in näherer Beziehung gestanden. Johannes von Wellenberg, der 1346 den Zehnt bezahlte, entstammte einem thurgauischen Rittergeschlecht, dessen Burg in der Nähe von Felben stand. Er selbst war aber Geistlicher am Zürcher Chorherrenstift.^{12a} Wenig später, im Jahre 1359, überlassen Propst und Kapitel des Stiftes ihrem Kellerer, Wernher von Cham, seiner Frau Margreth und ihren Kindern bis zum Tode aller aus «früntlichen Gnaden» den «wingarten, der gelegen ist ze Meilan an dem Swabenbach, den man nennt Ramenschül, stozt oberhalb an den swabenbach, niderthalb an Hch. Brüg-gelis Wingarten, einhalb an Oelzapfen wingarten, anderthalb an die Landstrass, der den obgenannt min herren und irem Gottshus eigent-lich angehört, denselben wingarten samt allem so darzu gehört»...^{12b} Es ist nicht sicher, ob mit diesem «Weingarten Ramenschül» (eine Hofstatt wird nicht erwähnt) das frühere Gut Wellenbergs, das spätere Mariafeld, gemeint ist, denn dieses reichte wohl nicht bis zum Schwabach. Was später mit dem Weinberg geschah, den Werner von Cham als Lehen empfang, ist vorläufig nicht bekannt.

Als zehntenpflichtigen Besitzer der Güter im Romenscheur begegnete uns im Jahre 1543 Langhans Andres. Sein Geschlecht war in Feldmeilen und Toggwil begütert und wird dort 1406 erstmals erwähnt. Langhans Andres scheint mehr und mehr in Geldschwierigkeiten geraten zu sein. Er verpfändet sein Gut Romenscheur 1542 dem Amt Küsnacht (Rechtsnachfolger des Johanniterhauses, im Volksmund «Kloster» genannt): «Huss und hofstatt, schür und trotte, hanffland, bomgarten und 1 1/2 jucharten räben ... zu Meylen uf dem Rommen-scheur gelägen».¹³ Das Gut ist sein freies Eigentum, doch lastet, neben einigen Kapitalzinsen, darauf als erste Abgabe drei Schilling sechs Heller ab dem Haus in das Stift zum Grossmünster. Es muss sich dabei um die alte Zehntlast handeln. Zum Hof gehören ferner: 2 1/2 Jucharten Reben im «huderscht», «matten genant eichholzwissen», «wissen in der bühlen» und «in der tüffenen» und «fünffzechen jucharten acher an einandern im zweyenbach gelägen» und die Anstösser

sind die Bürckli, Schnorff und Wunderlich, um nur einige gute Meilenner Namen zu nennen. Besonders enge Verbindung besteht aber damals, wie heute, zwischen Romenscheur und Sannt Christoffel, dem «huss und hofstatt, trotten, bomgarten, schür, hanffland und dritthalb jucharten räben inn einem innfag gelägen», alles zuständig dem Cunradt Schorrer, mit dem zusammen die Gült empfangen und verschrieben wird. Schon 1504 finden wir den Vater Schorer (vom Schooren bei Kilchberg) auf dem Christoffel; wie lange dieser im Besitz genannter Familie verblieben ist, haben wir nicht untersucht, weil es nicht in den Rahmen dieser Studie gehört.

Die bäuerlichen Besitzer hatten nicht nur Geld beim Johanniterhaus in Küsnacht aufgenommen, auch private Geldgeber aus der Stadt halfen ihnen.

Hans Anderes gen. Lang von Meilen war in den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts Erbe des Romenscheur, Witwer der Elsbetha Wynmannin und Vater der Kinder Bernhart, Jakob, Heinrich, Dorothea und Frena — aber auch Grundschuldner dem Junker Escher von Zürich, dem «Kloster» in Küsnacht, den Nachkommen seines Bruders, einem Vetter in Thun, dem Marx Fogel (Vogel) in Zürich, alles in allem für über 1 600 Pfund Zürcher Währung. Der Hof ist im «Infang» unverändert, in den Aussengütern sind es nicht mehr dieselben Parzellen wie zur Zeit der Gültbriefe; Reben im Pfaffen und im Hoesch, Holz und Feld in der Rüti und «Riedt im Gastel (Gaster) glich underhalb Utznach» sind dazugekommen, andere Stücke sind veräussert worden. Aber die Schulden sind höher als $\frac{3}{4}$ des gesamten Landwertes, so entschliesst sich Anderes dem ersten Gläubiger, dem Junker Escher in Zürich, zu verkaufen, in dessen Namen Hans Anderes schon fünf Jahre früher, am 11. November 1583, die Stollenwiese in Bergmeilen erworben hatte.³⁴

Die Junker Escher vom Luchs 1588—1760

War zu Ende des Mittelalters der Landadel in der Stadt sesshaft geworden, beginnt zu Ende des 16. Jahrhunderts ein starkes Hinauswandern des Stadtpartiziats aufs Land. Viele suchten der puritanischen Strenge und Ueberwachung seitens der reformierten Stadt- und Kirchenobrigkeit wenigstens auf Erholungswochen zu entinnen und die Bezeichnung «Lusthäuser» war so wenig von ungefähr wie die allseits beliebten «Badenfahrten».

1588 kommt der Hof im Meiler Feld also durch Kaufbrief vom 21. Februar an den Junker Marx Escher vom Luchs, Gerichtsherrn zu

Kempton und Werdegg. In diesem Kaufbrief erscheint namens der Obrigkeit übrigens Untervogt Andreas Ebersperger, an den die Wappenscheibe im Chor der Kirche Meilen erinnert. — Eschers Vorfahren waren 200 Jahre früher aus Kaiserstuhl nach Zürich zugewandert, hatten das Bürgerrecht erworben, sich dann aber schon in der nächsten Generation in eine geadelte Ritter- und später Junkerlinie (Escher vom Luchs) und eine patrizische Herrenlinie (Escher vom Glas) geteilt. Erstere verband sich mit dem Land- und Stadtadel, war Constaffel-genössig, Mitglied des adligen Stübli auf dem Rüden und stellte Gerichtsherren und Offiziere in fremden Diensten, wogegen Zürich den Glas-Eschern eine bedeutende Reihe erfolgreichster Kaufherren und hervorragende Magistrate verdankt. Heute sind die junkerlichen Luchs-Escher nahezu ausgestorben, im Gegensatz zu den weitverzweigten patrizischen Glas-Eschern.

Wie mag der Ramenschül zu jener Zeit ausgesehen haben? Wir kennen keine Abbildung des 16. oder 17. Jahrhunderts, doch können wir aus dem heutigen Baubestand und späteren Abbildungen den Schluss ziehen, dass damals schon der heutige Alt-Giebelbau, parallel zur Landstrasse errichtet war, möglicherweise im oberen Geschoss die Stuben der Stadtherren, im unteren die Wohnung der bürgerlichen Lehensleute enthaltend. Der genannte breitgieblige Altbau hat starke Mauern und erhebt sich über dem ersterwähnten, auf Fels erbauten, wenig vertieften Keller in zwei Geschossen. Obwohl die Ausstattung aus wesentlich späterer Zeit stammt, dürfen wir in diesem Bau das bereits 1542 erwähnte «huus» vermuten. Wohl auch unter den ersten Stadtherren mag parallel dazu, etwas zurückstehend, das damals eingeschossige Nebenhaus erbaut worden sein, das noch heute, im Winkel dem barocken Saalbau verbunden, Spuren spätgotischen Entstehens zeigt. Es darf angenommen werden, dass dieser Nebenbau mit seiner dem Hof zugewandten Spitzbogentüre und ostwärts blickendem Doppelfenster, zu ebener Erde eine Badstube und einen Gartensaal enthielt. — Ob «schür und trotten» bereits die Anfänge des heutigen Lehenhauses sind, ist nicht feststellbar, doch spricht der dortige grosse Weinkeller der Ernteunterbringung wegen für frühzeitiges Entstehen.

Junker Marx Escher der Aeltere, der Käufer von 1588, hatte seinen Vornamen von seinem Urgrossvater, dem Bürgermeister Marx Röist überkommen und in die Escherfamilie gebracht;¹⁵ er war 1547 geboren als Sohn des Jkr. Hans Escher und der Margaretha Meyer v. Knonau. Als er den Ramenschül in Meilen erwarb, war er Gerichtsherr zu Wetzikon, zum zweiten mal verheiratet und Vater einer stattlichen Kinderschar; an der Geburt des jüngsten Sohnes erster Ehe,

Hans Erhard, war die Mutter Margaretha Blaarer v. Wartensee 1584 gestorben, vier Jahre vor dem Erwerb des Meilener Gutes. Da auch die zweite Frau noch in Wetzikon 1594 beerdigt wurde und Jkr. Marx 1596 von seinem Vetter Hans Lux Escher die ehemals Waldmannsche Feste Dübelstein bei Dübendorf erwarb,¹⁶ muss angenommen werden, dass Escher sein Landgut in Meilen nicht viel besucht hat, es wohl nur der darauf lastenden Grundschuld und vielleicht des eignen Weines wegen erworben hatte. Von 1597 an lebte er freilich in der Stadt, ward Richter und schliesslich Schultheiss am Stadtgericht und XVIIIer zum Rüden (Ratsherr durch Wahl der Constaffel). Als er 1612 starb, war sein älterer Sohn Hans Georg bereits in städtischen Amt und Würden, kurz vor seiner Wahl zum Constaffelherr, seine Tochter war Gerichtsherrin Steiner zu Wülfigen und sollte bald Bürgermeister Rahns zweite Frau werden. Sein Jüngster, Hans Erhard, aber war gerade im Vorjahr Einsiedler Amtmann geworden, als Nachfolger verschiedener Escher des gleichen Stammes, die seit der Reformation sich in diesem Amt gefolgt waren. — Ihm hinterliess er, zusammen mit dem älteren Bruder, sein Landgut im Meiler Feld, das aber, wie wir sehen, schon neun Jahre später Alleinbesitz des Amtmanns wurde und unter ihm und seinem Nachfolger-Sohn besondere Bedeutung erlangte. Auch nach der Reformation war das «Gotteshaus vor dem finsternen Wald» reicher Grundbesitzer in Stadt und Landschaft Zürich geblieben und aus solchem Grundherrentum war auch der Einsiedler Abt bis 1818 Kollator der Pfarrkirche Meilen. In diesem Zusammenhang möge man mir im Jahre des römischen Konzils eine kleine oekumenische Abschweifung nicht verübeln: Jede vom Zürcher Bürgermeister und Rat getätigte Meilener Pfarrwahl bedurfte einer durch den Abt von Einsiedeln vorzunehmenden feierlichen «Einweisung in die Pfrund». Dem Abt wurden zwei bis drei Vorschläge für einen reformierten Prädikanten gemacht, aus denen er einen wählte, der wiederum vom Zürcher Rat zu bestätigen war. Einmal bestellt, reiste der neue Pfarrherr persönlich nach Einsiedeln, um dort seinen Bestallungsbrief zu empfangen, nachdem er vorgängig Gehorsam gelobt und beeidigt, dass er die Kirchgenossen zu Meilen mit wahrer göttlicher evangelischer Lehre versehen werde. Der Austausch der Lehensbriefe endete damit, dass der reformierte Prädikant dem Abt die Hand küsste, seinen Kanzler und seinen Kämmerling mit je einem Präsent in Form eines Hosen-Paars, später an dessen Stelle zwei Dukaten, ehrte, seinerseits aber zur Hoftafel geladen wurde.¹⁷

Doch kehren wir zurück zum zürcherischen Amtmann Einsiedeln, unserem Junker Hans Erhart Escher, dem es als Spichwart oblag, die

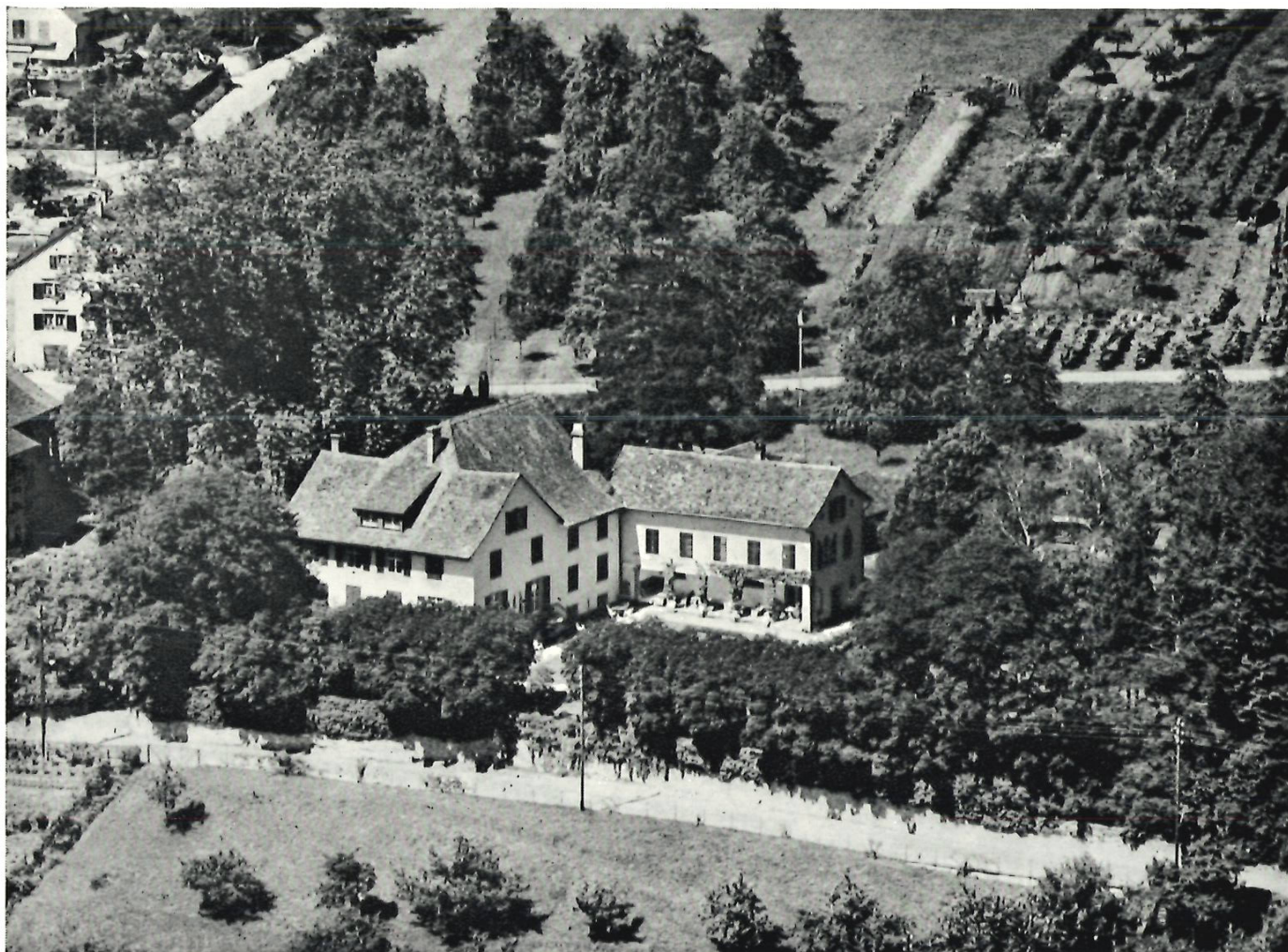
Erträgnisse der einsiedlischen Lehensgüter einzuziehen. Er hatte seinen Sitz im «Einsiedlerhof» in Zürich, zur Zeit von Eschers Amtsantritt ein stattliches Haus am Münsterhof, da, wo heute das Zunfthaus zur Meise steht. Sieben Jahre später tauschte das Kloster diesen Hof gegen das auf Dorf gelegene Haus zum «weissen Kreuz» (Limmatquai). Dort müssen wir uns also den Sitz unseres Amtmannes vorstellen, währenddem er im Meiler Feld Erholungstage im Sommer und Wümmet verbracht haben mag. Darüber hinaus aber sah das Haus nun festliche Gäste aus Einsiedeln, wenn der Abt oder sein Kanzler zu Wasser nach Zürich kamen und am Meiler Feld Zwischenhalt nahmen.

Marx Escher, des Amtmanns Sohn, gibt uns in seiner Autobiographie einige Jugendaufzeichnungen,¹⁸ die als Zeitbild hier wiedergegeben sein sollen:

«Den 7. April 1628 morgens um 2 1/2 Uhr ward ich Marx Escher in dem Einsidlerhof auf dorf gebohren: Mein Vater war Jkr. Hans Erhard Escher Ambtman im Einsidler Hof, meine Mutter Frau Margretha Edlibachin. Den 8. April ward ich bym grossen Münster tauft. — Den 16. November 1629 starb an der Pest, so damahls in Zürich grassierte mein 6jähriger Bruder Ludwig - - - den 19. November starben meine L. Mutter, Frau Margreth Edlibachin und mein 14jähriger Bruder Hans Erhard und sind bym grossen Münster begraben worden. Auf dises hat mein L. Vater uns, seine noch lebenden Söhne gesonderet und aus dem Haus gethan, den Hans Conrad und Hans Rudolfen 10 wochen lang zu Herrn Christofel Nüscher, dem Mahler, bey dem fliegenden Fisch hinder der Undern Zünen - - - Mich aber trug man in einer wiegen zum trauben im Neuemarkt zu Frau Maria Escherin, meines Vaters Schwöster, herrn Burgermeister Hans Rudolf Rahnen sel. witten. — Wir waren alle wohl versorget und gepflegt. - - - Während dem wittenstand hielt mein Vater bey sich sein Schwöster Jfr. Elisabetha Escher - - -sie war ledigen Standes, ein gar geschickte Jungfrau, welche dienlich mit wollen und Seiden umzugehen wusste.» Schon vor dieser Pestzeit war Vater Eschers älterer Bruder Hans Georg gestorben mit dem er das Gut im Meiler Feld gemeinsam ererbt hatte. 1621 verkauft die Bruders Witwe Cleophea v. Salis ihren und ihrer Kinder Anteil an Jkr. Amtmann Hans Erhard, ohne dass die Umschreibung des Grundbesitzes eine Veränderung des Gutes zeigt.¹⁹ Escher hatte seine Amtmannschaft bis zu seinem Tod im Jahr 1660 inne. Wenige Jahre vorher besagt das Einsiedler Urbar von 1653, dass unter «den zehendbahren Güttern zu Meilen der Junckher Ambtman Aescher in der Wacht im Veldt fünf Jucharten Räben und zwei Jucharten Ackher besitze und zu Lehenmann den Hans Erhart Suter — er war



Wappenscheibe des Junkers Marx Escher und seiner Frau Margaretha Blarer v. Wartensee 1579. Käufer des Landguts Ramenschül 1588.
 Das Escherwappen zeigt schräg geteilt rot/gold im oberen Feld einen goldenen Luchs, daher «Escher vom Luchs».
 (Landesmuseum Zürich. Photo Schweiz. Landesmuseum)



Mariafeld 1960
(Altbau, Saalbau 1753, Kappellenhaus; Lehenhaus verdeckt).
Planskizze auf nächster Seite gleich orientiert wie Luftaufnahme

(Luftaufnahme M. Eggler, Jona SG)



FRÜHZEIT



16./17. JAHRHUNDERT



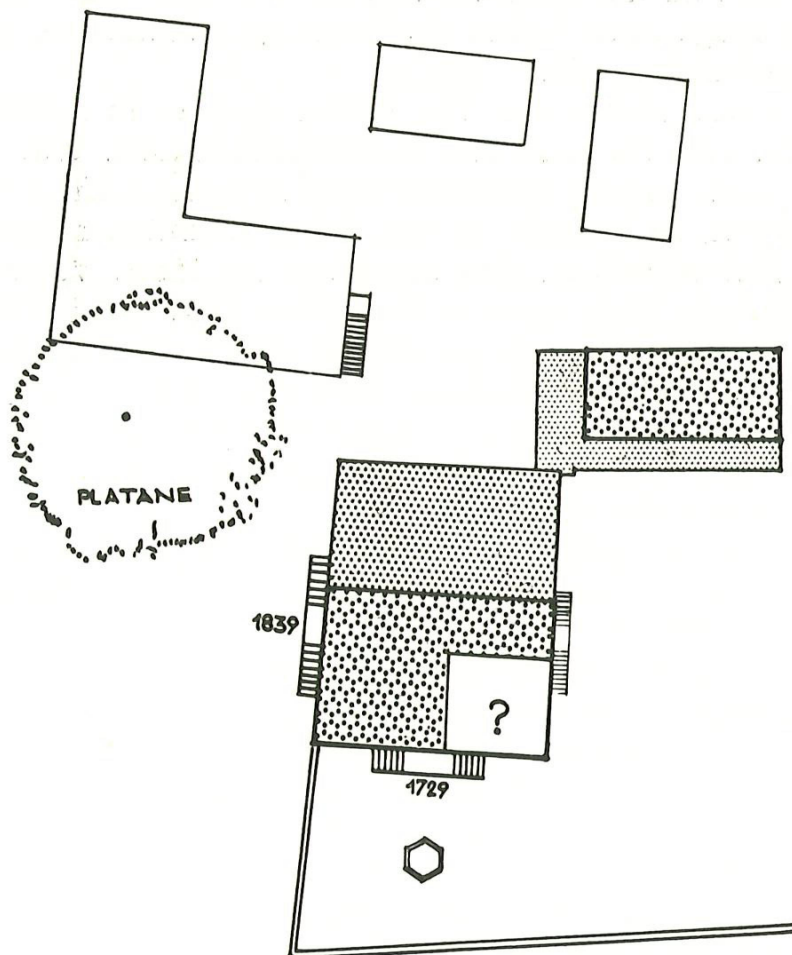
1729 TREPPE , 1839 VERLEGT



1753



1839



sicher Eschers Taufgötti — habe. Die Einsiedlische Zehntenpflicht, der heutigen Kirchensteuer entsprechend, besagt nicht etwa, dass Eschers Gut Einsiedlisches Lehen gewesen sei. Es ist hier zu unterscheiden zwischen Lehensgütern des Klosters, die dem Amtmann zum Ertrags-einzug unterstanden und übrigem Grundbesitz, der nur Kirchenzehnten — auch nach Einsiedeln — zu leisten hatte.

Junker Marx Escher d.J. war ein Dreissiger, als sein Vater starb. Wohl wäre das ehrenvolle und einträgliche Amt dem älteren Bruder zugefallen, doch dieser verzichtete zugunsten des jüngeren, da Hans Conrad selber damals bereits wusste, dass er kinderlos bleiben würde. Die junkerlichen Escher waren in der Wahl ihrer Berufe adelsstolz und wählerisch, traten auch nicht gerne in kämpferische Konkurrenz gegen andere Anwärter. Erbliche Aemter waren ihnen erwünscht, wo sie nur unter sich zu tun hatten. Schon 1643 schrieb Vater Escher an den Abt, man möge seine Söhne als Nachfolger bestätigen, was ihm auch 1645 zugesichert wurde.²⁰

Marx Escher war verheiratet. Wir finden darüber in seinem Tagebuch wiederum eine für jene Zeit bezeichnende Notiz. War der alte Escher schon nach kurzer unsentimentaler Witwenschaft (5 Monate) wieder verheiratet, so besorgte er sich mit erstaunlicher Promptheit, zum zweiten Mal verwitwet, eine Sohnsfrau ins Haus. Vater Eschers zweite Frau, Barbara Hess, starb im Spätwinter 1654 und im Tagebuch finden wir: «Als mein Vater nit gut funden, dass keine Frau in diesem haus seye, hat er mich angemahnet, zu der heirate, er wolle mich mit der frauwen im haus halten — darauf ich mich mit seinem guten wüssen und willen eheliche verlobt mit Jungfrau Maria Grebel» — am 29. Mai 1654 war die Hochzeit.

«1661. jahr war ein gantz fruchtbahr jahr. Ich hab an meinen 5 Jucharten Reben im Meilerveld gewümmet 156 Eimer 8 Töpf über den Zehenden» (ca. 16 000 Liter).

«1671 am 17. August, kam der Fürst (Abt von Einsiedeln Augustin II. Reding v. Biberegg) samt seinem Begleit von Fahr wieder allhero (Zürich), und nach genomner Mittag Mahlzeit ist Er in seinem Schiff nach Pfäfficken verreist, ich begleitete sie bis ins Meilerfeld, da sie noch einen Trunk in meinem Guth genommen.»

«Im 1675 wümmete man erst ausgendts Octob. und anfangs Novemb. Es gab ein sehr saurer Wein. Man musste die Trauben unter dem Schnee in grosser Kälte ablesen, ward darum der Schneewein genant».

«1686 16. Mai gab es zu Meilen blühende Trauben».

Von seiner Tätigkeit als Amtmann, von seiner Frau und seinen vier Söhnen berichtet er so gut wie gar nicht; dagegen erwähnt er:

«1684 3. Juli starb mein Lehenmann Hans Heinrich Sutz zu Meilen».

Sein Aeltester war Hans Erhard, dem wir die zu Anfang erwähnte Beschreibung des Zürichsees verdanken, die für die Geschichte dieser Gegend viel Wissenswertes enthält, auch mit einer hübschen Landkarte und einem Meyer'schen Prospekt (Titelblatt) versehen ist. An ihn erinnert in der Mariafelder Eingangshalle noch eine mächtige Stücklitruhe der Spätrenaissance, gezeichnet H.E. E. 1680 (das H. wurde später entfernt).

Noch zwei Söhne erreichten das Mannesalter, einer heiratete; aber keine Enkel waren dem Amtmann Marx d.J. beschieden.

1686 starb Eschers Frau Maria Grebel — er heiratete im folgenden Jahr Anna Barbara Escher vom Luchs, die Tochter des Obristen Peter und der Dorothea v. Graffenried — diese Ehe blieb kinderlos.

Mit zunehmendem Alter fährt Marx Escher alljährlich mit seiner Frau, oft auch mit Sohn und Sohnsfrau ins Meilerfeld, um dort in Kräutern zu baden. Wir vermuten, dass der Krautgarten vor dem Badhaus angelegt war, wie wir ihn aus der Abbildung Seite 25 erkennen können.

«1690 9. Heumonat fuhr ich und meine Frau gen Meilen in mein gut ein Bader Cur daselbst zu haben».

«1691 1. Aug. hatten wir zu Meylen ein 9 tägige Bader Cur — ebenso 1692 eine 13 tägige.

Aber auch die andere Hälfte des Badhauses, der Festsaal, kam zu Ehren:

«1693 22. Mey kamen von Pfefficken im Schiff in mein guth im Meilerfeld Ihr fürstl. Gnaden Herr Raphael (v. Gottrau) Abt zu Einsidlen, Herr Mauritz Fleckenstein Conventual, Herr Lazarus Heinrich Cantzler, Herr Secretaire Carl Francis Kreuel, Item Cämerling, Margstaller, Laquey sambt 3 Schiffmannen und 6 pferdten, dise Herren haben ein Mittagsmahl in Frölichkeit mit uns genommen, und sind noch selbigen Tags zu pferdt uf Fahr gereiset, die Schiffleuth aber nach Pfefficken.»

Der Festsaal mit den langen Fenstern bis zu den Gartenbeeten, die blühenden Matten im Infang, die grünenden Rebenhänge der Frauenkammer, sie alle haben an diesem frohen Mittagsmahl teilgehabt, und auch der Chronist im Kloster daheim erhielt Kunde davon und schrieb sorgfältig nieder, der Nachwelt zu bewahren, was die geistlichen Herren draussen, reformierten Gebiets, erlebt hatten:

«Wie gemerkt, seynd ihrer Fürstlichen Gnaden disen Abend auf Pfeffiken kommen, wo sie auch eins und anderes zu sehen vorhatte. Nechsten Morgen celebrierte Sie früher, namen darüber ein Frühstück,

gingen hernach mit ganzer Aufwart in das Schiff, darin auch die Pferdt gestellt worden, liessen sich bis auf Meilen stossen, wohin Herr Amptmann Marx Escher sie ganz angelegentlich eingeladen, kehrte deretwegen bei ihm in seinem Guet genannt im Veld zu und speiste dorten zu Mittag. Gesagter Herr Amptmann, welcher diese Gelegenheit schon lang gesuecht und verlangt hatte, stellte ein Fürstl. Tractation auf, neben dem kostlichsten alten Züricher Wein, von 12, 15 und 16 Jahren, also dass der Aufwart Ihrer Fürstlichen Gnaden über selbst eigener vermeinen mehr Dampf in Kopf bekommen, als dass Sie in allem netto aufwarten möchten. Seynd gleichwohl alle mit Ehren aus dem Haus kommen. Aber als sie zu Pferdt gesessen und fortgeritten, finge mithin einer zu schwanken: und nach dem sie auf der Strass ein wenig halten müsste, und underdessen vom Pferdt gestigen, nachgends sich mit zimmlich grosser Difficultet wider auf die Pferdt gebracht. Wahrum auch sie so lang gesäubt, dass Sie zimmlich spath, gleichwol mit Glück nach Var (Fahr) ankamen». ^{21a}

Dieses fröhliche Gezeche war der Abschluss von Eschers 34jähriger Amtstätigkeit – schon 1694 resignierte er und übergab sein Amt Johann Caspar Hess. ^{21b}

Die Amtsaufgabe brachte das Verlassen des Einsiedlerhofs auf Dorf mit sich, und Junker Marx zog in das nahegelegene Haus zum «steinernen Erggel» (Ecke Trittligasse/Oberdorfasse), das er von seiner Base Edlibach ererbt hatte.

Im Meilerfeld sind die frohen Tage der Einsiedler Besuche nun zu Ende. Der Junker alt Amptmann geht mit seiner Frau nur noch im Brach- oder Heumonat zu zehn- bis vierzehntägigen Kräuterkuren hinaus.

1705 feiert der Patriarch im Meilerfeld noch ein bäuerliches Fest: «21. Heumonat, hat mein Taufgötti und Lehenmann Marx Sutz aet. 34 Hochzeit zu Meilen gehalten mit Elsbeth Sträulin von Wädenschweil. Die Mahlzeit war in meinem Haus im Meiler Veld und waren an der Hochzeit meine beiden Söhne Gerold und Hans Conrad und auch die Sohnsfrau, Frau Anna Dorothea von Schönau. G.G.G.» ^{21c}

Ab 1712 haben wir keine Aufzeichnungen mehr. Der 84-jährige Junker ist des Niederschreibens müde geworden.

Da Amptmann Escher alle seine Söhne überlebte und keine Enkel hatte, vermachte er das Gut seinem Vetter, dem Junker Hans Heinrich Escher «an der Thorgass». Doch auch diesen hatte er überlebt, als er 1719 im hohen Alter von 92 Jahren starb. So waren die Kinder des verstorbenen Veters seine Erben; es waren zwei Söhne und vier Töchter. ²²

Nach dem Zürcherischen Stadterbrecht von 1716 «haben Söhne vorzugsweise ein Recht auf die Liegenschaften, welche ihnen um einen billigen Preis zu überlassen sind, der jüngste Sohn hinwieder vor seinen Brüdern ein Vorrecht auf das Wohnhaus des Vaters. Endlich theilten dann die Brüder mit ihren Schwestern die gesamte Erbmasse so, dass auf jeden Sohn fünf, auf jede Tochter vier Teile kommen, oder wie sich unser Recht ausdrückt, zu fünf und vier Pfennigen».²³

Dem sogenannten Minorat im altschweizerischen Erbrecht, noch heute in gewissen Gegenden des Kantons Bern üblich, lag die Ueberlegung zu Grunde, die Bevorzugung des jüngsten Sohnes sichere eine längere Besitzzeit und dadurch weniger häufigen Handwechsel. Ausserdem galt die Erfahrung, dass ältere Söhne, oft vom Vater unterstützt, bereits selbständig und vermöglich seien, wenn dieser sterbe, während der Jüngste über den Tod des Vaters hinausreichender Bevorzugung bedürftig sei und eben deshalb den Hof bekommen sollte. Auch war es richtig, den Aeltesten nicht wartend auf des Vaters Hof seine besten Mannesjahre dahin streichen zu lassen, sondern diese neuem Besitz zuzuwenden. Die zweite Eigenart des damaligen Erbrechts nennt man den sogenannten «Mannsvorteil», wir finden ihn heute noch teilweise in Graubünden.

Obwohl Obervogt Hans Heinrich Escher schon 1716 gestorben war, wurde sein Erbe erst am 4. Juni 1720 verhandelt, d. h. nachdem das Meilergut auch in die Erbmasse gefallen war.

Das Haus an der Thorgasse, eben das Wohnhaus des Vaters, ward auf 3000 Gulden bewertet und dem jüngeren Sohn Diethelm zugeschlagen (er hiess nach seinem Grossvater Holzhalb so): «das Landtgueth zu Meylen mit aller zugehör, welches erst nach Seinem Selligen hinscheid seinen hinderlassenen Erben, von dem Junker Amptmann Escher im Steinernen Ergel lt. Testaments, vermächnußsweiss anheimgefallen» trägt den lakonischen Vermerk «ohne Werth».²⁴

Wir erklären uns diese überraschende Taxierung aus Gründen, vielleicht der Erbsteuer oder um Unfrieden seitens der anderen Escher-Grossvettern zu vermeiden — denn der Ertrag an Wein allein aus dem Jahre 1711 besagt, dass das Gut keineswegs ohne Wert war.

Der Teilrodel fährt weiter: «welche Summa (die Gesamterbschaft) mit consens, und zufridenheith sämtlicher Erben in sechs gleiche Theile zu vertheilen geordnet worden; — jedoch mit dem Vorbehalt, dass dannzumahlen, der väterliche Vorthail, so dennen zwey Junkern Söhnen hiervon gebürte, Ihnenn, auff demm Landgueth zu Meilen (so hiervornen vor nichts gewerthet worden) solln gezeiget werden». Mit anderen Worten also, von 1720 an sind die neuen Besitzer des alten

Ramenschül die Brüder Jkr. Hans Georg (1692–1751) und Jkr. Diethelm (1696–1755).

Der Aeltere der Beiden heiratete 1726 Esther Escher vom Glas, ward XVIIIer vom Rüden, Beisitzer der Reformationskammer und schliesslich Obervogt zu Laufen – er blieb aber kinderlos.

Wir müssen vermuten – leider blieb die Suche nach entsprechenden Aufzeichnungen erfolglos –, dass er für seine junge Frau im Landgut draussen die ersten Verschönerungen des 18. Jahrhunderts vornahm und wir ihm in solcher Hinsicht manches verdanken.

Der uns bereits bekannte Altbau über der Seeterrasse erhielt im Oberstock zierliche doppelflüglige Nussbaumtüren, alle Zimmer untereinander verbindend und auf die obere Halle ausmünden lassend. Originelle flache Messingschlösser mit kleinen Drehknöpfen, die uns als Kinder so oft Schwierigkeiten im Oeffnen machten, sind in einer Leichtigkeit und Schlichtheit ausgeführt, die wir für diese Zeit kaum erwarten möchten. Die hellen Stuben gegen den See erhielten weiter einfache, aber gekonnte Mittelstuckaturen und Deckensimse und endlich in der Nordwest-Ecke, mit dem Blick in Richtung auf das ferne Zürich, entstand ein ländliches Prunkzimmer für die Herbsttage. Besonders schön gemasertes, durch verhaltene Einlegearbeit belebtes Nussbaumtäfer und ein weissblauer prachtvoller Turmofen des Johannes Reiner²⁵ strahlen für die kühlen Wümmetabende trauliche Geborgenheit aus. Vom Ofen her kennen wir das Jahr dieses Umbaues, 1729, ist er doch in der mittleren Kron-Kartusche signiert und datiert. Der Ofen zeigt auf einer Kachel die bislang älteste Ansicht des Hauses (s. Abbildung Seite 25), die uns für die Baugeschichte so wertvolle Dienste leistet. Feudal umringen auf dem Ofen die Ansicht des schlichten Landhauses solche der Schlösser Sonnenberg, Frauenfeld und Baden. Die Stuckaturen über dem Täfer, zur Decke überleitend, zeigen Verwandtschaft mit denen des Festsaaes im Rüden in Zürich und dürften bei der Zugehörigkeit der Luchs-Escher zu Constaffel und adliger Stube von der gleichen, wie man dort vermutet, italienischen Meisterhand stammen.

Draussen an der Seefassade entstand eine grosszügige Doppeltreppe zu den Räumen des Untergeschosses führend, mit schönem Geländer damaliger Schmiedeisenkunst; Kugelknaufe auf den Zwischenstäben, breites Bandwerk, Akantusblätter und schwungvolle Barockornamente (C-Voluten) ländlicher Behäbigkeit sind Zeugen der französischen Régence. Dieser Freitreppe vorgelagert entstand ein sechseckiger Springbrunnen aus klammerverstrebten grossen Sandsteinplatten, dem Garten einen Hauch jener Lustgartenpracht zu geben, die wenige Jahre

früher (1723) in der Herrliberger «Schipf» Hans Conrad Escher (Glas) — Pestaluz mit seinem prachtvollen Saalbau und Terrassengarten entfaltet hatte.²⁶

Leider wissen wir aus der Zeit dieser Escher'schen Nachfahren wenig, da sich keine Aufzeichnungen erhalten haben. Wir sind auf die Lebensdaten der Besitzer angewiesen.

1751 stirbt der kinderlose Hans Georg. Von nun an ist Junker Diethelm Alleinbesitzer, und der bald sechzigjährige Constaffelherr beginnt von neuem das Haus auszubauen und es zum Heiratsgut für seine Tochter Küngolt zu rüsten.

Ein stattlicher Neubau wird zwischen das alte Haus der Vorfahren und das Badhaus mit dem Einsiedlersaal eingefügt, breit und an die zwei Meter über die Firsthöhe des Altbaus hinausragend.²⁷ Im Gebälk des Daches finden wir in einer Balkenfuge die Jahreszahl 1753. Im folgenden Jahr berichtet David Herrliberger in seiner Topographie:

«Nicht weit darob (Bünishofen) ist das schöne und fruchtbare Meyerfeld, allwo Junker Ratsherr Diethelm Escher ein treffenlich Landgut hat von vielem und kostbarem Räbgwächs, neu angelegten Gärten, nach neuer Façon erbautes Lusthaus, und ein im Felsen gehauenen Keller; der Ort ward ehemals die Romenscheuer genannt.»²⁸

Der 1753 erstellte Hochbau enthielt, etwas unter dem Hofniveau, eine gewaltige Weintrotte von etwa sechs Meter Höhe, sieben Meter Breite und etwa acht Meter Tiefe; rückwärtig stiess die Trotte an die Weinkeller des Altbaus. Links und rechts von der Trotte lagen Kammern und Nebenräume im Keller- und Zwischengeschoss. Ueber der Trotte entstand ein festlicher Saal im ländlichen Rokoko. In den Ausmassen der Trotte gleich, griff der Raum über die Höhe der übrigen Wohnräume hinauf in den grossen Hofgiebel. Hohe, sprossenunterteilte Fenster^{29a} blickten hinaus auf den Hof und die ansteigenden Rebhänge des Huderst und der Nadlen. Ursprünglich in weiss und gold gehalten, war der Saal möbliert mit einer Spiegelkonsole zwischen den Fenstern und weissgoldnen Rokokosesseln mit Schwänen und Muschelornamenten an der Rückenlehne. Die Türen wurden denen des dreissig Jahre früher verschönten Altbaues nachgebildet. Die Decke zeigte ein Stuckdekor in schlichter Beschwingtheit. An den Saal angrenzend entstanden zwei längliche, dreifenstrige Schlafkammern für Gäste und Freunde. — Das Mobiliar ist noch heute im Hause, und die Grundidee dieser Bauetappe hat sich bis zur Gegenwart erhalten, wenn schon der gewaltige Trottenraum 1839 zu Wohnzwecken umgebaut wurde. Der Saal war ursprünglich ohne Heizung, nur für sommerliche Feste gedacht. Der südliche Wohnraum (heute Bibliothek gegen den Garten,

erhielt dagegen um 1770 einen weiteren Turmofen für die Wümmetage: weiss mit schwarzblauen Rocaille-Ornamenten und Landschaften in der Art der J.R. Hoffmann und Daniel Düringer.^{29b}

Möglicherweise ist in der gleichen Bauperiode ein weiterer Ausbau des Lehenshauses erfolgt. Etwas zurückgesetzt erhob es sich parallel zum alten Herrenhaus mit strohgedecktem Mansardendach. Unten waren Keller und Ställe, darüber die Wohnung der Lehensleute und, ins Dach hinaufstrebend, die Heubühne.

So mögen wir uns das Landgut im Meilerfeld vorstellen, wo 1755 der Grundherr und Neubauer während des Wümmets überraschend und im Alter von nur 60 Jahren starb, betrauert von seiner Witwe Elisabeth, seiner Stieftochter Greuter^{30a}, und seiner jüngsten, dem damals 16jährigen Fräulein Küngolt.

Diese junge Dame war durch den Tod des Vaters zu einer an Häusern und Gütern gesegneten Erbtöchter geworden, waren ihr doch ausser dem neu erbauten Landgut das Stadthaus an der Thorgasse und vom Onkel her der «steinerne Erggel» zugefallen.

Die Junker Wyss 1760–1839

Ein anderes Landgut in Obermeilen, den junkerlichen Vettern^{30b} im «Sonnenhof» benachbart, sah damals hin und wieder einen jungen Herrn als Begleiter des Bürgermeisters Hans Caspar Escher vom Glas (1678–1762). Dieser junge Kavalier gewann das Herz der Herrin des Landguts im Feld, das von See und Landstrasse aus so stattlich und ganz nach neuer Façon anzusehen war.

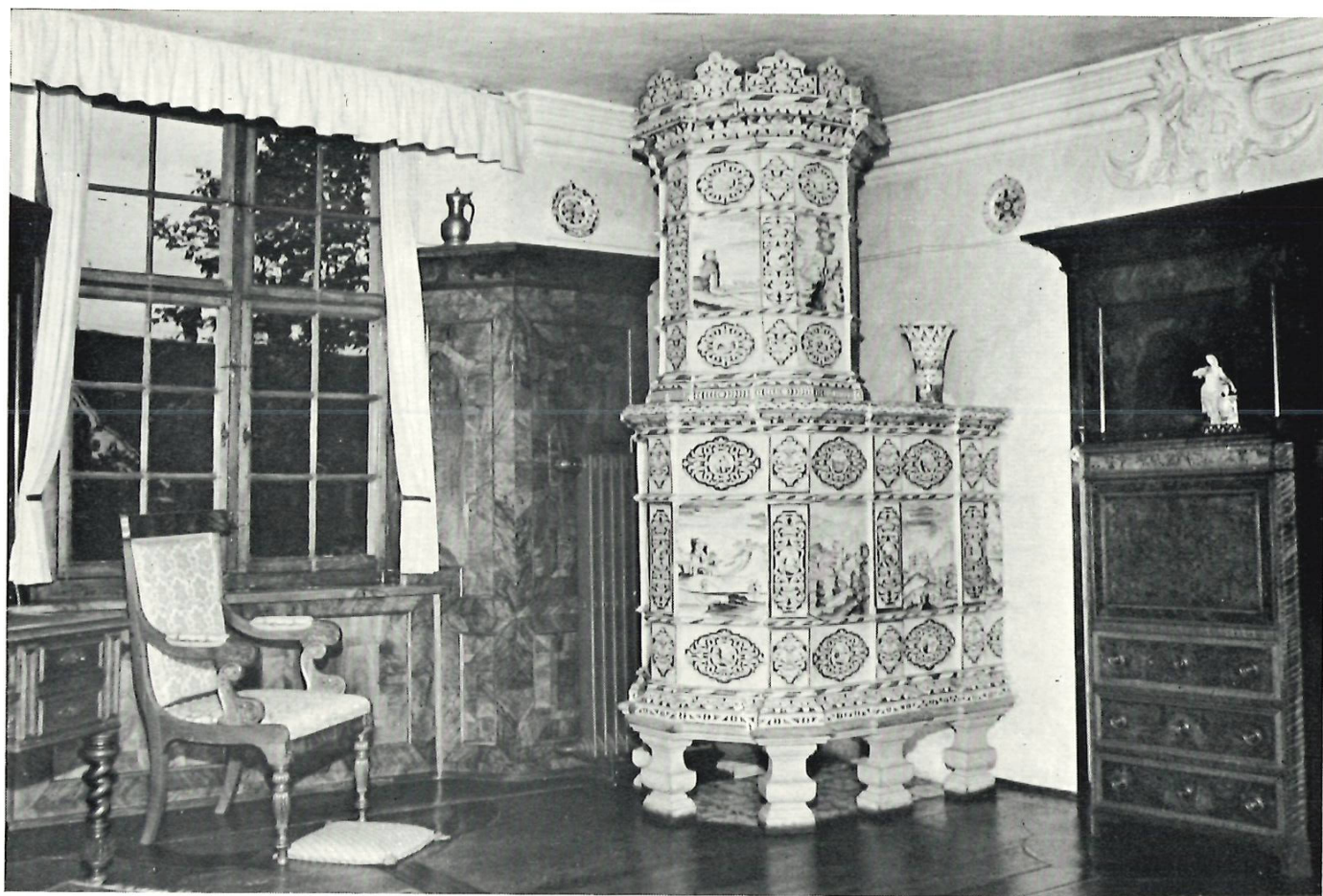
Junker David Wyss, damals 23jährig, früh von Vaterseite verwaist, hatte in eben seinem mütterlichen Grossvater Bürgermeister einen trefflichen Lehrer gefunden. Dieser bedeutende Staatsmann hatte David besonders ins Herz geschlossen, da er seinen eigenen Sohn früh verloren hatte. Väterlicherseits stammte David Wyss aus der alten Stadtfamilie der «Wyss vom Angel», sogenannt nach ihrem Wappenbild (silberner Angel auf schwarzem Grund).^{30c}

Noch zu Lebzeiten des Grossvaters Bürgermeister heirateten die jungen Leute im Januar 1760. Mit dem Ehepaar Wyss-Escher zog frohes Leben in das erneuerte Landgut; zu Sommerferien und zum «Krähhahnen» im Wümmet kamen jetzt wieder junge Leute.

An die Hochzeit von 1760 erinnert der stattliche Brunnen im Hof des Meilerfelds, der aus diesem Anlass aufgeführt wurde.^{31a} Aus muschelgeschmücktem, schon Anfänge des Zopf- und Guirlandenstils verratenden Aufsatz springt das frische Quellwasser der Brunnenstube an der Nadlen in den grossen Steintrog.



Das Landgut im Meiler Feld 1729
Darstellung auf einer Kachel des Ofens von Johannes Reiner



Das Nussbaumzimmer mit dem Ofen von Johannes Reimer
1729
vgl. auch Abbildung Seite 25

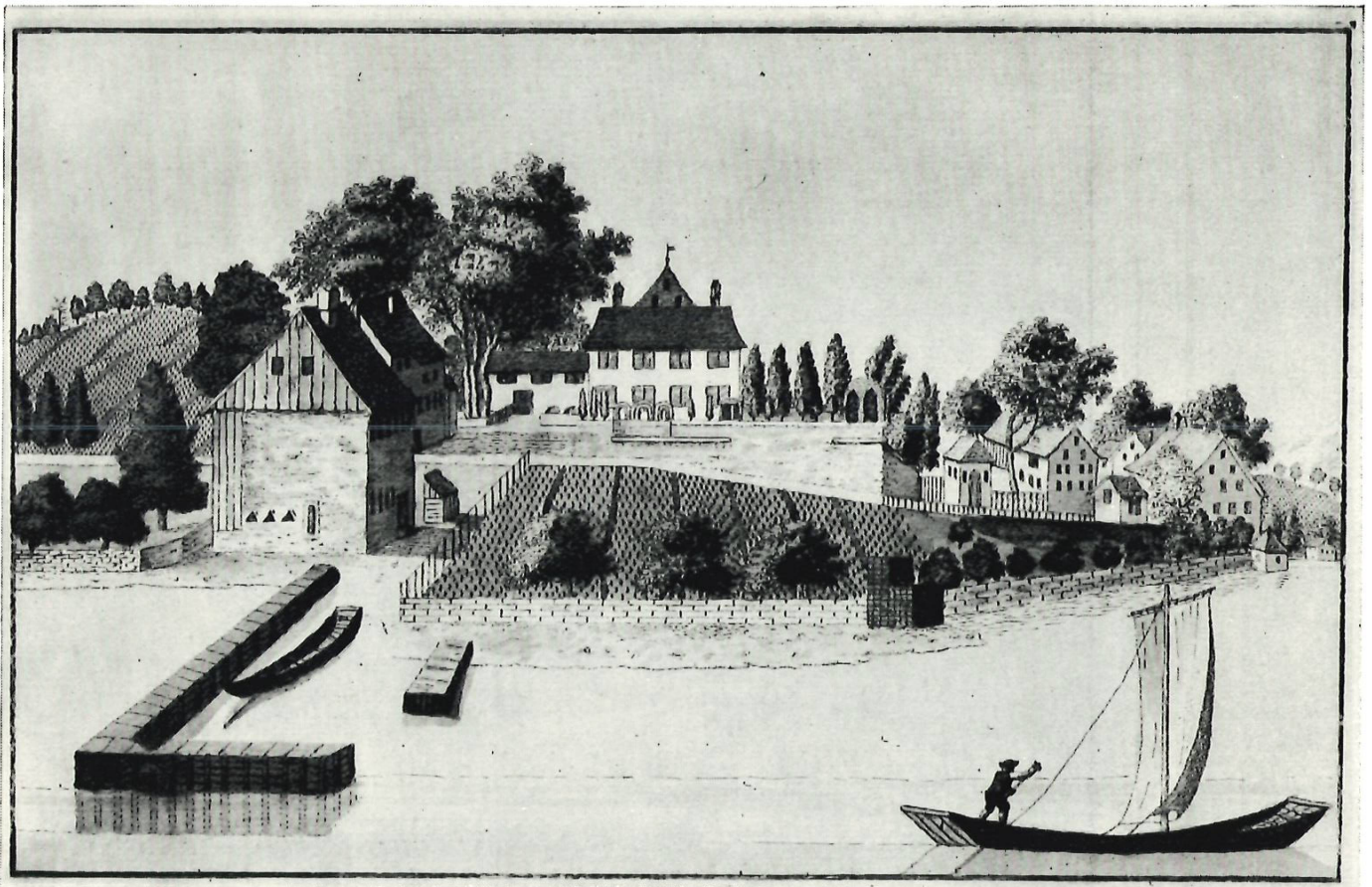
Rechts oben :

Junker Diethelm Escher (1696—1755) der Erbauer des Saalbaus
(Porträt im Besitze von R. Huber, Bern)

Rechts unten :

Junker Bürgermeister David Wyss d. Ae. 1737—1815
Frau Küngolt Wyss geb. Escher vom Luchs 1739—1810
(Miniaturen um 1805 im Besitz der Familie v. Wyss)





Ramenschül

«au bord du Lac de Zurich du Coté de L'orient dessiné d'après la Nature,
Contenant les Environs et la Campagne de Mr. de Weys»

Gezeichnet von H. Bruppacher 1790, gestochen von J. Hofmeister
Gezeichnet von H. Bruppacher 1790, gestochen von J. Hofmeister

Links vorn Haab und Haus zum «Christoffel» vor dem Umbau von 1819; dahinter ein Haus, das evtl. identisch ist mit den Häusern an der Nadelgasse (verzeichnet) oder an deren Stelle stand; dann Lehenhaus und Haupthaus des Landguts, über dem Dachfirst sichtbar der Saalbau von 1753; hinter Bäumen verborgen das Badhaus mit dem Gartensaal; am Ende der Mauer das Spritzenhäuschen; dann das heutige Naefenhaus (das Zellerhaus fehlt noch, stammt ca. von 1800/1810); dann der Giebel der alten Post und davor das «Fierzenhaus» mit dem Waschküchlein am See.

Noch ehe eine Kinderschar das Haus durchjauchzte, schrieb die junge Herrin am 3. März 1762 ihr Testament nieder: «Die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, von welcher alletage lebhaft beyspielle sich erzeugen, ist eine kräftige Ermahnung, für alle Stände und alter, sich der unausweichlichen Sterblichkeit zu erinnern und in der ungewissheit der Stunde unseres todes, die nötigen Anordnungen vor der ankunft desselben zu bestimmen; desnahen ich auch anmit, zu meiner beruhigung, unangesucht und unangefochten, auss meinem freyen willen und gutem vorbedacht, bey gottlob gesunden leibs und Seellenkräften eint und andere verordnungen, in diesseren meinem Testament setzen wollen».

Dem Junker Ehgemahl vermachte sie: «zu einer etwelchen erkantlichkeit, für seine mir erwiesene Liebe und treu, den fünften theil aller meiner an ligenden gütteren, heüsseren, gelt, Capitalien, meubeln und weinen völlig zu eigen, darmit zu schalten und walten nach seinem belieben», alles übrige Vermögen zu lebenslänglicher Nutzung. Sollte aber der «Junker Ehgemahl sich wiederum verheurathen, so solle selbigem das landgut zu Meilen mit meublen und weinen, dass hauss an der thorgass samt zehntausend gulden an Capitalien lebenslänglich zu gebrauchen überlassen seyn.»

Die Junkerin blieb gesunden Leibes; drei Söhne und zwei Töchter wurden den jungen Edelleuten geschenkt, denen wir in der späteren Geschichte des Hauses noch begegnen werden.

Junker Wyss war von 1771–1778 Landvogt zu Kyburg.^{31b} Nach der Rückkehr in die Stadt suchte er in seiner freien Zeit oft das Landgut am See auf. Von hier aus schrieb er dem inzwischen 16jährigen David dem Jüngern: «Freie Zeit und die unschuldigen Vergnügungen des Landlebens sind die beste und vornehmste Erquickung nach arbeitsvollen Tagen für Geist und Leib. Der herrliche Reichtum der Natur erweckt die lebhaftesten Empfindungen einer wahren Verehrung des Schöpfers derselben und giesst damit der Seele die süsseste innere Stille und Zufriedenheit ein, die uns am fähigsten macht, wahre Freuden dieses Lebens in Unschuld zu geniessen . . .»³²

1781/82 war Wyss Vater an den Mediationsverhandlungen in Genf, wo Bern und Zürich zugunsten der dortigen Bürgerschaft gegen den feudalistischen, von Frankreich genährten Standpunkt des Magistrats Stellung nahmen.³³

Nach dem Sechseläuten von 1782 schreibt er seinem Sohn David nach Halle: «Gestern hat Dein Bruder Salomon auf der Schuhmacherzunft als Vikar Deiner Stubenmeisterstelle sehr gut fungiert. Die Herren Schuhmacher haben vom guten Meiler Wein auf Deine Gesundheit

getrunken. Die erste Stufe der Ehren der Republik hast Du also bereits hinter Dir». Dieser Salomon, jüngster Bruder Davids, ist kein Geringerer als der spätere Mitbegründer der grossen Firma Escher-Wyss in Zürich.³⁴ Und der kredenzte Zunftwein dürfte vom Landgut im Meilerfeld gekommen sein, nach der alten Tradition «under den guten Weinen nicht der mindste, den unterschiedenliche gute Fründe mit mir zum öfteren versucht haben».

Wenige Wochen später rüstete sich David Wyss mit seinem Freund Kilchsperger³⁵ dann zu einer Studienreise durch das nördliche Deutschland, und besuchte in Holland den mittleren Bruder Diethelm, damals Leutnant im Schweizer Regiment Escher-Luchs, einem Vetter der Mutter Küngolt gehörig. Diethelm war später der letzte Wyss im Meiler Feld. Die Briefe sagen über dieses militärische Placement: «... NN, lieutenant dans la compagnie du général Escher a péri par un accident et Mr. le général m'offre le drapeau vacant pour le Diethelm — voilà le second drapeau qu'on m'offre et j'accepterai celui-ci.»^{30b}

1784 finden wir den jungen David zusammen mit dem Dichter Martin Usteri in Paris. Die jungen Zürcher Studenten reisen mit Empfehlungen der grossen, in der ganzen damaligen Welt verehrten Mitbürger: Salomon Gessner, Idyllendichter und Vater der Zürcher Porzellan-Fabrik im Schooren, und St. Peter-Pfarrer Johann Caspar Lavater. Der «feine Zürcher in Paris», Henri Meister, führt sie ein bei Diderot, Florian und Mme. de Genlis und vermittelt ihnen damit Eingang in die letzten Salons der Vorrevolution.

Während die Söhne draussen in der Welt sich ausbilden, widmet sich der Vater der Zürcherischen und Eidgenössischen Politik. Trotzdem findet er Zeit, sich um den Weinbau zu kümmern: (17. August 1781:) «Nous eûmes un orage terrible, la grêle fit un dommage très considerable depuis Rüschlikon jusqu'au convin de Horgen et depuis Küsnacht le village jusque près du Rossbach. Elle a presque tout abimé en der vorderen und der hindern Schipf. Cette semaine nous a'vons eu tous les soirs des orages. Les raisins mûrissent à vue d'oeil, mais la vendange ne sera pas si abonndante qu'on l'a cru il y a quatre semaines. Flak et Brenner ont bien enlevé le tiers. Je conte de passer encore la plus grande partie de la semaine prochaine à Meilen.» (21. September:) «Dans une huitième de jours les vendanges commenceront chez nous.» (Ein paar Tage später:) «Depuis que je suis à la campagne il fait un temps terrible de pluie et de froid, nous voyons de la neige... dans le voisinage. Nous aurions commencé la vendange vendredi, si il faisait... des beaux jours. Vraisemblablement nous

commercerons lundi.» (später:) «On ne parle que du mauvais temps, du Baromètre et des raisins.» (nach weiteren drei grauen Tagen:) «Le beau temps est revenu, et nous avons commencé nos vendanges. Je espère à présent de pouvoir les finir tranquillement à ma campagne. Pendant les vendanges il pourrait bien arriver qu'un jour de poste vous fussiez sans nouvelle de moi: dans ce temps les bateaux ne vont pas régulièrement. Il faut vous écrire le matin, comme ordinairement le soir, et attendre alors l'occasion de l'envoyer à Zurich». (9. Oktober:) «Je m'arrête encore tranquillement à ma campagne. Nous finirons nos vendanges après demain; elle est très abondante, en général un cinquième de plus qu'ont avait estimé». (16. Oktober:) «Nos vendanges sont allées jusqu'à 200 Eimer (20 000 l) dans la cave ... on m'appelle à souper. . .»

Klingt solches Berichten nicht wie die vertrauten Gespräche der Gegenwart mit unserem Weinpfleger Huber in Mariafeld? Im Sommer sind's Fleck, Brenner, Mehltau, Hagel und was man alles kennt, was des Weinbauern Stirne in bedenkliche Sorgenfalten legt. . . und im Herbst ist doch alles gut und weit mehr als man erwartet hat. Wie vorsichtig sind diese wetterfesten Landleute in ihren Prognosen!

«J'ai enfin pu fermer mes livres de trésorerie (10. Oktober 1783), le lendemain je suis parti pour Meilen où la chère Maman se trouvait depuis huit jours; aujourd'hui nous avons commencé nos vendanges qui sont abondantes. . . Nous avons à Meilen un jeune ministre Ulrich qui a passé quelques temps à Paris pour apprendre la méthode de l'abbé de l'Epée et fait ici sur un jeune Meyer né muet l'épreuve de son savoir.» Der junge Pfarrer Salomon Ulrich wurde später Wyssens Schwiegersohn und siedelte sich im Ruhestand mit Frau und Tochter Küngolt auch im Meilerfeld an; er kaufte 1835 das Hirzel'sche Landgut zum «Feldegg», dessen Herrenhaus nach ihm lange Zeit «Chorherrengüetli» genannt wurde.

Im April 1785 heiratete David jünger Magdalena Werdmüller und begann seine Laufbahn als Ratssubstitut und Sekretär an den Tagsatzungen. Dank seinem Fernsein von zu Hause haben wir für spätere Jahre manche Briefe des Vaters, von denen wir aber nur die in Meilen geschriebenen für unsere Skizze berücksichtigen.

1788 sind die Trauben dank grosser Wärme ungewohnt schön und zahlreich, «sodass es den stärksten Herbst von langen Jahren her geben kann.» Hinter diesem herrlichen heissen Sommer dräuen aber schon die Wetterwolken, die ein Jahr später den europäischen Himmel verfinstern werden. Vater und Sohn Wyss sind in der Vaterstadt oder nur vorübergehend in auswärtiger Mission auf Tagsatzungen, Konfe-

renzen und Gesandtschaften, der Vater Wyss in steigendem Ansehn, dem amtierenden Bürgermeister Kilchsperger aus der «hinteren Schipf» nahestehend, der Sohn in enger Mitarbeit dem Vater verbunden.

Aus der Briefstelle vom 4. Oktober 1793: «So ruhige Tage wie diese Wochen habe ich seit zwei Jahren nie genossen. Sie bekommen mir sehr gut . . .» erkennen wir, dass die staatsmännische Inanspruchnahme wächst. Seine grossen Verdienste, seine Gewandtheit und Beredsamkeit waren in der Zeit, da klare Köpfe Not taten, in immer höherem Ansehn. «Seine kräftigen, feurigen Worte galten gleichsam als Orakelsprüche. Er wurde fast angebetet.»³⁶

Wie sein Grossvater einst hinter der grossen Hecke des «Traubensbergs» in Zollikon gerne die Bauerngespräche der Landstrasse sich anhörte, weil kein Obervogt ihm so wahrheitsgetreu berichten könne, so benützte Wyss seine Aufenthalte in Meilen, um mit den Bauern Fühlung zu halten. Die Karossen- und Schiffsfahrten von Meilen nach Zürich boten ihm Anlass zu Gesprächen mit dem Volk. Klar erkannte er die keimende Unzufriedenheit, das Vordringen nicht immer fähigster Männer und die Gefahr der Missleitung erhitzter Gemüter.

Am 12. Mai 1795 waren in der Stäfner Hofgemeinde neun Abgeordnete bestimmt worden, sich in Küsnacht Abschriften der alten Rechte zu holen. Am 15. Mai aus Meilen: «in d. heil. Wochen (Himmelfahrt) beschäftigt sich der Satan am meisten auf diesem Erdboden. Bei uns kann er keine schönere Gelegenheit als bei unseren Landpatrioten finden. Mittwochmorgen, ca 9 Uhr sehe aus meiner oberen Stube neun wohlgerüstete hastige Männer hier vorbeiziehen, die gegen mich am Fenster etliche mal zurückblickten, ich vermutete und sagte wirklich den Meinigen, das scheinen mir bekannte Patrioten, die wieder mit etwas in Jast gebracht worden. Eine Stunde darnach erzählte mir der Bartputzer, was in der am Sonntag gehaltenen Gmeind Stäfen vorgegangen. Von Horgen habe ich Bericht erhalten mit Beifügen, dass heute das ganze Gericht zu den Obervögten begehrt und dass Untervogt nun auch zu der Mehrheit getreten. — Wann sie nichts weiter begehren, als was am Kappeler Brief redlich verstanden enthalten ist, so kann ich das begreifen. Ich habe die Trinkkur angefangen, was mich in die so nötige Ruhe versetzt, zu erwarten, was die Väter des Vaterlandes hierüber verfügen».

Am 20. Juni ward David Wyss selber «Vater des Vaterlandes», indem er zum Bürgermeister an der Seite seines Freundes Kilchsperger gewählt wurde.

Nach Meilen war der Ruf nach «Freiheit-Gleichheit-Brüderlichkeit» schon aus der Grenzbesetzung von 1792 bei Basel und Genf heimge-

bracht worden. Im Schoss der Lesegesellschaft am See, der Adjutant Wunderli zur Gerwe, der Löwenwirt Daniel Dolder und der Landrichter Caspar Dolder angehörten, arbeitete man mit am Stäfner «Memorial» des Hafners Neeracher. Der Waldmannische Spruchbrief und der Kappeler Brief waren, wie schon erwähnt, vom Landvolk aufgegriffen worden; in Meilen durften sie nicht verlesen werden; in Stäfa waren sie am 16. Mai gegen obrigkeitliches Verbot verlesen worden.

Bereits unter Wyssens Regierung erfolgte dann die Citation verdächtiger Stäfner nach der Stadt, doch ohne dass sie ihr Folge leisteten. Nun sollten Pikette ausgehoben werden, Stäfa zu besetzen und die Schuldigen zu arretieren — besonders am See und in Meilen war jedoch die Aushebung nicht möglich. Junker Obervogt Meiss musste der aufgeregten Menge weichen. Am 5. Juli 1795 rückte General Junker Steiner mit loyalen Truppen in Stäfa ein und verhaftete die oppositionellen Landleute. In den nachfolgenden Wochen sass man in der Stadt über den Stäfner Seckelmeister Bodmer und seine Gesinnungsgenossen zu Gericht. Die Mehrheit der Räte und auch Wyss waren für Todesstrafe, doch der St. Peter-Pfarrer Johann Caspar Lavater beschwor die Stadtväter, milde gegen die Stäfner Häftlinge zu verfahren. Bürgermeister Kilchsperger, mit Lavater eng befreundet, verstand es schliesslich, Wyss und den Rat umzustimmen und Milde walten zu lassen. Vorübergehend kehrte die Ruhe zurück.

Aber die Stadtväter zeigten in der Folge eine schwer verständliche Unentschlossenheit, die mit Kilchspergers und Wyssens Verantwortungsgefühl und Klugheit in Widerspruch steht. Ungenützt verstrichen 1796 und 1797 — lächerlich gering war das Nachgeben und Einlenken, beinahe untätig liess man die gewittergeladene Zeit vorübergehen. Die Stadtobrigkeit nahm nicht offen Stellung zu den vom Landvolk auf Grund der alten Briefe geforderten Rechten.

Am 26. September 1797 schreibt Wyss aus Meilen über die französischen Regenten (Directorium und Generäle): «Dass fünf und nicht einer die ungeheure Gewalt der Zerstörung in Händen haben, lässt mir noch einen Strahl der Hoffnung, den es immer besser ist beizubehalten, wenn man doch nichts ändern kann. — Würde die Menschheit so fruchtbar an Moralität sein, als unsere Weinstöcke an Trauben, so wäre diese unglückliche Erde ein Paradies. Ich wende meine Augen so viel ich kann ab von der Geschichte unserer Tage und überlasse mich dem Herrlichen der dermal so prachtvollen Natur, die sich mir noch viel schöner darstellt als ich erwartete. Komme, mein Lieber (Sohn David) auch bald und geniesse sie. Die Begierde, ihren friedlichen freudigen Genuss zu erhalten, kann allein Geduld und Muth

wieder erwecken, an der schweren und unangenehmen Besorgung unserer öffentlichen Geschäfte Antheil zu nehmen wie es Dankbarkeit und Pflicht erforderte.»

Schwer ist es im Rückblick solche Ruhe des massgebenden Stadtmagistraten vor dem Sturm zu verstehen — vielleicht am ehesten, wenn wir bei Wyss das Gefühl vermuten, Unabwendbares müsse mit Fassung und Würde bestanden werden.

Unterdessen verlangten immer wieder die Einsichtigen und Fortschrittlichen, die Stäfner Verurteilten sollten frei gelassen, die Verbannten heimgerufen werden — nichts geschah. Erst Ende 1797 sollte durch eine Volksbefragung erkundet werden, wie man auf dem Lande denke, und so sandte die Obrigkeit in Zürich deputierte Ratsherren hinaus, mit dem Volke zu sprechen. In Meilen war die entsprechende Versammlung am 8. Januar 1798 in der Kirche, zu der an die zweieinhalbtausend Leute vom See zusammen gekommen waren. Nach Anhörung des Ratsberichts forderten sie unter steigendem Lärm, dass man sie künftig nicht als Knechte wie bisher, sondern als Söhne handle, die gefangenen Stäfner frei lasse, die Bannisierten heimrufe und alle im Stäfner Handel erfolgten Bussen und Konfiskationen zurückerstatte. Der auf den Taufstein gehobene Adjutant Wunderli beruhigte zwar die Tumulanten mit seiner «natürlichen Beredsamkeit.» Die abgeordneten Ratsherren konnten noch unbehelligt davon ziehen. Heimgekehrt aus allen Richtungen, berichteten die Ratsherren sehr unterschiedlich. Vom See her klang es deutlich. Zudem drängte Frankreich auch auf Freilassung der Häftlinge. Junker Bürgermeister David Wyss selber befand sich an der Tagsatzung in Aarau. In seiner Unsicherheit berief ihn der Rat am 29. Januar nach Hause. Gross war die Ueberraschung der Ratsversammlung, als Wyss, durch die Stimmung auf der Tagsatzung und das dort Gehörte zur letzten nüchteren Erkenntnis gelangt, erklärte: «Ich will Euch meine gnädigen Herren, lieber geradezu den Vorhang wegziehen und herausreden: Nicht nur gänzliche Amnestie müssen wir gewähren, sondern gleichzeitig Freiheit des Handels, der Handwerke und Studienfreiheit. Ohne das ist unser Landvolk nicht befriedigt und wir finden nirgends Beifall.» — Am folgenden Tag gab die Obrigkeit nach.

Nun sollten in diesem verworrenen Moment Truppen mobilisiert werden gegen die im Bernbiet eindringenden Franzosen. Aber jetzt rächte sich die Unentschlossenheit und mangelnde Einsicht der Stadt. Der Aufstand des Landvolks war nicht mehr aufzuhalten; die Truppen verweigerten den Gehorsam; in Meilen wurde vor dem «Löwen» ein Freiheitsbaum errichtet.

Aus den stadtgetreuen Vogteien konnten wenigstens noch zwei Bataillone rekrutiert und nach Bern entsandt werden; das zweite Bataillon stand unter dem Kommando von David Wyss zweitem Sohn, Jkr. Oberstleutnant Diethelm, dem späteren letzten Wyss im Meilerfeld. Die Zürcher Truppen lagen während der Entscheidung am Grauholz in der Gegend von Aarburg in Reserve, ohne zum Kampf zu kommen.

In Zürich hatten unterdessen die beiden letzten Bürgermeister des ancien régime, Kilchsperger und Wyss, abgedankt. Junker alt Bürgermeister Wyss war, im Gegensatz zu Kilchsperger, durch sein wenig einlenkendes Verhalten in den letzten Monaten stark exponiert. So blieb ihm keine andere Wahl, als beim Einzug der Landmiliz die Stadt zu verlassen und mit seinem Sohn David nach Lindau ins Exil zu gehen. Dass Wyss fürs erste gut tat, sich fern zu halten, beweist eine Briefstelle seines Sohnes aus Lindau, wo er am 16. März seiner Frau schreibt: «Selbst auf unserer Reise mussten wir ein paar mal hören, wie die Bauern im Zürcher Gebiete den Bürgermeister Wyss köpfen wollen.» — Anfang Juli wurde ihm die Rückkehr bewilligt; er lebte hinfort gänzlich zurückgezogen, meist auf seinem Landgut, wo er sich vornehmlich seinem lieben Studium der Alten und der Geschichte widmete. Aber den heimgekehrten Magistraten schmerzte der Anblick der französischen Revolutionstruppen in der Heimat, und er verschwieg nicht immer, was er dachte. Von einem bei ihm einquartierten französischen Hauptmann wegen seiner schlechten Meinung über die Franzosen verklagt, musste er sich vor Gericht verantworten, und diesem Zwischenfall folgte eine mehrmonatige Deportation von Vater und Sohn Wyss nach Basel. Nach der Rückkehr in die inzwischen von den Oesterreichern besetzte Stadt musste der alte Magistrat beim neuerlichen Herannahen der Franzosen sich wieder zur Flucht entschliessen. Diese führte für eine erste Nacht im September 1799 nach Meilen und von da neuerdings nach Lindau. Einen Teil der mühseligen Reise teilte er mit dem ehrwürdigen Schultheissen von Bern, Niklaus Friedrich v. Steiger, der wenige Monate später in Augsburg starb. Wyss kehrte im Februar 1800 heim.

Das Landgut in Meilen überdauerte diese Stürme. Das Vollziehungs-Direktorium hatte den Besitz der Wyssen sequestriert, freilich gleichzeitig eröffnend, dass es keineswegs gesinnt war, irgendeine Konfiskation oder Massregel vorzubereiten. Die Eröffnung schliesst mit «Republikanischem Gruss.» Die Söhne Diethelm und Salomon deklarierten im Namen ihrer Mutter, dass diese die wahrhafte Eigentümerin sei und verbürgten sich am 9. Oktober 1799 für die in Meilen liegenden 90 Eimer Weins von mittlerer Qualität. Durch Vorlage von Bilanz,

Theil-Rödeln, Rechnungen und Zinsbuch-Extracts erreichten sie schon nach wenigen Tagen, dass der «Bürgerin Wyss gebohrne Escher» mitgeteilt wurde, dass die Aufhebung des Sequesters eingeleitet sei.

Da noch im Vorjahr das Wyssische Inventar «an Weinen in den Kellern zu Meilen ca. 500 Eimer, meist von den letzten Jahrgängen, in Durchschnitt 12 Gulden per Eimer (etwa 5 Rp. der Liter!)» auführt, scheinen die Patrioten bereits an den Fässern gewesen zu sein, ehe der Rest von den Junkern dem Direktorium verbürgt wird! Ein stattlicher Weinkeller war übrigens nötig, um 500 Eimer zu lagern — es war die Ernte von zwei bis drei Jahren.

Vater Wyss am 3. August 1800: «Gestern langte eine inkomplete, gegen 50 Mann bestehende Franz. Compagnie hier an. Zwölf davon sind im Schwabach einquartiert und nach acht Tagen werden wir hier im Feld diesere zu bewirthen die Ehre haben, die werden vermutlich aus Teutschland zum Ausruhen uns geschickt sein, die mageren Zeiten werden noch ein wenig Sparsamkeit gegen diese Ehrengäste veranlassen... Anhaltende Tröchne verhindert das Wachstum, niemals ist so wenig Futter für das Vieh gewachsen. Emd ist so viel als nichts, das Wenige muss grün gefuttert werden. Das Heu aus dem Oberland wäre um leidlichen Preis zu erhalten gewesen, aber die Wucherer am See bemächtigen sich des Vorraths und haben den Preis schon beträchtlich erhöht. Einem von Thalwil habe ich 200 Ctr. à 1 Guld. 20 Batz stalliegend gekauft und noch 200 Ctr. bestellt. Heute ist Kirchweih in Meilen, welches hohes Fest Statth. Pfenninger und übrige vornehme Patrioten von Stäfen, Meilen, Wädeschwil und Horgen auf der Bocken feyern.»

Am 31. August 1800: «Man muss die Augen von den Menschen und besonders von unserem Vaterland abwenden und in eine bessere Zukunft heften, wenn man sich nicht von dergleichen Jammer und Kummer zernagen lassen und für manches Gute, das man noch selbst in diesen jammervollen Zeiten gemacht hat, unempfindlich werden will».

Aber er ist zu sehr dem Geschehen verbunden, als dass er Augen und Ohren verschliessen könnte; auch verbindet ihn die politische Karriere des Sohnes immer wieder mit den Augenblicksereignissen, wovon seine zahlreichen Briefe an den Sohn zeugen.

Die neue Verfassung von 1798 hatte für das ganze helvetische Gebiet den Zehntenloskauf in Aussicht genommen, und die Seegemeinden begehrten seitdem die strikte Aufhebung dieser alten Feudallast. Aber inzwischen war die provisorische Regierung in Zürich bereits wieder gestürzt worden; Monate des Seilziehens, des Tagens und Petitionierens waren verstrichen, bis schliesslich der «aristokratische



Salut für bereit, dass die Zeit
unfalsch ist.
Heinrich Simon

Heinrich Simon 1805—1860
Besitzer von Mariafeld 1850/51
(Archiv Mariafeld)



Dr. François Wille 1811—1896
(Lithographie von Otto Speckter 1839)



Eliza Wille geb. Sloman 1809—1893
(Oelbild 1840 von Emile Boratinsky, Familienbesitz Mariafeld)



Arnold und Ulrich Wille
mit ihrer Tante Harriet Bissing
1851

Heissporn», wie man ihn auf dem Lande nannte, Junker Hans Reinhard zum Kantonsstatthalter gewählt wurde; seine Mutter war Wyssens Schwägerin. Nun blies den freiheitlichen Patrioten ein feindlicher Wind aus der Stadt. Reinhard sprach in harten, leidenschaftlichen Worten gegen den einst von Lavater gelobten Kantonsrichter Wunderli aus der Gerwe Meilen, nannte ihn listig und intriguenfähig, aber roh und unkultiviert – und drängte ihn aus dem Kantonsgericht weg. Reinhard verlangte energisch die Einbringung der alten Zehnten, da die Regierung auf diese ergiebige Einnahme nicht verzichten konnte.

Am 26. Juli 1801: «Das Zehntendekret steht hier in üblen Leumbden. Zu Herrliberg und wie man sagt auch in anderen Gemeinden dieses Bezirks wurde es verwiesen, nur in Meilen nicht. Gestern oder vorgestern haben Abgeordnete den Präsidenten Dolder in Schrecken gesetzt mit der Aeusserung, dass sie den Zehnten nicht geben wollten, die Municipalität dagegen Vorstellungen machen solle mit der Aeusserung, entweder müsse der Zehnte aufgehoben oder die Sacramenten, so ihnen das versprochen, müssen das büssen. – Man sieht so ziemlich viel silberne Steckenknöpfl hin- und hergehen. So bezeichnet man die Hohen und Grossen auf hiesigem Boden, die Sache selbst ist zu gerecht, als das sie nicht starken Widerstand finden sollte, bei der wenigen Festigkeit der Regierung.»

(6. Oktober 1801:) «Der Distrikt am See hat Ehrengesandte nach Bern geschickt zur Hintertreibung der Zehntenschätzung... Boller im Wurmspach und ein Glaser Wunderli sind unsere Ambassadeurs, freilich ohne Vorwissen der Gemeinde, aber auf ihre Kosten.» – Am 20. Mai 1802 wurde eine den Loskauf der Grundlasten verbürgende Verfassung dem Volk zur Abstimmung unterbreitet und angenommen; es war die erste eidgenössische Volksabstimmung.

1803 trat die helvetische Regierung zurück und Napoleons Meditationsakte brachten vorerst Ruhe ins Land. So wandte sich der Altherr im Meilerfeld seinen Büchern und seinen Reben zu. Er konnte es mit Genugtuung tun; sein Sohn David war, nachdem er helvetischer Senator und nachher Mitglied der provisorischen Regierung gewesen war, nun wieder ein Ratsherr von der Schuhmachern, Jkr. Hans Reinhard, sein Neffe, war Bürgermeister der Stadt, und manches schien der alten Ordnung entgegenzustreben, ohne freilich gerechten Fortschritt aufzugeben, dem auch Jkr. Wyss durchaus zugewandt war. Es ging ihm darum, dass eine Regierung integer und ehrenhaft sei, nicht darum, überholte Vorteile zu bewahren.

Sein Landgut nannte er in dieser Zeit oft sein «Tusculum», in Anlehnung an Ciceros Ruhesitz ausserhalb Roms; der Name wurde

schliesslich so bekannt, dass er in späteren gedruckten Quellen erscheint.³⁷

(4. August 1804:) «Es sind keine dauernden Sommertage da, die Reben werden gelber, Zürichgewächs ausgenommen, gibt es noch ordentlich Trauben». Schon damals waren die Wyssischen Weinberge vornehmlich mit Zürichtrauben, teils mit Clevner angepflanzt. Der Rat von Zürich hatte das Austun der herkömmlichen Knollreben angeordnet.

Eine letzte Briefstelle gibt einen Rückblick aus den lieben Weinbergen auf Politik und Vaterland (25. Juli 1805): «Die Trauben sind in Rücksicht der Hoffnung der Reife, wie unsere geplünderte Eidgenossenschaft in Rücksicht der Hoffnung auf ihre Independenz und Neutralität in vielem gleich. Oefter kommt Sturm und Regen, dann wieder ein schöner Tag, der zu mehreren Hoffnung gibt und dann wieder durch kalte Winde und Regengüsse dieselbe zerstört.»

Der Altherr ist inzwischen kränklich geworden. Er spricht oft von mühsamem Gehen nach Dorfmeilen, freut sich aber an den Enkeln, die ihn und die Escherin vom Ramenschül umgeben. 1808 setzen die Alten ein gemeinsames Testament auf und bestimmen das Meiler Landgut dem ledigen Sohn Jkr. Oberst Diethelm, es dabei auf 18 000 Gulden taxierend, d. h. zu einem gewaltigen Wert, verglichen mit der «ohne Werth»-Taxierung zur Escherzeit. «Unter obbestimmtem preiss des Landguts soll begriffen seyn und dazu gehören, die Kirchenörter zu Meilen und Herrliberg, das Kuchigeschirr, die Sessel, Spiegel und dort befindtlichen gemälde, die bettstetten und laubsäke, samt den Tassen, Teller und trotengeschirr, das übrige aber samt dem Wein in die gemeinsamen Sachen gehören.»

Wie sehr habe ich bei diesem Testament an meine liebe verstorbene Mutter denken müssen, die beim sonntäglichen Kirchgang oft die Schritte nach Herrliberg lenkte, weil die dortige Kirche näher war. Immer hatte sie dabei ein schlechtes Gewissen, weil sie sagte, Mariafeld sei von altersher nach Meilen kirchgenössig. — Und jetzt wissen wir, dass die Escher und Wyssen sich ihr Landleben auch in dieser Hinsicht einzurichten wussten: zwei Kirchenörter, sodass kein geistlicher Herr und keine Gemeinde den Kirchgang zu kontrollieren vermochte!

Von den Gemälden, die erwähnt werden, möchte ich eines hervorheben: Conrad Gessner, der beliebte Zürcher Pferdemaal, hatte für den obern Festsaal ein wandfüllendes Bild gemalt, das sechs Pferde, im Gewitter von einem Bären überfallen darstellt. Vor diesem Gemälde haben die kleinen Wyssli, Ulrichen, Moussons und alle ihre Nachfolgekinder bis zur Gegenwart staunend oft das Essen vergessen.

Möge es, um die Schilderung der Zeit wahrheitsgetreu zu machen, noch erlaubt sein, darauf hinzuweisen, dass der Herr Altbürgermeister und die Seinen nicht etwa auf Rosshaar und Federn gebettet lagen, sondern auf bauerlichen Laubsäcken.

Wenn wir uns fragen, warum der ledig-kinderlose Junkersohn das Landgut bekommen sollte, dann gibt das Testament auch hierüber Antwort: «Dieserem unserem zweitältesten L. Sohn, den keine häuslichen pflichten von dem öfteren genuss des landlebens und nötiger Besorgung des guten Zustands des guetes abhalten, sollte das Landgut zu Meilen gehören.» Auch als die Junkerin 1810 gestorben war, ging der alte Magistrat weiterhin nach Meilen hinaus. Mit Freude und Genugtuung durfte er noch das Ende der französischen Bevormundung erleben, und seinen Sohn 1814 als Zürcher Bürgermeister, seinen Nefen Reinhard als Landamman der Schweiz im Amte sehen. Die eigentliche Restauration, den Versuch, ein durch Fortschritt und Freiheits-sinn gedrehtes Rad zurückzudrehen, hat er nicht mehr erlebt; er hätte trotz seiner Herkunft und seiner traditionellen Staatsidee dieser Wiederherstellungszeit skeptisch gegenüber gestanden. Am 26. Januar 1815 entschlief der Cicero des Meiler Tusculums in seinem Stadthaus an der Thorgasse. Jkr. Reinhard schrieb über ihn: «Er war nur kurze Zeit misskannt und wegen seines Gleichmuts und wahren Anteiles an dem Wohl des Vaterlandes unter allen Formen und Personen, allgemein bewundert und verehrt». Er sollte nicht der einzige der Männer des Landguts im Meilerfeld sein, die durch Zeiten des Misskanntseins gingen.

Ein wichtiges Denkmal erinnert noch heute an den letzten Bürgermeister des «ancien régime» und ist weithin den See hinauf und hinunter sichtbar als wirkliches Wahrzeichen des Wyssischen Tusculums: die Mariafelder Platane. Dieser herrliche Baum ist ums Jahr 1800, zu des alten Bürgermeisters Zeiten gepflanzt worden, durch einen jungen Wetzwiler Bauernsohn der Familie Zollinger, Grossvater jenes ehrwürdigen Weinbauern Jakob Zollinger, der 1882 auf den Mariafelder Hof kam und vielen von uns mit seinem mächtigen Bart noch in lebendiger Erinnerung ist. Die Platane, so sagte mein Vater oft im Spass, verdanke ihre Grösse und Gesundheit dem Umstand, dass der Auslauf aus dem naheliegenden Felsenkeller durch ihre Wurzeln führt und sie also, mit manchem Tropfen Seewein getränkt, emporgewachsen ist. Sie ist die grösste ihrer Art weitherum im Lande, wohl einer der höchstgewachsenen Bäume der Ostschweiz überhaupt.

Aus dem Nachlassinventar des Junker Bürgermeister hat sich ein alter Wein-Rodel der Teilung erhalten, wo wir mit Staunen feststel-

len, dass noch 1815 ein namhafter Bestand in Bouteillen und Fass vorhanden war vom Jahrgang 1779. Es ist dies deshalb beachtlich, weil ein 36jähriger Wein am Zürichsee wohl heute eine seltene Ausnahme ist — besonders, weil er leider meist vorher schon ausgetrunken ist. Während der Franzosenzeit war dieser Wein nicht vorhanden. . . war er versteckt oder war er falsch deklariert? Sei dem, wie ihm wolle, bestätigt aber finden wir, was unser Ramenschül-Escher 130 Jahre früher schon gesagt: «Ich halte darvor dass um den gantzen Zürich-See herum, in keiner Pfarr mehrere Weinräben zu finden als aber in diser, und wachset daselbst der Edleste und beste weisse Wein (so vast einen Gust haben sollte wie der Ungarische Tokayer Wein, lauth eines Ungarischen Herren selbs eigener Bekanntnuss) und auch diese Tugend an sich hat, dass man ihn zehen bis zwanzig und mehr Jahr lang behalten kan: wird desswegen von Frömbden und Einheimischen hefftig begehret und um eine grosse Summa Gelts bezahlet».

Junker Diethelm Wyss, der Sohn, trat nun in die Stapfen des Verstorbenen und war bestrebt, den Geschwistern, Neffen und Nichten das Haus in vertrauter Weise zu bewahren und offen zu halten. Den Haushalt im Feld liess er sich von seinen Nichten, den Töchtern des Chorrherrs Ulrich führen. Er war der Jugend ein partriarchalisch-geliebter Gastgeber. Der Junker wohnte, wie schon sein Vater, mehrheitlich in der Stadt. 1803 wurde er Ratsherr und 1821 Vizepräsident des Stadtrats. Leider sind von ihm und seiner Zeit nur wenige Aufzeichnungen erhalten geblieben. Die Familie wohnte in und um Zürich; so wurden wenige Briefe geschrieben. Immerhin fanden sich unter den Papieren des Professors Friedrich v. Wyss (1818–1907), jüngerem Sohn des zweiten Bürgermeisters, einige Jugendbriefe an die Mutter:

«Mme. de Wyss née de Mulinen Meilen, 24. Herbstmt. 1832

. . . Wir bringen unsere Zeit hier recht amusant zu, Morgens werden 2 Stund gelernt, dann geht man in die Reben, wimmt sowohl in das Maul als in die Gelte die äusserst vortrefflichen Trauben, speist dann gut zu Mittag, schiesst nach dem Essen hinten im Garten, wimmt wieder, trinkt zu Abend, lernt wieder, spielt Karten etc. etc. . . Heute wurde das untere Horn und zwei Kammern des obern gewimmet, im untern gab es glaub ich 26–27 Tausen Trauben, in den zwei Kammern des obern 10. In diesem Augenblick tritt man die Trauben des untern Horns. Köstlich sind doch diese, noch kein Jahr hab ich bessere gegessen, besonders die wenigen, die es von den ehemaligen Reben Konrads gab, sind süsser als Zucker. . . Ihr werdet Euch gewiss recht an den herrlichen Zürcher-Trauben im Grosshuderst erlaben.»

Die Reben im untern und oberen Horn, von denen die Rede ist, begegnen uns in diesen Briefen zum ersten Mal. Es war nicht möglich festzustellen, ob damit Kammern im heutigen Horn gemeint sind oder ob dieser Flurname anderwärts auch gebräuchlich war.

«Frau Wyss née Mülinen

Meilen, 18. October 1833.

...Das Wetter ist leider so schlecht, dass Mittwoch und heute von Trauben lesen keine Rede sein konnte. Gestern machte man im untern Horn 7 Wagen voll (63 Tausen) ... die Anzahl der Trauben ist erschrecklich gross. Freilich an Güte geht ihnen dafür vieles ab, denn nebst einigen guten findet man doch immer viel saure. ... das Projekt für die Komödie am Krähhahnen haben wir wegen Mangel an Personen fallen gelassen, hingegen werden wir wahrscheinlich Charaden spielen...»

Wie oft haben wir als Buben 100 Jahre später beim Wümmen mitgeholfen! Ich durfte dazu sogar hie und da eine uralte kupferne Tause aus der Eingangshalle in die Reben tragen, wobei der Stolz auf dieses Unikum mich dafür entschädigen musste, dass es (da rund – statt oval geformt) sehr schlecht am Rücken zu tragen war.

Und die Krähhahnen-Abende bei Hubers drüben im Lehenhaus! Was gehörten nicht alles für Scherze dazu, wie Tellerruessen, Giriginggell und andere mehr. Wir durften an diesem Abend viel Sauser trinken.

«Frau Altbürgermeister v. Wyss

Meilen, 6. October 1834.

...Mit dem Krähhahnen sieht es sehr windig aus; denn das Wümmen (dieser echte Zürcherausdruck sei mir erlaubt) geht ausserordentlich langsam. Heute vermochte man nicht einmal das untere Horn fertig zu machen, denn es hat erschrecklich viel, zwar da mitunter auch saure und fade Trauben. ... Ihr werdent den Most vom Grosshuderst versucht haben, nicht wahr der ist herrlich. Man konnte es aber auch erwarten, wenn man die Trauben betrachtete, die eher rothen Moslern als Zürichtrauben ähnlich sahen. ... Es wird im Grosshuderst wahrscheinlich 26 Eimer geben.»

Nicht nur die Neffen und Nichten, auch die Geschwister des Junkers blieben dem alten Landgut im Feld anhänglich verbunden: Im Jahr 1835 kaufte der Schwager, Chorherr Ulrich, Vater der hausführenden Töchter, das benachbarte Landgut zum «Feldegg». Durch die Auflösung des Chorherrenstifts am Grossmünster im gleichen Jahr, war er aus seiner bisherigen Tätigkeit ausgeschieden. Und im selben Sommer 1835 malte R. Bühmann das reizvolle Erinnerungsbild, das wir dieser Skizze voranstellen (Titelbild).³⁸

1827 war Salomon Wyss, der Escher-Wyss-Mitgründer, gestorben; im August 1839 folgte ihm der jüngere Bürgermeister im Tode. Wenige Monate vorher hatte der Jkr. Oberst das Gut in Meilen verkauft. Wir wissen aus Briefen, dass er schon zwei Jahre kränklich war und das Gut verkaufen wollte. Warum hatte keiner der Neffen die Nachfolge antreten wollen? Wir ahnen es nicht. Die alte Feudalzeit der Junker und Ratsherren ging mit dem Verkauf zu Ende.

1837 war der jüngere Bürgermeister zu einem letzten «längeren Aufenthalt in Meilen, wo der Bruder in dem alten Familiengut den Geschwistern und den zahlreichen Neffen und Nichten sein gastfreundliches Haus als Familiensammelpunkt stets offen hielt».³⁹

Die Ryffel, Rappard und Simon 1839–1851

Es scheint fast eine Ironie, dass der Käufer des Landguts ein Stäfner war, ein Sohn jener Landpatrioten, die 40 Jahre früher «in Jast gebracht» am Haus vorbeigeeilt waren, den Kappelerbrief aus Küsnacht zu holen. Mit diesem Bürger vom See sollte die neue Zeit ins Feld einziehen.

Johann Emil Ryffel, 1807 als Sohn des Krämers Ryffel im Spittel in Stäfa geboren, war als junger Mann nach Frankreich und später nach England gegangen. Dort hatte er sich mehrere Jahre als Erzieher und Privatlehrer betätigt. Er sagt uns selber «he had spent several years in England, first as headmaster in one of the best Academies and afterwards as Private tutor». Dann war Ryffel im Mai 1833 nach der Schweiz gekommen, begleitet von 12 englischen Jünglingen «who had been entrusted to his care at his departure from England». Es scheint, dass er dann in Uetikon am See ein «Institut» eröffnete, vielleicht im Haus «zum Langenbaum». 1834 heiratete er in Norfolk die siebzehnjährige Maria Pilkington Drummond und kehrte mit ihr nach der Schweiz zurück. Von der letzten noch lebenden Enkelin konnten wir erfahren, dass ein leider im vergangenen Krieg in Hannover verbranntes Jugendbildnis die Grossmutter als besonders schöne Frau zeigte. Nach sechs Institutsjahren in Uetikon, während derer anscheinend das Unternehmen blühte, kaufte Ryffel das grosse Herrenhaus im Feld. Er baute es für seine Zwecke in grosszügiger Weise um und liess sich die Mittel hierzu von Basler Geldgebern zur Verfügung stellen.

Im Saalanbau von 1753 wurde die Trotte zu Schul- und Wirtschaftszwecken umgebaut. Gegen den Garten entstand ein dreifenstriger Schulsaal, mit von schlanken Gusseisen-Säulen getragener Decke. Stehpulte in verschiedener Höhe boten für die 40 Schüler Arbeitsplätze.

Oben im Altbau und im Saal wurde so gut wie nichts verändert. Im ganzen Haus wurde eine moderne Warmluftheizung mit Befeuchtung eingebaut, die damals am See wohl ein Novum war. Das alte Badhaus mit dem Gartensaal wurde um zwei Etagen aufgestockt und durch hof- und gartenseits vorgebaute Säulenhallen mit dem Haupthaus verbunden. Während das Badhaus seine Zweckbestimmung beibehielt, wurde der ehemals fröhliche Gartensaal, wo der Abt von Einsiedeln pokuliert hatte, zu einer anglikanischen Kapelle umgebaut. Der Stil der Zeit, einzelne spätgotische Bauteile dieses Gebäudes und die neue Zweckbestimmung animierten zur Verwendung neugotischer Fensterformen. Sie erinnern heute in skurriler Weise an die Institutszeit und wir nennen den alten Gartensaal meist noch «Kapelle». In den beiden neuen Ober-Etagen waren vierzig enge, individuelle Schlafkammern links und rechts eines breiten Mittelgangs angelegt.

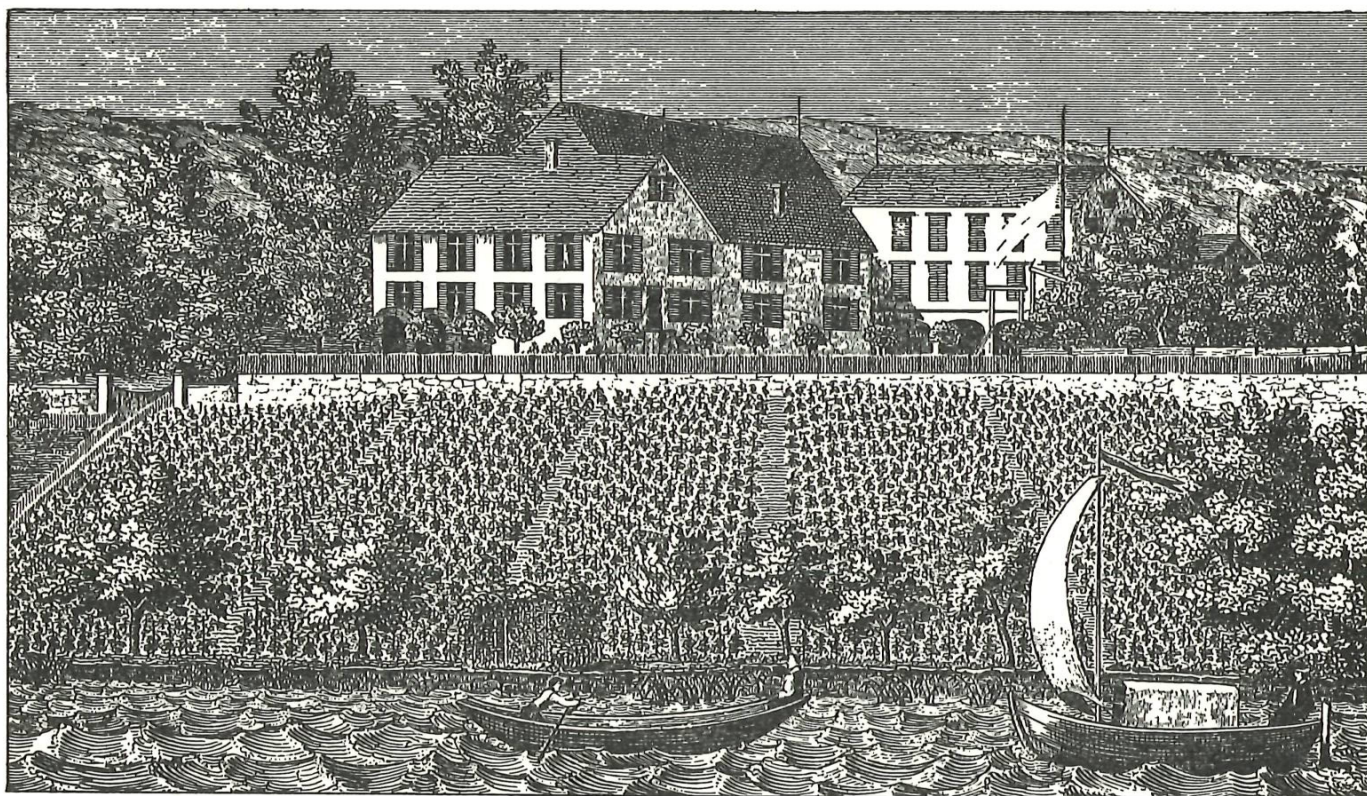
Das Lehenhaus wurde für die Professoren hergerichtet. Das malerische Mansardendach musste weichen. Man erkennt heute noch, wie das Haus vor diesem Umbau ausgesehen hat.

Die grosse Freitreppe an der Seefassade des Altbaues wurde mit verkürzter Plattform an die nördliche Hoffassade versetzt, wo sie noch heute steht; die nussbaumene Biedermeier-Haustüre stammt von diesem 1839er Umbau. Im Hof entstand damals das romantische Ecktreppchen im Winkel der neuerdings zusammengeschobenen Häuser.

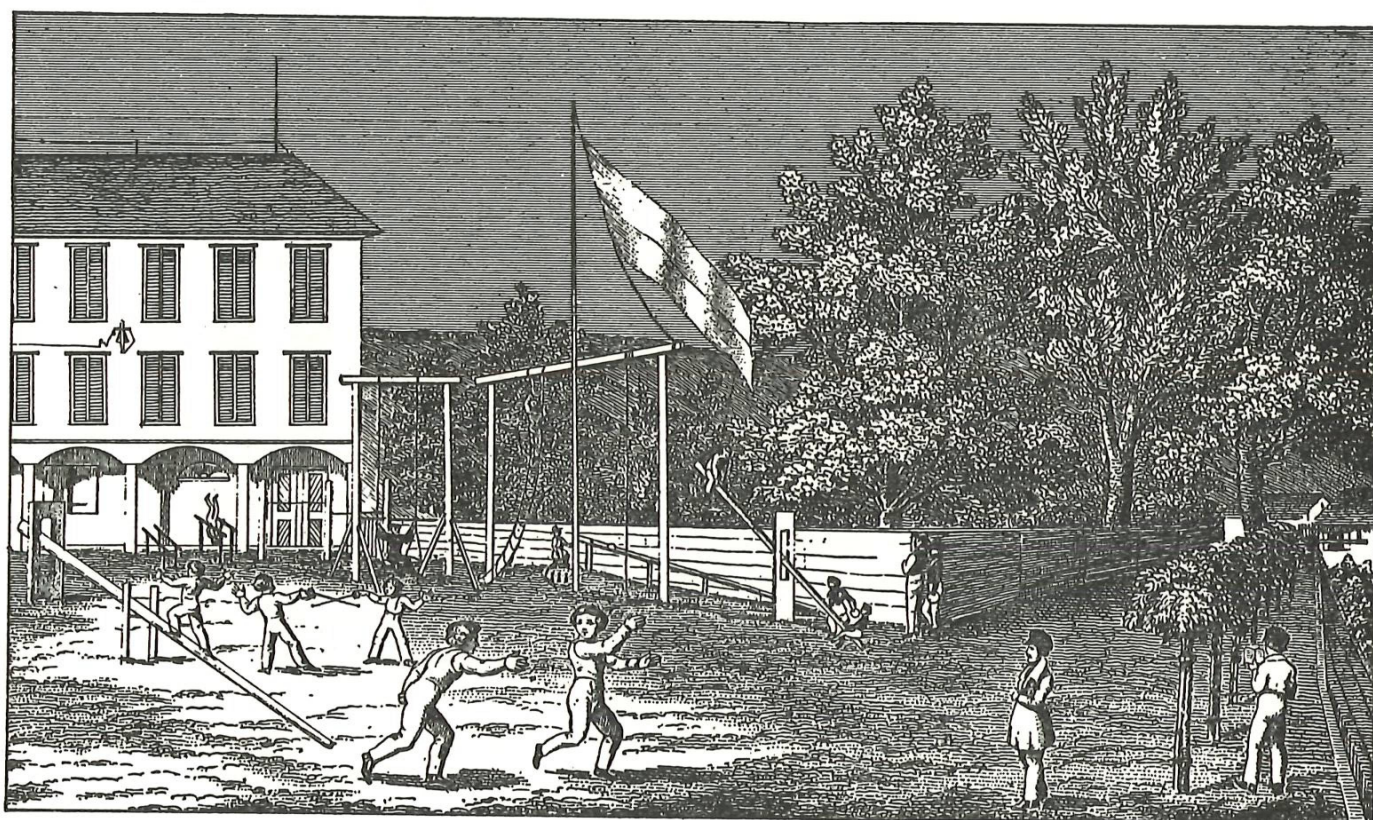
Das Wyssisch-Eschersche Lustgärtlein auf der Seeterrasse wurde zu einem Sportplatz im Geiste Turnvater Jahns: Barren, Schaukeln, Kletterseile und Kegelbahn standen da, wo früher das Kräutergärtlein des Junkers Amtmann gewesen war. Auf der Terrasse vorn über der Strasse wurde das Sitzmauerlein durch einen Staketenhag ersetzt und diesem entlang die rotblühende Kastanienallee gepflanzt, die heute ein Wahrzeichen des Landgutes ist.

Ryffel nannte sein Establishment for young Gentlemen «Mariafeld» zu Ehren seiner hübschen jungen Frau. (Dies war nicht sein einziges sinniges Namensspiel...: seine teils in Uetikon, teils in Meilen, teils in England geborenen elf Kinder nannte er in alphabetischer Reihenfolge Albert, Berta, Charles, Donald, Emile, Fanny, Gustav, Henry, Julius, Kate und Louis). — Im übrigen war die Hausbenennung eine Notwendigkeit für das Institut und lag auch etwas auf der Hand. 20 Jahre früher hatte der Käufer der Kilchspergerschen «hinteren Schipf», Graf Christian v. Benzel-Sternau, jenes Haus nach seiner Frau geb. Freiin v. Seckendorf «Mariahalde» genannt.

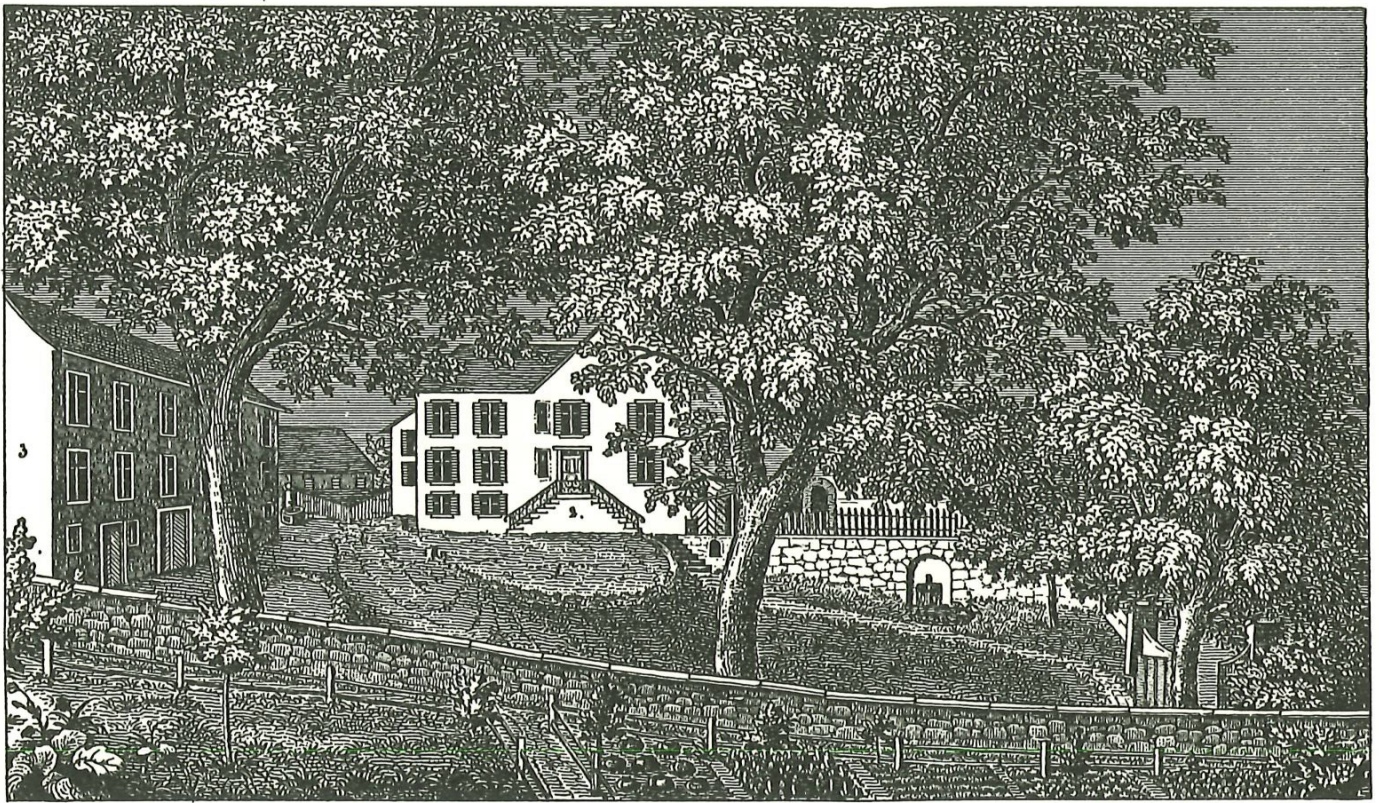
Anlässlich dieses gewaltigen Wechsels der Zweckbestimmung des Hauses ist manches an altem Mobiliar in alle Winde zerstreut, teils



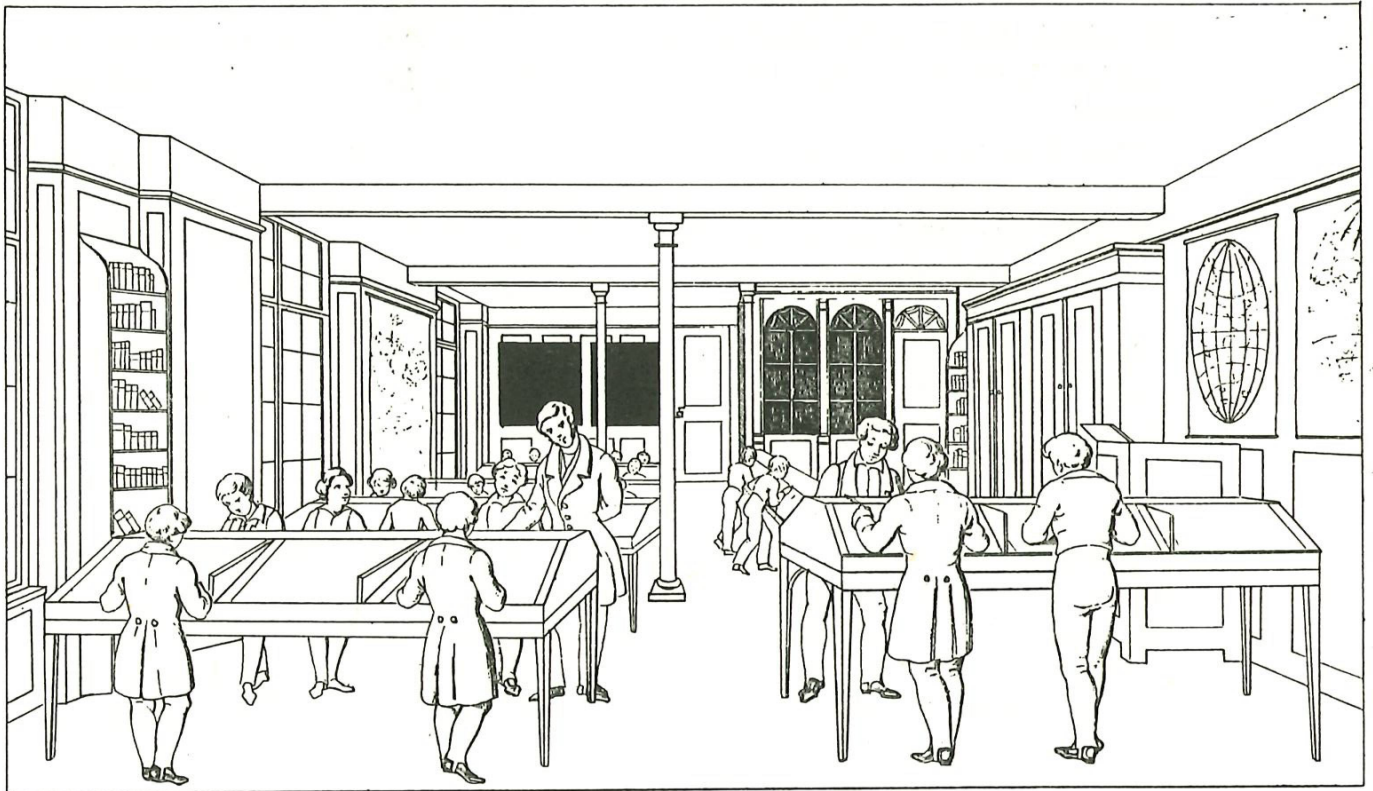
Vue de l'institut Mariafeld sur le bord du lac de Zurich.



Place pour les exercices du corps et façade du dortoir.



N°1. La cour. N°2. Entrée de la maison principale. N°3. Maison des professeurs. N°4. Mauègé.



Salle d'étude .

«Mariafeld near Meilen on the lake of Zurich,
an establishment for young gentlemen»

in die Nachbarschaft verkauft worden. Mein Urgrossvater François Wille hat dann aber später, besonders aus dem ehemals Zieglerschen «Grünen Hof» im Feld, mehrere Alt-Mariafelder-Möbel erworben und ins Haus zurückgebracht.

Johann Emil Ryffel hatte sein Institut als strenge Schule etabliert. Knaben und Jünglinge von 8–18 Jahren, vornehmlich aus England, wurden hier geschult und erzogen, wobei Ryffel gute Grundsätze hatte. Er wollte nicht nur Schulwissen vermitteln, sondern in erster Linie den Charakter seiner Pflegebefohlenen fördern. Im Sommer standen Schüler und Lehrer um 4.30 Uhr auf, begannen die Schule um 5 Uhr, ab 8 Uhr Gottesdienst (morning prayer), Morgenessen und Pause bis 9 Uhr. Weitere drei Stunden Unterricht bis zum Mittagessen um 12 Uhr folgten. Nachmittags von 2 bis 4 wieder Stunden, dann Vieruhrbrot und Pause bis 5 Uhr, wo der Unterricht erneut bis 7 Uhr fortging – endlich Abendessen und Freizeit bis zum Abendgebet um 9 Uhr. Im Winter begann der Unterricht um 6 Uhr, dafür war abends von 8 bis 9 noch eine Lektion. Die Fächer umfassten: Religionslehre, alte und neue Sprachen und übrige Gymnasialfächer, ferner Buchführung, Musik, Schwimmen, Reiten und Fechten. Die Kurse begannen an Ostern und im Herbst; während der kurzen Sommerferien wurden Wanderungen in der Schweiz durchgeführt. Im Herbst waren «8–10 holidays for the vintage of the vineyards of the establishment, in which the pupils usually take part» -- so waren an die Stelle der patrizisch-zürcherischen Wimmer nun kleine Lords aus England getreten!

Das jährliche Schulgeld war Pfd. St. 40.– für die Jüngern, Pfd. St. 50.– für die Aelteren. Daran konnte der schon durch die Einrichtung des Instituts stärkstens engagierte Direktor Ryffel nun wirklich nicht reich werden. Immerhin scheint die Schule anfänglich floriert zu haben. Dann aber stockten die Mittel, die Schulden drückten und im Februar 1848 kam es zum unvermeidlichen Zusammenbruch. Schon nach weniger als 10 Jahren wechselte das ehrwürdige Wyssen-Gut in die Hand der Kreditoren des Konkursiten. Junker Oberst Wyss hat es nicht mehr erlebt; er war schon 1845 gestorben. Die neuen Herren waren mehrheitlich vornehme Basler.

Johann Emil Ryffel, der uns als im sympathischen Sinne leichtsinnig geschildert wird, hat sich noch zwei Jahre in der Schweiz aufgehalten. Mit dem viel besser fundierten späteren Ryffelschen Knabeninstitut in Stäfa hat er nichts zu tun gehabt; vielleicht hat er nur dem fernen Namensvetter die Idee gegeben. Er selber kehrte 1850 nach England zurück und lebte dort als schlichter Sprachlehrer bis zu seinem Tod

1875. Seine Enkelin weiss aus der Familienüberlieferung zu berichten, dass Grossvater John Emil ein begabter, origineller Mensch gewesen sei, der aber nicht immer mit beiden Beinen in der nüchternen Wirklichkeit gestanden habe.

Die Kreditoren, Christ, Stähelin, Bischoff, Vischer und Merian und andere «konnten das Gut, das sie für 20 500 Zürcher Gulden erstanden hatten, nicht behalten; ausserdem drückte die Revolutionszeit die Verhältnisse dergestalt, dass sie es gleichen Jahres um einen viel geringeren Preis an den Meilener Löwenwirt Kaspar von Tobel verkauften. Doch als es zum Zahlen kam, hatte dieser das Geld nicht disponibel, fing Prozess mit den Baslern an; das Gut wurde inzwischen vom Gericht zwei Jahre sequestriert, herabgebracht und durch diese und mannigfache concurrierende Verhältnisse kam es, dass⁴⁰ «zwei deutsche 48er Flüchtlinge, deren damals viele in der neutralen und freiheitlichen Schweiz um Asyl gebeten hatten, als Käufer auftraten. Conrad v. Rappard und Heinrich Simon kauften Mariafeld um 8750 Zürcher Gulden (Kaufbrief Meilen 15./20. März 1850). Beide bezogen das Haus zusammen und bewohnten, der eine das untere, der andere das obere Stockwerk.

Rappard entstammte einer Familie, die ihre Herkunft aus Rapperswil herleitet, aber seit drei Jahrhunderten in den Niederlanden und am Niederrhein ansässig war.⁴¹ 1806 geboren, hatte er Jurisprudenz studiert, sich dann aber unter dem Einfluss des seinem Vater befreundeten Alexander v. Humboldt den Naturwissenschaften zugewandt. So wurde er ein Pionier des Braunkohlenbergbaus der Gegend um Frankfurt an der Oder, von wo er auch 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt wurde. Nach dessen Zusammenbruch erfuhr er auf seinen Gütern, dass gegen ihn ein Haftbefehl wegen angeblichen Hochverrats vorlag, vor dem ihn nur eiligste Flucht retten konnte. So kam er im Sommer 1849 nach Zürich, wo er seinen Freund und Mit-Frankfurter Heinrich Simon traf und mit ihm später nach Mariafeld zog. Ein kurzes Jahr beschäftigte er sich da mit Zoologie und vergleichender Anatomie; dann drängte sein lebendiger Geist aus dem Exil weg nach Paris zum Studium. Wenig später kehrte er wieder in die Schweiz zurück und gründete das Mikroskopische Institut Wabern bei Bern. Dieses gelangte bald zu grossem Ansehen und belieferte Schulen und Museen mit mikroskopischen Präparaten. Obwohl er längst von Mariafeld völlig getrennt war, interessiert uns Rappards weiteres Ergehen, weil wir keinem andern als ihm die Erhaltung der herrlichen Giessbachfälle bei Meiringen verdanken. Er kaufte kurz entschlossen das mit Abholzung bedrohte Areal und errichtete dort

1856 das erste grosse Hotel des Berner Oberlandes. Aber mehr noch verdanken wir dem vorübergehenden Mariafelder Gutsherrn, er holte den Lehrer und Pyrotechniker Hamberger nach Brienz, um Wasserfälle, Hotel und See mit Feuerwerk und bengalischen Licht zu verschönern. Damit gab er die Idee zur dortigen Hambergerschen Raketen- und Feuerwerkfabrik, von der noch heute die ganze Schweiz ihr Festtagsfeuerwerk bezieht.

Ob Rappard noch in späteren Jahren einmal nach Meilen gekommen, ist ungewiss – sicher ist, dass er François Wille gut kannte und vielleicht auch dem späteren General während dessen Thuner Artillerie-Zeit begegnete. Er starb 1881 in Interlaken.

August Heinrich Simon, der Mitkäufer von 1850, war 1805 in Breslau als Sohn eines angesehenen Kaufmanns geboren. Er studierte Jurisprudenz und bestand das Brandenburgische Referendarexamen. In den 40er Jahren war Simon der Führer der Breslauer Liberalen und Vorkämpfer des Rechtsstaates.

Während der Märzrevolution wurde er ins Vorparlament der Frankfurter Paulskirche gewählt. Dort war er eines der angesehensten Mitglieder der Linken. Nachher war er noch Mitglied des «Rumpfparlaments» in Stuttgart und flüchtete nach dessen Zersprengung in die Schweiz. In Zürich traf er Rappard. Die beiden Flüchtlinge versprachen sich mehr Sicherheit, wenn sie eigenen Grund und Boden nachweisen konnten.

In Mariafeld schlossen Rappard und Simon zunächst mit einem Baumeister einen Kontrakt und brachten alle Baulichkeiten in guten Zustand. Es war nötig, denn das Gut war zwei Jahre lang gänzlich vernachlässigt worden.

Ende 1850 bat Simon aus Mariafeld François Wille, in Hamburg für sein und Rappards Institut in Wabern zu werben. Er sagt dabei – das mag die Meilener interessieren –: «Jeder der hier diese Objekte (mikroskopische Schnitte) gesehen, ist hoch erfreut, so namentlich der alte Oken ist ganz entzückt und ich hoffe, dass der Name dieses Nestors der deutschen Naturforscher dafür bürgen soll, dass in der Tat Tüchtiges in das Leben tritt».

Am 25. Februar 1851 schreibt Simon dann von seiner Sorge, die Schweiz könnte dem Druck der deutschen Fürsten nachgeben und die Flüchtlinge ausliefern und fährt weiter: «Ich habe hier ein kleines Besitztum fast ohne Anzahlung gekauft, müsste ich weg, so dürfte schon hierdurch der grösste Teil meiner kleinen Ersparnisse in die Lüfte gehen, darum will ich rechtzeitig verkaufen. Vorläufig sage ich Ihnen das für einen passenden Hamburger. Die Lage ist paradiesisch, ent-

schieden eine der schönsten des Zürcher Sees, herrliche Nah- und Fernsicht, hinter der Besetzung sanft ansteigende Weinberge, die sich mählig bis zu einem der schönsten Aussichtspunkte des Kantons erheben. Wir haben angenehme Bäder von der Gondel aus. In den Besitz haben mehrere Generationen eines Zürcher Patriziergeschlechtes Summen gesteckt. Das Herz ist mir ein wenig in mein Tusculum hineingewachsen, denn ich schulde diesem liebenswürdigen Erdenpunkte vielen Trost in vielen Trauerstunden und viele reine Freude».

François Wille, der Auslandschweizer, hatte schon vor Erhalt dieses Briefes den Plan erwogen, Hamburg zu verlassen, ohne noch zu wissen, wohin er gehen wollte. Nun interessierte er sich für den Kauf Mariafelds.

Am 15. April schreibt Simon zurück: «Wenn es Ihnen und Ihrer Frau nicht zu einsam, würde ich Ihnen nach Ihrer Mitteilung zureden. Mein Neffe und Mündel (9jährig) ist in zweiter Klasse der unweit liegenden Dorfschule. Ich war vorgestern im Examen und frappiert von dem Wissen sowohl als vor allem der Precision und Klarheit des Wissens der Kinder, nicht die Spur von Eintrichterung, dies in Beziehung auf Ihre Jungen. Ich verkaufe das Gut für 10 000 preussische Thaler. Ich würde es gerne in Ihren Händen wissen. Goethe sagt von einer seiner liebsten Frauen: Sie war den Männern ein Augentrost. Ich wende das von Ottilie auf Mariafeld über; es ist ein Augentrost!»

Wille antwortet am 3. Mai und fragt nach den Möglichkeiten gesellschaftlichen Umgangs und einer Beschäftigung — kurz, nach dem Leben dort. Simon schreibt am 16. Mai ausführlich zurück; einige Stellen mögen interessieren, zeigen sie doch, wie sehr Simon Land und Leute in kurzer Zeit kennen und schätzen gelernt hatte: «Nordamerika und die Schweiz und überhaupt jedes Land, wo das Volk herrscht, sorgt naturgemäss zunächst dafür, dass alle Brod haben. Die Schweiz steht Nordamerika darin völlig gleich, dass die Arbeit einen ganz verschiedenen Charakter wie in Deutschland hat, die Handarbeit ist hier in Ehren. — Die Schweizer werden wegen ihres alemannischen Dialekts, weshalb sie im Gespräch mit den Deutschen geniert sind, anfänglich oft geistig unterschätzt und der hochnäsige Berliner beispielsweise, bei dem alles nach aussen fährt, hat keine Ahnung davon, dass hinter dem schlichten Manne hier oft zehnmal mehr tiefer Gehalt als in ihm, dem Ueberfeinen. Ausserdem vergeben es viele Deutsche nicht, dass die kleine Schweiz mit ihren einfachen aber praktischen Bewohnern das glücklich erreicht hat, was wir noch nicht erreichen konnten, ein vernunftgemässes staatliches Leben. — Für Beschäftigung braucht hier dem gebildeten Manne nicht bange zu seyn. Für sie denke ich mir

in literarischer Beziehung als höchst interessanten auf Jahre ausreichenden Stoff die Schweiz selbst und deren Vermittlung für Deutschland. Die Schweiz würde mit ihren freien Institutionen einen weit grösseren Einfluss auf Deutschland haben, wenn sie in Deutschland gekannt wäre.— Den geselligen Umgang anlangend, haben Sie in Zürich einen grossen Kreis, in dem zum Theil bedeutende Männer, namentlich auch solche, die auf reicher Erfahrung und Besitz ausruhen und nur noch der Wissenschaft leben. Im Sommer ist hier Weltverkehr: Europa und Amerika ziehen durch. Aber selbst hier in Meilen dürften Ihnen einzelne tüchtige Menschen nicht fehlen. Als mir in der ersten Zeit der Buchbinder des Orts Probebände bringen musste, die beiläufig so schön waren, wie man sie nur in der grössten Stadt verlangen darf, waren es der «Kosmos» und die «Briefe über den Kosmos»; der «Kosmos» war für die «Gerwe», die «Briefe» für Jungfer Ulrich hier im Orte. Einfache Handwerker, die sich mit Naturwissenschaft beschäftigen, sind mir mehrfach vorgekommen. Sie finden auch einige Fabrikanten mit direkten überseeischen Verbindungen. Ein tüchtiger Arzt (Dr. Billeter) ist hier und auch sonst mehrfach gebildete Personen. Der Pfarrer von Meilen, der sehr alte Gutmann, intimster Freund von Orelli und bester Uebersetzer des Tacitus, ist ein völlig freier Kopf. Er gibt meinem 10jährigen Neffen und der 11jährigen Schwester Unterricht im Latein. — Ich hätte Ihnen gewünscht, Sie hätten dem Jugendfest beigewohnt, das vor 14 Tagen hier bei Gelegenheit der 500-jährigen Feier des Eintritts Zürich in den Eidgenossenbund stattfand; ein schöner uns unbekannter Geist ging durch!»

Nach solchem Lob des Dorfs am See zögerte Wille nicht mehr. Mitte Juni traf François Wille in Zürich ein und nahm Quartier im Hotel Baur. Er besichtigte Mariafeld; gegen das Gut hatte er einen nicht uninteressanten Einwand: es sei nicht oekonomisch, sei viel zu sehr eine Liebhaberei. Wille, der in schwierigen Verhältnissen aufgewachsen war und nur durch den Wohlstand seiner Frau in die Lage kam, Mariafeld zu erwerben, dachte gewissenhaft und vorsichtig. Er sah sich zum Vergleich zwei andere Landgüter an, die damals käuflich waren: Bocken und die Werdmüllersche Au. Am 28. Juni bat Simon, zu entscheiden, da er handeln müsse. Am 2. Juli unterzeichneten die beiden Herren den Vorvertrag im Hotel Baur, einen Nachtrag darauffolgenden Tags in Meilen und kanzleiten ebenfalls am 3. Juli 1851. Wille kaufte um 17 500 Gulden Reichsgeld. Es wurde vereinbart, dass Simon und Familie noch bis Mitte September im Haus bleiben dürften, dass aber im Kapellenhaus die Unteretage bereits nach Willes Weissungen ausgebaut würde. Der Ausbau wurde durch Baumeister Brun-

ner im Feld ausgeführt. Die Tapetenfabrik Meyer-Esslinger tapezierte die Zimmer neu, Baumeister Brunner musste Vorfenster fürs ganze Haus anfertigen. Im Arbeitszimmer des künftigen Hausherrn (Haupthaus unten gegen den Springbrunnen) wurde ein Kachelofen gesetzt.

Am 15. September 1851 zog Heinrich Simon, der Freund Meilens und der Schweiz, aus Mariafeld aus, wieder nach Zürich. Bevor wir ihn verlassen, möge noch interessieren, was er aus Liebe zum Pfannenstieler geplant und gedacht hatte: «Als Pertinenz von Mariafeld deponiere ich bei Ihnen das anbei folgende Panorama von der Spitze des Pfannenstiels, welches mir der bergkundige Reinstein aufgenommen und das von umso grösserem Interesse, als ein Panorama dieser Aussicht noch fehlt. Wäre ich in Mariafeld geblieben, so würde ich dies Panorama an Ort und Stelle auf eine Tafel haben malen und befestigen lassen. Beiläufig, die oberste Spitze des Pfannenstiels gehört Oken und ist von den Erben wahrscheinlich für wenige Thaler zu haben (7. Januar 1852)». — Wille konnte dank Simons Hinweis die schöne Anhöhe der Mittwochsgesellschaft in Meilen vermitteln. Er hielt auch die Festrede an der Einweihung und noch heute sind wir der Initiative der beiden Mariafelder dankbar. Auch ein Panorama kam an den Ort, freilich nicht das Reinsteinsche, sondern eines von Imfeld, Schüler des Zürcher Panorama-Keller.

Heinrich Simon hat in den nachfolgenden Jahren mancherlei Unternehmungen in der Walenseeegend betrieben: ein Schiefergeschäft in Pfäfers und Engi, und ein Bergwerk an der Mürtschenalp. Er war wenig erfolgreich. Gesundheit und Vermögen nahmen ab. 1860 unternahm er eine Erholungsreise nach Italien. Zurückgekehrt, machte er sich auf den Weg, um die Schieferbrüche und das Bergwerk zu besichtigen. «Er traf am 16. August 1860 in Murg am Walenstätter See ein, wollte sich vor dem Essen durch ein Bad erquicken, schwamm längere Zeit um den Kahn, auf dem er sich hatte hinausfahren lassen, herum und versank plötzlich vor den Augen des Schiffers. Der Leichnam ward nicht aufgefunden. Dem Todten wurde bei Murg ein Denkmal errichtet, das am 5. Oktober 1862 unter zahlreicher Beteiligung von Schweizern und Deutschen, darunter vieler, die seit Jahren in der Verbannung lebten, feierlich eingeweiht wurde.»⁴²

Die Familie Wille seit 1851

François Wille konnte anlässlich seiner Ankunft in Meilen sogleich die Niederlassung erlangen. Der Heimatschein, den ihm der Maire des neuenburgischen Juradörfleins La Sagne nach dem dortigen Bürger-

register ausstellte, lautete auf den Namen: Jean François Arnold Vuille. Sein Urgrossvater, Henri Vuille (1714–1760) war im Jahre 1735 in der Folge eines lokalen Aufstands als maître cordonnier auf die Wanderschaft nach Frankreich gegangen. 1740 heiratete er eine Bürgerstochter von Metz und etablierte sich im deutsch-französischen Grenzgebiet in Zweibrücken. Seinen Aeltesten, Joseph François 1745–1789) schickte er zur Uhrmacherlehre in die alte Heimat; später hatte dieser sich als Stadtuhrmacher von Neustadt und Frankenthal in der Pfalz niedergelassen und dort verheiratet. Sein Sohn Arnold, der Vater des nachmaligen Dr. François Wille, erlernte das väterliche Uhrmacherhandwerk und liess sich dann in die französische Armee einreihen. Mit ihr kam er nach Hamburg und wurde dort nach Dienstentlassung Bürger und Uhrmacher, später Kaufmann. Er war mit einer wohlhabenden Bürgerstochter verheiratet, hatte aber kein Glück mit seinem Geschäft. Die kränkliche Frau starb jung und die Schar kleiner Kinder war der Fürsorge ihrer alten Grossmutter und dem Wohlwollen ferner Verwandter, darunter einem Kriegsrat v. Wille in Kassel überlassen. Obwohl der Letztere einer ganz anderen Familie deutschen Ursprungs entstammte, gab das zufällige Namenszusammentreffen doch den Ausschlag zur definitiven Annahme des Namens «Wille». Vorher waren dem Sprachgebrauch folgend alle möglichen Zwischenformen wie Veuille, Wuille und Will wechselweise angewandt worden. — Ich will im einzelnen nicht wiederholen, was Carl Helbling in seiner Monographie «Mariafeld» so meisterlich schön dargestellt hat, sondern versuchen, dem Lokalinteresse gerecht zu werden und anderes aus des neuen Mariafelders Leben zu erzählen. Der junge François war beim Tod der Mutter 15 Jahre alt und weitgehend auf sich selber angewiesen. 1831 bezog er die Universität Göttingen als Theologie-Student und stiess zu dem leidenschaftlichen Kreis freiheitlicher Studenten, denen der in der Restauration neu gestärkte Absolutismus der Fürsten verhasst war. Der junge Student ferner schweizerischer Abkunft empfand freiheitlich und rief unter der ersten schwarz-rot-goldenen Fahne zum Kampf gegen die Unfreiheit auf. Ein bewegtes Studentenleben im Kreise zum Teil bedeutender Männer wie Heine, Hofmann von Fallersleben und Herwegh liess ihn schon vor dem Abschluss in Jena 1845 die Journalisten-Feder ergreifen. Nacheinander war er Mitarbeiter oder alleiniger Redaktor verschiedener literarisch-politischer Zeitungen Hamburgs. Die Studien waren durch solche Verbreiterung auch weiter geworden: An die Stelle der ursprünglichen Theologie waren Mathematik, Medizin, Literatur, Geschichte und Philosophie getreten. Wille war einer jener bewundernswerten Menschen des vorigen



Arnold Wille
(Wuille di Bille)
1846—1924



Fanny Wille-Billeter
(Wuille di Bille)
1845—1929



Ulrich Wille, General
1848—1925
(Photographie 1893)



Clara Wille, geb. Bismarck 1851—1946
(Oelbild L. Vogel 1875)



Der Hof von Mariafeld

Jahrhunderts, die über eine wirkliche Allgemeinbildung verfügten und die schlechthin jede geistige Beschäftigung fesselte. — Im Zuge seiner Journalistentätigkeit begegnete ihm Ende der 1830er Jahre die schöngeistige Dichterin Eliza Sloman. Sie war die Tochter des damals schon angesehenen Hamburger Reeders Robert Miles Sloman, englischer Herkunft, und seiner friesischen Frau Gundalena geb. Brarens. Literarische Interessen und der Sinn für freiheitliches Denken waren Wille und der Dichterin gemeinsam. Eliza Sloman hatte während des polnischen Aufstands gegen den russischen Despotismus den «Sang des fremden Sängers» gedichtet; Chopin war von diesem Freiheits-Epos so beeindruckt, dass er die Dichterin um den Text eines Liedes bat, zu dem er die Musik schreiben wollte. Sie hat damals aus Bescheidenheit abgelehnt. — Die zwei starken freiheitlichen Persönlichkeiten François Wille und Eliza Sloman fanden erst nach Ueberwindung vieler Hindernisse zur Ehe zusammen. Die für damalige Verhältnisse sehr verschiedene Herkunft und Willes unabhängiges Journalisten-Jungesellentum schienen dem strengen englischen Vater wenig Gewähr zu bieten für ein geordnetes Familienleben seiner Lieblingstochter. Erst 1845 heirateten die zukünftigen Mariafelder.

1846 wurde ihnen ein Sohn Arnold Robert, den Grossvätern zu Ehren so genannt, und 1848 ein zweiter Sohn, Conrad Ulrich Sigmund, geboren. Des letzteren Rufnamen Ulrich wählten die Eltern zu Ehren des kämpferischen «ersten Journalisten» Ulrich v. Hutten. Beide Söhne hatten in ihren Adern Blut, das aus Familien von Neuenburg, Hamburg, England und Friesland stammte. Geistig überdurchschnittliche Eltern hatten ihnen dieses Erbe weitergegeben. François war temperamentvoll, Eliza gemütvoll.

François Wille hatte in seiner Zeitung, im Reden und Handeln, die demokratische Revolution von 1848 mit vorbereitet. So wurde er 1848 von seiner zweiten deutschen Heimat ins Frankfurter Parlament gewählt. Bei den Beratungen in der Paulskirche zeichnete er sich durch klares, nüchternes Urteil aus. Wohl durch seine Sachlichkeit, aber auch durch die Besonderheit, Abgesandter der freien Hansestadt Hamburg gewesen zu sein, war er nach dem Zusammenbruch der Revolution nicht bedroht wie so viele andern. Eine Flucht oder Auswanderung drängte sich vorerst nicht auf. Aber es ist kein Zweifel, dass er durch den Fehlschlag seiner Ideale bitter enttäuscht und recht eigentlich degoutiert das Ueberhandnehmen der Reaktion verfolgte. Als sich ein Fortschritt in seinem Sinne auf Jahre hinaus als unrealisierbar zeigte, fasste er den Plan, Hamburg zu verlassen. Ein Zurück in die welsche Heimat der Vorväter lehnte er ab aus der Erkenntnis, dass eine Tren-

nung vom deutschen Kulturkreis für ihn und die Seinen untragbar gewesen wäre. Als ihn Simons begeisterte Schilderung Mariafelds am Zürichsee erreichte, handelte er kurzentschlossen.

Den trauernden Angehörigen der Frau und den zurückbleibenden Gesinnungsgenossen hat Wille damals gesagt: «Habe ich mein Leben lang für Demokratie und freie Verfassung gewirkt, so muss ich doch wohl jetzt dahin gehen, wo ich sehe und erlebe, wie das, was ich gewollt habe, sich in der Ausübung darstellt.»

Anfang September verliess die Familie Hamburg, begleitet von Elizas jüngster Schwester Harriet v. Bissing. In langer Bahnreise kamen sie bis Basel. Im offenen Wagen von da bis Baden war es «ein unendlich genussreiches Reisen, überall war Heuernte und ein Grün auf den Wiesen, wie ich es nirgends so schön gesehen, — Nein, die Schweiz ist wunderbar schön! Vor dieser Natur verstummt man in Freude und Genuss.»⁴⁴

Dieselbe Strecke fuhr ich, der ich dies heute wiedergebe, 100 Jahre später als Südamerikaheimkehrer mit den gleichen Gefühlen — man muss, um die Schweiz wirklich zu lieben, sie als Geschenk empfinden lernen, nicht einfach als selbstverständliche Wiegegabe.

In Zürich wurde Quartier genommen im «Schwert», wo Ully, der dreijährige, schwer erkrankte und die Mutter recht erschreckte. Aber ihr erster Besuch in Mariafeld war ungetrübt: «Das Ufer wird immer schöner je weiter man kommt — Du kannst Dir denken, wie gespannt wir waren auf Mariafeld — ich kannte es aber nach der Zeichnung unter den vielen es umgebenden Wohnungen heraus. Das Wetter war heiter, obwohl nicht klar, sodass die grösste Schönheit, die Schneeberge nicht zu sehen waren, und dennoch, von der Schönheit der Lage lässt sich keine Beschreibung machen. Alle meine Erwartungen sind weit übertroffen durch das, was ich gefunden habe!»⁴⁴

Wochen des Einlebens, des Beobachtens und Kennenlernens folgten. Schon am ersten Sonntag machten Willes Besuch bei Pfarrer Gutmann in Meilen und bei der Nachbarin Jungfer Küngold Ulrich, Enkelin des alten Bürgermeisters, denen Einladungen nach Mariafeld überbracht wurden. Es könnte vieles erzählt werden aus den Briefen Eliza Willes an die Eltern in Hamburg. Von den Knaben berichtete sie, dass der Vater den Aeltern selber unterrichtete, dass beide in der Landwirtschaft herumstöbern, aber noch keine Gespielen gefunden hätten. Der erste Winter begeisterte die neuen Mariafelder mit seinen klaren Tagen, die Schneeberge beeindruckten sie tief — und selbst bei kalter Witterung ging die verwöhnte Hamburgerin zu Fuss nach Zürich und zurück — lobte aber auch den Schiffsmann, dem man Kommissionen

für die Stadt übertragen konnte. Noch im Dezember kamen Doktor Billeter-Wunderlis und Landschreiber Hirzels und um die Weihnachtszeit stiegen Willes mit dem fünfjährigen Arnold durch den Nebel auf den Pfannenstiel zum gewaltigen Erlebnis des ersten Nebelmeers. Dass auch Herwegh und Wagner, Gieskers, Kolatchek und viele andere 48er schon in diesen ersten Wochen den Weg nach Mariafeld fanden, ist anderwärts schon geschildert worden, — ich will mich ans lokalere Bild und das der Familie halten.

«Jeden Tag nach Tisch machen die Kinder mit ihrem Papa, was sie einen «furchtbaren Krieg» nennen. Da sitzt er auf dem Sofa und sie werfen ihn um und trampeln auf ihm herum, der Papa bittet zuletzt um Frieden, aber Ulrich ist nie zur Ruhe zu bringen. Arnold sagte neulich, Ulrich wird gewiss noch einmal ein «recht strenger und gewaltiger» Mann, er sollte Schulmeister werden, der ist doch ja so grimmig mit den Jungens. Ulrich kann ebenso lieblich sein, aber sein Ingrimme ist in dem blonden zarten Jungen wirklich komisch» (22. Dezember 1851).

Weihnachten bekamen die Buben einen Wagen und Münchner Bilderbogen, ... «sie spielen tausenderlei Spiele, je weniger Spielzeug sie haben, je erfinderischer werden sie und ihre Phantasie gibt den selben Gegenständen vielerlei Bedeutung». Von Jungfer Ulrich be-
men sie die erste Schweizerfahne.

Ab 1852 besuchte Eliza die Wagnerschen Symphonieabende in Zürich zusammen mit Jungfer Ulrich; dann folgte Arnolds erster Mariafelder Geburtstag mit den Freunden Heiri und Schaggi aus dem Feld, «die Kinder vom Dorf sind ordentlich und bescheiden und voll guten Einflusses.» Der Vater François begann regelmässig in den «Sternen» nach Meilen zu gehen, um dort die Dorfmag-naten zu treffen. Der erste Sommer brachte den Besuch der alten «Ma-dame Sloman»,⁴⁵ im grossen Reisewagen mit livriertem Kutscher; die Töchter Eliza Wille und Harriet Bissing waren überglücklich, die Mutter, durch Haus und Hof zu führen und mit ihr Fahrten am See zu machen. In leichtem Gefährt wurde die stattliche Matrone sogar auf den Pfannenstiel geferggt.

Die Buben gingen noch nicht in die Schule. Sie spielten mit den Dorffreunden und wuchsen in Hof und Garten auf. Auf dem nächsten Weihnachtstisch lag für die Tellensöhne eine Armbrust und der Berchtoldstag führte die Mariafelderli an ein maskiertes Kinderfest der Frau v. May-Escher von der Herrliberger Schipf. Manches kleine Detail aus einer frohen Bubenjugend könnte ich erzählen, um zu schildern, wie der spätere General und sein älterer Bruder als rechte Feldemer Dorf-

buben aufgewachsen sind. Damals haben sie auch das Seebuben-deutsch schnell erlernt.

Um sie aber andererseits den Hamburger Grosseltern, Tanten und Vettern nicht zu entfremden, reiste die Mutter alle zwei bis drei Jahre mit ihnen im Winter nach Hamburg. Der Vater François begleitete sie hie und da auf kürzere Zeit, benützte aber auch gern die Abwesenheit von Frau und Buben, um in München, Berlin, Paris und London Freundschaften interessanter Menschen seiner Zeit zu erneuern oder neue hinzuzufügen: Heine in Paris, Carlyle in England, Schopenhauer in Frankfurt, um nur drei aus der grossen Reihe heraus zu nennen.

Vom Frühjahr bis zum Winter war es ein beschauliches Leben in Mariafeld. Der Hausherr bewohnte die Unteretage gegen den Garten: in der Nordecke begann sein Reich mit einer Bibliothek von etwa 3000 Bänden vieler Sprachen und Gebiete. Dann kam sein Arbeitszimmer, ein grosser Schreibtisch und ein schwarzes Ledersofa standen darin; viele Schriften lagen herum, ein alter Globus und griechische Götterköpfe auf kleinen Podesten an den Wänden, eine Alchimisten-Waage am weissen Kachelofen, viel unordentlicher Kram, eine lange Pfeife, Fidibus — kurz ein rechtes Durcheinander, wie es einem gelehrten Herrn ansteht. Den Schrank dieses Zimmers nannten die Kinder den Zauberschrank; da verwahrte der Vater Schokoladeplätzchen und merkwürdige Fundstücke aus aller Zeit. Im Fuss des Schrankes befanden sich zwei grosse Schachteln; in der einen lagen hunderte von Zettelchen in kleinster Handschrift, griechisch, lateinisch oder sonstwie beschriftet, Auszüge aus gelesenen Büchern; in der anderen waren humoristische Anekdoten und Geschichten. Wille nannte dies seinen «Sottisier». Auf dem Fensterbrett standen Töpfe mit landwirtschaftlichen Keimlingen, eine Weinprobe, Flaschen und sonstige Attribute eines Gutsherrn, der sich eifrig bemühte, vom Hamburger Journalisten zum Meilener Weinbauer zu werden. Und endlich in der Südecke lag sonnig, aber puritanisch einfach, des Hausherrn Schlafzimmer. Ein eisernes Feldbett, ein runder Kleiderständer mit einem grossen Panama-hut und einem breitrandigen schwarzen Schlapphut, ein paar Studentenerinnerungen, ein Gestell mit Stöcken und ein kurzer Säbel aus der Zeit der Hamburger Bürgergarde, Stuhl und Tisch und die Waschkübel im Eisengestell waren das Mobiliar. Es war vermehrt noch um eine Besonderheit: zwei Wandschirme mit Sackleinen bespannt, auf den alles aufgeklebt und aufgesteckt war, die Köpfe berühmter Männer und Freunde aus aller Welt und aller Zeit, Griechen, Römer, Revolutionäre und Könige, Paläste und griechische Tempel, Schauspielerinnen, Landschaften, alles im bunten Durcheinander, sowie es

ihm begegnete, lithographiert, gestochen und gezeichnet. — Das war das Reich François Willes.

Oben in den alten Täferstuben und Junkerzimmern wohnte die Dichterin und Mutter mit ihren zwei kleinen Buben. Sie hatte dort ihr Schlafzimmer mit dem kleinen Stehpult, an dem sie schrieb, an die Eltern und Geschwister in Hamburg, und wo sie an ihrem Roman «Johannes Olaf» arbeitete. — Ein früherer Roman «Felicitas» war noch in Hamburg entstanden und ging damals in Zürich und Meilen von Hand zu Hand, damit man die neue Frau kennen lerne. Im Wohnzimmer hatte sie ihre Hamburger Mahagonimöbel um sich, hatte an den Wänden die Daguerrotypien der Eltern, auf einem Tischlein die Miniaturen des «fremden Sängers» und der englischen Freundin, an der Wand ein Sloman'sches Segelschiff mit der blauen Reederei-Flagge der weissen Türme und Sterne. Bei aller Liebe zur neuen Heimat wehte ein leiser Hauch des Heimwehs nach den Eltern und Geschwistern, nach dem flachen Land und den Schiffen im Hafen durch diese Zimmer der Mariafelderin.

Das Mittelzimmer gegen den Garten, die heutige Bibliothek, war zu jener Zeit Esszimmer. Im grossen Wandschrank wurden die feinen Tafeltücher und das blaue englische Steingutservice verwahrt, mit denen an festlichen Tagen im grossen Saal aufgetischt wurde.

Der alltägliche Morgen begann früh; denn François war sein Leben lang Frühaufsteher. Die Buben gingen seit 1854 frühzeitig in die Dorfschule. Nach dem Frühstück ging der Hausherr durch Garten, Hof und Reben, die er mit einem Knecht bewirtschaftete, und dann zu Schreibtisch und Büchern. Die Hausfrau besprach mit ihrer Schaffnerin, der aus Hamburg 1853 mitgebrachten Jungfer Louise v. Haternsdorf, Haus und Küche und ging dann an ihr Stehpult, bis mittags alle vereint sich zum einfachen Essen trafen.

Hatten die Buben frei, fischten sie am See, wo seit 1853 ein Badhäuschen auf einem «Seebätz» jenseits der neuen Seestrasse zu Mariafeld gehört. Dort badeten alle täglich, die Damen Eliza und Harriet versteckt im lättliverschlossenen Unterbau. Vater und Buben im freien See. Oder dann fuhren Arnold und Ulrich mit dem Geissen-Fuhrwerk mit rotem Geschirr, das der Hamburger Grossvater spendiert hatte, von den Dorfbuben eskortiert und umjauchzt, durch Hof und Garten, während die Eltern regelmässig lange Spaziergänge in der Umgegend machten.

Nach dem Kaffee und am Abend las der Vater vor aus der Zeitung und aus den vielen Büchern, die er sich von der Lesegesellschaft Meilen und dem «Museum» in Zürich regelmässig schicken liess. Eliza las oft

die Schriften Jeremias Gotthelfs, um sich und den Buben die neue Heimat nahezubringen und vertraut zu machen.

Nicht oft gingen die Eltern zur Stadt, obwohl viel Geselligkeit und Konzerte dort ihrer warteten. Mehr war der Vater in Meilen, kontakt-suchend mit den dortigen Herren. Aus den Briefen spürt man sein Bemühen, in der rückgefundenen Heimat Fuss zu fassen, aber man spürt auch, dass die Menschen ihn nicht vorbehaltlos annahmen. Auf dem Dorf ist weniger Widerstand – im Gegenteil, zu Anfang kam sogar manche Bauersfrau mit einem kranken Kind und fragte den Herrn Doktor um Rat. Er wusste genug aus seiner weitgespannten Studentenzeit, ihnen bewährte Mittel zu verschreiben oder aus seinem Zauberschrank zu holen. Die Armen, Kranken und die Kinder waren ihm ein echtes Herzensanliegen, eingedenk seiner eigenen harten Jugend. Immer hatte er für die Kinder Täfel in der Tasche, wenn er durchs Dorf ging und interessierte sich für die Schulung und Erziehung nicht nur der eigenen Buben.

Freudig nahm er schon in den ersten Jahren das Amt eines zweiten Armenpflegers an. Er nahm es ernst und schaffte Remedur, wo arme Kostkinder in den Bauernhäusern bis in die Nacht Seide winden mussten. Er war glücklich, wenn ihm in solchen Anliegen etwas gelang: (14. 4. 1854) «... ging dann in entseztlichster Hitze nach Obermeilen, um beim Armenpfleger die Schuhe für die beiden Kinder zu erreichen, was wie von selbst geschah, ich werde bei dem Mann jetzt mehr ausrichten können und das ist mir lieber, als wenn ich Einfluss bei Lord Palmerston (dem damaligen liberalen Premierminister von Grossbritannien) hätte.»

Auch der grosse Reeder, Robert Miles Sloman, kam, Mariafeld zu besichtigen im Sommer 1853; er war befriedigt, blieb aber nur kurz und fuhr nach wenigen Tagen weiter zur Kur. Dann kam wieder die Mutter mit ihrer Tochter Diana Edye in langer Bahnreise, später die älteste Schwester Elizas, Maria Carr.

Aus dem so oft schon von Berufeneren, nicht zuletzt von Eliza⁴⁶ selbst, geschilderten Kreis literarischer, musikalischer und politischer Grössen des damaligen Zürichs sei erwähnt, dass die «Tafelrunde von Mariafeld»⁴⁷ damit begann, dass Freunde heraus kamen zum sonntäglichen Mittagsmahl, um anschliessend mit verteilten Rollen Dramen und Lustspiele zu lesen. In den ersten Jahren erklangen dann am Abend noch Studentenlieder, wobei nur Köchly «noch falscher sang als Wille und das will viel sagen». Hin und wieder setzte sich Eliza auch an den Flügel und spielte den anderen auf zum Menuett, bis die Gäste spät im Wagen oder zu Fuss sich nach Zürich aufmachten.

Die vielen Menschen, die damals in Mariafeld ein- und ausgingen, sind in keinem Stammbuch, in keinem Gastbuch festgehalten, aber Elizas regelmässige Berichte an die Eltern erzählen ausführlich über jeden Besuch der Liszt, Wagner, Kirchner und Wesendonck, der Semper, Mommsen, Kinkel, Plater und Ettmüller. Eine hübsche Anekdote, die unser Grossvater selber seinen Enkeln erzählt hat, mag hier eingeflochten sein: Richard Wagner war recht anspruchsvoll und nahm Frau Eliza völlig in Beschlag, wenn er nach Meilen kam. Der kleine Ulrich war eifersüchtig auf ihn und hatte instinktive Vorbehalte gegen den feinen Mann im Samtbarett. Eines Tages spielte Wagner wieder in Mariafeld bei offenem Fenster und kam dann in den Garten herunter; im Vorbeigehen frug er den kleinen Ulrich, wie er die Musik gefunden, worauf dieser: «Hundemusik und Katzenmusik». Der Meister soll es ihm lange nicht verziehen haben.

Wir überspringen einige Jahre sich wiederholenden Alltags. 1857 kam der schöne Bösendorfer Flügel nach Mariafeld; Wagner weihte ihn ein. 1858 verliessen die Buben die Schule, um fortan von Vater und Mutter unterrichtet zu werden. Im gleichen Jahre wurden sie Kadetten. François vergrösserte seinen Besitz durch Hinzukauf von Seeland, Reben und Wiesen. 1859 entstand der für Mariafeld vertraute und lebenswerte Rebengang zwischen oberer und unterer Strasse mit dem kleinen Törlein in der Mauer der alten Landstrasse, an der Stelle des alten Spritzenhäuschens der Gemeinde, das wir noch von Bruppacher-Hofmeisters Ansicht her kennen (vergl. Abbildung Seite 28).

François Wille begnügte sich aber nicht damit, Privatgelehrter, Gutsherr, Praeceptor seiner Söhne und Armen- und Schulpfleger von Meilen zu sein. Er suchte den Weg in die schweizerische Politik, die seinen Idealen entsprach und der er glaubte, nützlich sein zu können. So liess er sich 1860 und später als Kandidat für die Nationalratswahlen portieren. Jedes Mal beendete aber vorgängiger Verzicht oder ungenügende Stimmenzahl seine Aspirationen. Es waren ihm bittere Enttäuschungen, und er fühlte einmal mehr, dass man zwar sein Bemühen, der Schweiz zu dienen, anerkannte, ihn auch als intelligenten Politiker gelten liess, ihn aber doch als einen Fremden betrachtete. Das mochte daran liegen, dass er sich nicht genügend zu assimilieren suchte und nicht die Landessprache zu erlernen bemühte. Es lag aber auch daran, dass man da und dort sein scharfes Urteil und seine schonungslose Kritik fürchtete.

Ich erinnere mich, aus der Familie meiner Mutter gehört zu haben, dass die Mehrheit der Zürcher Damen den Doktor Wille als Tischherrn und Kavalier bei Einladungen zwar ehrenvoll, interessant und lehr-

reich empfanden, dabei aber doch in einer ständigen Angst lebten, er möchte sie in Verlegenheit bringen durch Gespräch oder scharfes Urteil.

Auch aus seinen Briefen an die noch kleinen Buben in Hamburg und aus den Erinnerungen seiner Enkel an ihn spricht der Zwiespalt eines liebevollen Menschen, der verstandesmässig durch ein rauhes Aeusseres ein gutes Herz zu verbergen sucht, besonders gegenüber den Nächststehenden. . . Wir kannten diese Eigenschaft bei manchen seiner Nachkommen. Im Dorf war Wille hochgeachtet und respektiert; manche Bauernkinder hatten eine liebende Verehrung für den kleinen Herrn im Schlapphut, aber man nannte die Mariafelder «s'Hamburgers» — sie waren Fremde und dabei blieb es.

Anfangs der 60er Jahre zeigte sich bei Arnold ein wachsendes Interesse an Garten und Hofwirtschaft und der Vater förderte diese Neigung wie alles, was er an Gutem zu entdecken meinte. «Du solltest nun aber gleich nach Mariafeld schreiben, wie es mit dem Güllen der Wiese und Dungtragen in den neuen Weinberg steht» (aus München nach Hamburg 1. 3. 1861).» Und wenn der Vater 1862 die Söhne vergleicht, sagt er: «Arnold schreibt nur von Sachen, Ulrich nur von Menschen, Arnold beschreibt den Umkreis, wie derselbe ihn umgibt und beeinflusst, Ulrich steht als Centrum und schreibt wie er auf den Umkreis schaut und wirkt». Und im gleichen Brief hören wir betreff Arnolds agronomischem Streben: «Du siehst aus Arnolds Brief, dass ich, ihm nachgebend, schon einen kleinen übersehbaren Bau anfangen lasse. Ich bin wirklich nachgiebig, wenn man durch meine Einsicht auf meinen Willen zu wirken sucht und darum gebe ich dem Arnold so sehr bei unseren landwirtschaftlichen Dingen nach, weil es ihm damit so ganz voller Ernst ist und ich sehr wohl fühle, wie wenig es *mir* damit Ernst ist, wie sehr Nebensache!» Ja, er war Gutsherr und Landwirt nur aus Pflichtgefühl; seine Interessen und seine Ideale waren andere.

Im Gedanken an Arnolds Wunsch, als eigentlicher Landwirt Mariafeld zu bewirtschaften, vermehrte der Vater nun jährlich aus dem Slogan'schen Einkommen den Grundbesitz. Er kaufte 1863 Reben im «Huderst», in der «Frauenkammer», auch «Adrianen» genannt, im «Hösch» und im «Trüggeler», Wiesen in der «Schmiedeneich», in der «Bettenen», in der «Binzwaid» und in der «Zihl», Holz im «Kohlrüti» und in der «Wartshalden». Der Sohn bekam seine Ausbildung zuerst unter den Augen des Onkel Louis Wille in Frankental, dann bei den noblen Vettern Zastrow-Bissing in Schlesien und endlich an der Landwirtschaftsschule Hohenheim bei Stuttgart.

Unterdessen war der Vater im Winter auf Reisen; im Sommer unterrichtete er seinen Sohn Ulrich und lebte seinen Büchern und seinen Freunden. Immer wieder strebte er, Anschluss zu finden an die schweizerischen Staatsgeschäfte, neuerdings angeregt durch seinen Freund und häufigen Gast, den Staatsschreiber und Dichter Gottfried Keller. Ich will mich wiederum auf diesen Hinweis beschränken; denn auch diese Epoche in Willes Leben ist ausführlich in Carl Helblings «Mariafeld» behandelt.

Beim Durchgehen der Briefe fällt auf, dass Frau Eliza sich in den immer reicheren Hanseaten-Häusern fremd zu fühlen begann. Sie sehnte sich nach der Behäbigkeit ihres soliden Hauses am Zürichsee. Sie ging nur der alten Eltern wegen noch nach dem Norden zu Goldener Hochzeit, 80. Geburtstagen und den Vater ehrenden Jubiläen. Den Hochzeiten und Festen der jüngeren Generation fühlte sie sich nicht mehr verbunden; auch sie war jetzt am Zürichsee zu Hause. Schon Mitte der 60er Jahre zeichnete sich eine Hochzeit im eigenen Hause ab. Arnold hatte sich als 18-jähriger verliebt in die hübsche Arzttochter aus Obermeilen,⁴⁸ Fanny Billeter. Die Eltern wünschten abwartende Zurückhaltung und auch im Doktorhaus war man gleicher Meinung. Aber trotz der Ausbildungsaufenthalte im Ausland, trotz häufiger Trennung, blieb der Mariafelder Kavalier seiner Auserkorenen treu. — Ein Kavalier war Arnold übrigens auch im engeren Sinne des Wortes: ständig trug er in Feld und Hof hohe Kanonenstiefel, die vorn weit übers Knie hinaufreichten; er war ein guter Reiter, dem die Freunde gewaltige Kraft im Schenkel am Pferd nachrühmten.

Als die Eltern die Entschlossenheit der jungen Leute erkannten, beschloss sie, Mariafeld zu einem grossen Gutsbetrieb auszubauen. Die sehr jungen Leute sollten wenigstens in gewohnter Erde und Umgebung ihre Agronomen-Laufbahn beginnen. Grosse Stallung, Scheune, Trotte, im Haupthaus eine Wirtschaftsküche und Essraum für eine Knechteschar wurden gebaut. Der Landbesitz wurde weiter vergrössert. So erreichte Mariafeld 1867 durch Zukauf des «Schönacker»-Hofes die grösste Ausdehnung, die es je gehabt hat. Mit über 120 Jucharten war es ein wahrhaft stattliches Gut geworden. Der ganze Rebenhang hinter dem Haus, Wiesen und Felder auf der Höhe und weite Waldstücke am Pfannenstiel gehörten nun zu Mariafeld. Der 20jährige Gutsherr liess sich am 18. September 1866 unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung in der Kirche Meilen mit seiner hübschen, blonden Obermeilerin trauen.

Seine Mutter bemerkte, es sei einer der wenigen Tage gewesen, wo er nicht seine Kanonenstiefel getragen habe. François Wille führte die

kurz zuvor verwitwete Frau Billeter-Wunderli, Kantonsrat Wunderli-Zollinger Eliza in die Kirche. «Unser berühmter Mann», — Pfarrer Lang, dem die Mariafelder durch häufigen Besuchs- und Briefverkehr sehr befreundet waren — «hat nach meiner Ansicht eine miserable Rede gehalten, eine Künstelei, die mich gar nicht befriedigte.» Beim Essen kamen zahlreiche «Uehrten»: Wille erhielt eine als Mumie eingewickelte Puppe seiner Zugehörigkeit zur Antiquarischen Gesellschaft wegen, Pfarrer Lang für seine angeblichen Gartenmeriten eine Gärtnerschürze, die er gleich anzog. «Zwei Tage später feierten die Knechte und Tagelöhner mit einem Fass Wein vor dem bekränzten Stall die Dienstenhochzeit auf Mariafeld, das hat mir Freude gemacht, so vergnügt waren alle.»

Das junge Paar zog ins Kapellenhaus, die Gutswirtschaft war im Souterrain des Haupthauses und im Lehenhaus eingerichtet. 20 Knechte und 10 Mägde waren täglich zu verpflegen. Der Gutsherr war voller Tatkraft und Ideen, fast zu viele schienen es bisweilen den beobachtenden Eltern. Da wurde Tabak gepflanzt im «Eichholz», im «Schönacker» grüntem die ersten Maulbeerbäume, und im Haus selbst wurde für die Seidenraupenzucht gerüstet. Am See entstand eine Schnapsbrennerei. Riesige Fässer wurden im alten Felsenkeller aufgebaut. Der Stierenstall stand voll mit edlen Jungstieren. Im Pferdestall waren temperamentvolle Pferde, die nur der Jungherr selber kutschieren konnte und mit denen er die Milch nach Zürich führte. Voller Eifer arbeitete Arnold Wille daran, ein Mustergut aufzubauen. Voller Hingabe wirtschaftete Fanny Wille in Haus und Küche und überwachte den grossen Haushalt.

Die Eltern und Ulrich hatten sich vom Gutsbetrieb zurückgezogen. Letzterer, noch nicht 17-jährig, nur von seinem eigenen Vater und Pfarrer Lang vorbereitet, bestand im Frühjahr 1865 die Aufnahmeprüfung zur Universität. Er schrieb sich an der juristischen Fakultät ein und trat der schlagenden Studentenverbindung «Tigurinia» bei.

Wie wir wissen, waren des Vaters öffentliche Aemter auf Armenpflege, Schulpflege, Präsidium der Mittwochgesellschaft und Gründung der gemeinnützigen Gesellschaft des Bezirkes Meilen beschränkt gewesen. Jetzt, wo er die Gutsverwaltung abgegeben und die Schulung der Söhne abgeschlossen hatte, suchte er neue Tätigkeit.

Die Freundschaft zu Gottfried Keller, mehr aber noch die Ereignisse um die Verfassungsrevision zogen Wille nach Zürich. 1868 wurde er Mitglied des Zürcher Verfassungsrates, wo er in engem Kontakt mit Jkr. Prof. Georg v. Wyss, dem Enkel des alten Bürgermeisters, stand. Wille zeichnete sich aus durch klare Postulate, insbesondere über die

Abschaffung der Todesstrafe wie über die Einführung der von Wyss und ihm ausgearbeiteten Minoritätenvertretung und Proportionalwahl für den Kantonsrat. — Nach Rückblick von nahezu 100 Jahren dürfen wir Nachkommen mit Stolz auf die fortschrittliche Gesinnung hinweisen, die aus diesen Voten des Mariafelders spricht.

Unterdessen war Frau Eliza lange Wochen am Krankenbett der Hamburger Eltern. Ulrich studierte an den Universitäten Halle und Heidelberg. Seine Mutter sagt über ihn: (15. 2. 1865) «Ulrich wird Gottlob recht tüchtig und stark und ich zweifle nicht, dass er auch sehr solide und ordentlich sein wird. — Er ist jetzt schon besonnen und fest und durchaus klar in seinem Wollen und Verneinen. Ich finde, dass er so ganz meine Augen hat und auch so vieles von meiner Natur! Ulrich ist sehr ehrenhaft und uneigennützig. Er hat viel Geist, ist sehr geneigt zum Sarkasmus, aber gewiss dabei der allergutmütigste Mensch — das klingt aber fast, als wolle ich mich selbst loben, indem ich eben zuvor sagte, er habe meine Natur — ich habe mich aber nur fehlerhaft ausgedrückt — so arg meine ich es nicht!»

Zeitgenossen und Spätere haben den Charakter dieser Frau mehrfach geschildert. Hier ist ihrer eigenen Feder ganz unversehens eine Selbstbeurteilung entglitten. Ich darf in diesem Rahmen gestehen, dass es mir reizvoll schien, die Schrift dieser Urgrossmutter einmal einem aussenstehenden Graphologen zur Beurteilung vorzulegen. Einige Stichworte aus seinem Urteil seien nachstehend wiedergegeben: «Starke Gefühle — grosse Leidenschaft, entschlossen für eine Sache oder einen Menschen — keine Halbheiten, beharrlich und intensiv. Anfängliches Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen wird im mittleren Alter durch Beirrbarkeit gestört. — Das Selbstvertrauen verliert die Unbekümmertheit; eigene und fremde Leistungen werden fortan strenger bewertet. Stark ist der Zug, sich Gleichgesinnten mitzuteilen. Jedes Abdrängen ihrer Persönlichkeit in Anonymität, jede Zurücksetzung bedrückt sie schwer, denn sie will geben und leisten, will aber auch anerkannt sein.» Wie vieles klingt aus dieser Charakteristik, das tatsächlich ebensogut dem Sohn Ulrich zugebracht sein könnte!

Zwischen diesen starken und vitalen Menschen stand vermittelnd und behütend das alte Haus mit den dicken Mauern, sein Hof und Garten, die liebliche Landschaft: «Unser Hof ist dieses Jahr wunderschön. Dir wären die Bäume wohl zu dicht und Alles zu dunkel und schatticht, aber hier am See, wo nur die Weinberge sind und Obstbäume und so viel glänzendes blendendes Licht, ist es köstlich, den dunklen Schatten zu haben. Der Capellengang ist auch sehr schön jetzt, das Grün inwendig ist ordentlich über die Wand und Decke ge-

zogen und darin ist der Boden mit roten Mauersteinen bepflastert, während früher solch ein unordentlicher Lehm Boden mit etwas Sand darüber bald hoch bald niedrig war. Die Weingänge zum See sind jetzt ganz dicht bewachsen, sodass man in dem grünen Bogengang geht und hinter dem Badehaus sitzt man unter lauter Grün in einer Laube von wildem Wein, Geisblatt und Hopfen. Die Aussicht ist dann so schön auf den See wie durch grün eingerahmte Fenster. Vorn am Balkon des Badehauses ist jetzt alles wie von einem Rosenkranz umhängt, eine einzige Schlingrose hat alles umspinnen und wir freuen uns täglich über diese Herrlichkeit.»

Der Student Ulrich schreibt aus Heidelberg an seinen Vater über die Bewohner Mariafelds: «Ohne Zweifel werdet Ihr zu Hause jetzt Eure verschiedenen kleinen Vergnügen machen. Du wirst, nachdem Du Deine Zeitungen gelesen und dann auf eigene Art zusammengefaltet, in Deine Tasche gesteckt hast, im Garten umherwandeln, bald Dich freuend, (über angewachsene Setzlinge etc. etc.), bald Dich ärgend (über Hunde, Schnecken, Raupen). Allmählich findet sich dann um Dich herum die ganze Familie ein. Mama mit einer Unzahl Verhüllungen um den Kopf und in elegant nachlässiger Kleidung; Fanny meistens liebenswürdig und dann sehr angenehm, mit Gartenhandschuhen, deren ursprüngliche Farbe schwer zu diagnostizieren; Arnold in gewichsten Wasserstiefeln, in hellen Hosen, die zwar mit Flickern, wenn auch von anderer Farbe, besonders auf der Schattenseite solid bürgerlich besetzt sind, aber für jeden Flecken trägt er im Herzen eine hochadelige Regung. Alles empfängst Du je nachdem freundlich oder mit abgewandtem Gesicht. So geht ihr im Garten umher, wobei meistens Arnold doziert mit einer Etmüller ähnlichen Bestimmtheit und Mama Kommentare gibt. Du gehst, Dich ruhig belehren lassend, nebenher, bis — Louise mit dem Jungen kommt, der dann von seinen und der jungen Hunde listigen und vortrefflichen Streichen berichtet. Du gehst mit ihm umher, freuest Dich über jede seiner Unarten und bringst ihm die Anfangsgründe der Botanik bei. Nachdem dann Arnold noch einige male versucht, Euch über einige psychologische Fragen aufzuklären, werden einige Worte der Liebe von vier Seiten (Mama, Louise, Fanny, Arnold) noch meinem Andenken geweiht (was denkst *Du* wohl? Sagen tust Du nur, was ich nicht hören möchte), und die Gesellschaft geht nach verschiedenen Seiten auseinander.»

Ja, ein erster Enkel, Franz Arnold Robert Miles war 1868 dem Grossvater François zur besonderen Freude geboren. So gerne sich Wille im Disput mit anderen mass, so sehr er beide Söhne liebte, so warme und anhängliche Briefe er an seine Frau schrieb, so war er daheim recht

eigentlich «der Alte in der Klausen». Nur dem Enkel öffnete er sein Herz ungehemmt und sprach viel in Wärme und Liebe mit ihm.

Ein anderer kam noch in dieser Zeit: Nicht ein Knabe, wohl aber ein jünglingshaft scheuer Dichter aus Meilen. Jungfer Küngolt Ulrich im Chorherrengütli brachte eines Sonntags nach Mariafeld ihren Vetter Conrad Meyer aus dem Seehof in Meilen. Damit begann die für Meilen und Zürich so wichtige Freundschaft zweier sehr verschiedener Männer. Wie der scharfe und anfeuernde Dr. Wille auf Conrad Ferdinand Meyer wirkte, hat der Dichter selber eindrücklich geschildert in einem Aufsatz über die Entstehung des «Hutten».⁴⁹

Der Vetter meines Vaters, Onkel Franz erzählt aus dieser Zeit: «Conrad Ferdinand Meyer war ein intimer Freund des Hauses. Wie oft haben sich dieser und Grosspapa beim Vieruhrkaffee über ein Wort oder eine Satzkonstruktion in einem neuen Werk von Conrad Ferdinand in einen äusserst lebhaften Diskurs verwickeln können, ob man besser so oder so sagte und Aehnliches. Conrad Ferdinand las viele seiner Neuschöpfungen im Entwurf vor und sie wurden besprochen. Grossmama hörte meistens ohne sich einzumischen zu.»

«Einmal, ich mag etwa 15 Jahre gewesen sein, war Liszt da. Nach dem Mittagessen legte er sich in Grossvaters Zimmer auf dem alten ziemlich abgerissenen Sofa zu seinem Mittagsschläfchen hin. Ich sollte ihn zum Vieruhrkaffee holen. Er küsste mich auf die Stirn: «Blonder Ganymed, Du kamst mich holen» sagte er. Sein Kuss war mir schrecklich, in Anbetracht seiner grossen Hackennase mit einer Warze auf dem Nasenrücken. Nach meiner Mission lief ich an den See, fischen.»

«Abends, als Liszt wieder nach Zürich war, zürnte mir Grossvater, dass ich fischen gegangen wäre, anstatt den Meister spielen gehört zu haben. Ich würde dieses mein Leben lang bedauern – ob ich es bereue? – Die Erinnerung an diesen kleinen Tadel ist mir jedenfalls ebenso wertvoll als das Bewusstsein, den Meister spielen gehört zu haben und die Musik natürlich gleich vergessen zu haben, wenn sie überhaupt auf mich einen Eindruck gemacht hätte.» Er war einer jener echten Willes, die wohl unmusikalisch waren, aber noch viel mehr so taten, weil sie sich scheuten, musisch zu sein.

Und nun möchte ich noch beifügen was geschah, während der Ganymed fischen ging: Nach dem Mittagsschlaf hatte Jungfer Louise ausnahmsweise im grossen Saal den Kaffeetisch gedeckt, dort wo der Flügel stand. Es war Juli (1882), ein warmer Sommernachmittag und die Saalfenster standen offen gegen den Hof. Nach dem Kaffee setzte sich Liszt an den Flügel und spielte. Draussen am Brunnen rüstete die Hofbäuerin Barbara Zollinger Schäubli für die Reben und hörte

die Musik. Leise eilte sie durch Stall und Tenn, durch Scheune und Trotte, zu Wunderli und Leeman, zu Schlumpf und Knopfli und rief alle herbei, die nicht in den Reben waren. Und als der alte Meister — Liszt war damals schon über siebzig — die Hände sinken liess, da klatschten die Seebauern dem fremden Musikanten Beifall. Liszt trat ans Fenster, sah die Heugabeln und die Kopftücher über den braun-gebrannten Gesichtern und in der Freude, die ihn packte, griff er nach den Brezelschalen und Konfektkörben auf Frau Elizas Tisch und spendete aus vollen Händen seinen freundlichen Zuhörern den z'Vieri.

Wir sind dem Enkel Franz zu Liebe 15 Jahre vorausgeeilt. Und obwohl ich bald fürchte, dass meine Leser müde werden, kehre ich noch einmal zurück in die Zeit des Jungherrn Arnold und des Studenten Ulrich.

Das «Rittergut» wollte nicht recht florieren. Lag es am zu genialen Gutsherrn, lag es an der komplizierten Mischwirtschaft, war es der Beginn der Industrie in der Stadtnähe oder war es die zu grosse Nähe des temperamentvollen Vaters? Von allem ein wenig. Die Mutter und Ulrich vermittelten zwischen Vater und Sohn; anderseits verlor der Vater nie die Geduld und den Ernst, dem Sohn beizustehen, aber die Notwendigkeit einer Aenderung zeichnete sich ab. Anfangs der 70er Jahre wurde Willes das Senger'sche Schlössle Rickelshausen am Untersee angeboten. Arnold und Fanny entschlossen sich zum Kauf und der Grossvater François begleitete die Familie wehmütig-beherrscht zur Bahn nach Zürich, die ihm die geliebten Enkelbuben entführte. Die Meilener Fanny Billeter wurde eine mustergültige Hegauer Gutsfrau, Arnold ein genialer und fortschrittlicher Landwirt. Den Verwandten Zollinger, Wunderli und Wille blieben die Rickelshauser bis ins Alter eng verbunden. Auch die nachfolgenden dortigen Generationen hängen noch immer in Liebe an den Zürcher Vettern. Arnold starb 1924, sein Sohn Franz 1950.

Und nun seien zum letzten Mal die Blätter der Zeit zurückgedreht: Ulrich Wille. Im Juli 1869 bestand er mit 21 Jahren das juristische Doktorexamen in Heidelberg. Gerechtigkeit, Fürsorge- und Verantwortungssinn sprechen aus einer juristischen Studentenarbeit, in der Ulrich Wille sich für eine Reorganisation des Strafvollzugs einsetzt. Er verlangt dort, dass die Besten eines Landes den Gefängnissen und Zuchthäusern vorstehen sollen, ihnen aber auch die Verantwortung für die Dauer einer Strafe zufalle, da sie allein es in der Hand hätten, die Fehlbaren zu einem bürgerlichen Leben zurückzuerziehen. Für ihn sollen nicht die zweifelhaften Existenzen Berufsoffiziere werden, für ihn gibt es keinen, der «zu gut» ist, Lehrer zu werden. Die Besten

sollen in den Berufen stehen, wo tätige Verantwortung für Menschen zu tragen ist. Aus solchem Idealismus heraus meldete sich Wille 1869 bei der Artillerie als Instruktionsoffizier.

In jenen Jahren verbrachten die Mariafelder Eltern den Winter öfters in Italien. Den Konzilswinter 1869/70 waren sie in Rom. Alte Freunde waren dort: Kurt Schlözer, Liszt und seine Freundin, die polnische Fürstin Wittgenstein, Maler Ludwig, die Baronin Eichthal und viele andere. Die Konzilsstadt war Treffpunkt der literarischen und politischen Welt. Wille stritt mit der temperamentvollen Wittgenstein über die Unfehlbarkeit des Papstes. Oft war man an den Nachmittagen draussen in Tivoli, wo der Kardinal Hohenlohe in der Villa d'Este empfing und Liszt musizierte. Dort trafen Willes auch die Gräfin Amalie v. Bismarck aus Konstanz mit ihrer 19-jährigen Tochter. Diese Damen waren schon mit Liszt bekannt und einmal hätte die Tochter dem Meister vorspielen sollen. Dabei hatte sie sich nach zwei Takten schwungvoll auf ihrem Drehstuhl zurückgewirbelt und gesagt: «Maître, vous savez jouer beaucoup mieux que moi — s'il vous plaît, continuez». Liszt stand bezaubert auf, küsste die junge Comtesse und spielte weiter.

Auch François Wille war sofort bezaubert von der temperamentvollen, blauäugigen Clara mit dem reichen, schwarzblauen Haar. Und als Frau Eliza und die Gräfin Mutter sich auch gut verstanden, war es nur zu selbstverständlich, dass man beschloss, die Rückreise nach Konstanz sollte über Mariafeld führen. So lernte Ulrich Wille im Sommer 1870 Clara kennen in einem Zeitpunkt, wo der Name Bismarck in aller Leute Munde war. Der deutsche Kanzler dieses Namens war Claras Vetter III. Grades.

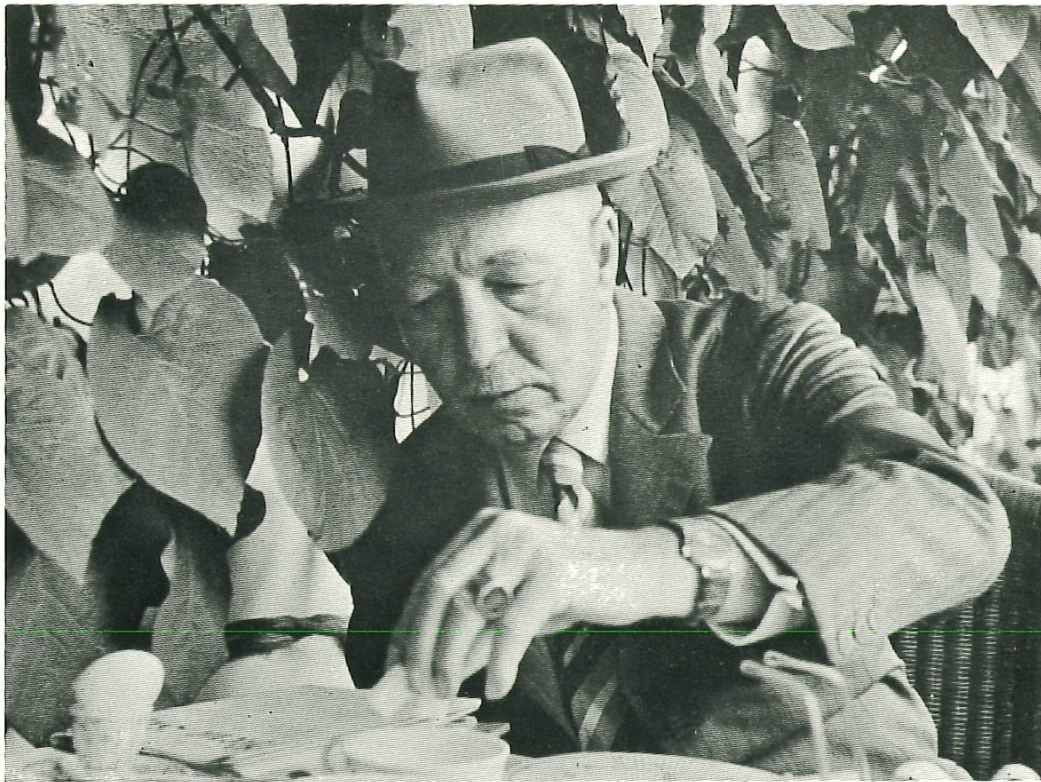
Im Mai 1872 heirateten Ulrich und Clara in Konstanz, und die Eltern Wille waren beglückt über ihre zweite Schwiegertochter. Freudig bekannte sie sich zur neuen Heimat, die sie zuerst in Thun, später in Zürich, dann in Bern und endlich von 1896 an in Mariafeld lieben lernte. Sie hat zwar das Schweizerdeutsch nie recht beherrscht, dafür sprach sie auf dem Hof und im Dorf reizvolles Badensisch.

Die Urgrosseltern François und Eliza erreichten beide ein hohes Alter und Kinder und Enkel kamen zu regelmässigen Besuchen nach Mariafeld. Mein Vater hat über diese Zeit für uns folgendes aufgezeichnet:⁵⁰ «Während meine Eltern an der Löwenstrasse in Zürich wohnten und wir «grosse Buben» wurden, war für uns Mariafeld der Ferienort. Die Grosseltern Wille, nahe ihrem 80. Lebensjahr, waren nie ernstlich krank gewesen. Grossmama Eliza spazierte nur bei schönem warmem Wetter noch im Garten und verliess die obere

Etage selten, wo sie abwechselnd in der Nussbaumstube oder in der vorderen Eckstube oder in dem windgeschützten Zimmer neben dem Saal schlief oder schrieb. Ihr kleines Stehpult wechselte wie sie die Stuben und den Fensterplatz. Abends ass der Hausherr wenig. Grossmama ging meist früh zu Bett, dagegen Grosspapa erst um Mitternacht. Er blieb vor dem mittags aufgesparten halben Fläschli Rotwein, eigenen Mariafelder trank er selten, sitzen, las Philosophie und rauchte einen Ormond-Stumpfen. Louise harnte bei ihm aus bis 10 Uhr, sagte dann «Gut Nacht, Herr Doktor, der Leuchter steht vor der Tür.» Wir Buben wurden früh zu Bett entlassen, d.h. wir gingen zu Kresenz, der Köchin, sassen in der Küche oder nebenan im Stübli und wärmten uns auf der Chouscht. In der Küche war ein grosser Kupferkessel im Gebrauch, in den das Brunnenwasser vom Hof geleitet war. Wenn es spärlich oder gar nicht floss, dann trug der Knecht in einer Tause Wasser in den Kupferkessel.»

«Knecht war damals schon seit Jahren Jakob Zollinger. Neben der Landwirtschaft war er Grosspapas Nachtkutscher, d. h. wenn Konzert, Gesellschaft, Kegeln oder L'hombre-Spiel erst nach dem Abenddampfer endeten, fuhr man im Wagen heim. L'hombre-Abende mit Fick und Schoeller im Orsini und in der Kronenhalle dauerten meist bis Mitternacht. Dies und Jakobs lange Wartezeit im Sternen, der am Bellevueplatz noch heute existiert, liessen Herr und Kutscher einmal ihren Heimweg nicht mehr finden. Doch Jakob war ein treuer Knecht und liebevoller Vater der Töchter Anni und Hedi Zollinger, die beide in Mariafeld zur Welt kamen. Ihre Mutter Barbara und Anna halfen fleissig in der Landwirtschaft, vor allem in den Reben. Auch wir Buben halfen gerne im Heuet, tranken Most wie Wasser, halfen gern im Wümmet, warfen Wintertrohler nach den Mädchen, festeten am Krähhahnabend mit bis Mitternacht bei Pfänderspiel und vielem Essen, unten in der alten Küche.»

«Damals existierte noch der mächtige Eichbaum in der Trotte hinter dem Lehenhaus. Die grosse Trottenscheuer war bei Regenwetter unser Tummelplatz. Man rannte an der Trülle im Galopp im Kreis herum und wenn der Eichbaum oben war, dann lief die Trülle mit uns rasch und rascher ganz allein den andern Weg zurück. Im Sommer schleppten wir trotz der Warnung «Was wird der Herr Doktor sagen!» alle Trottenbohlen an den See, und bauten ein Floss und fuhren in die Dampfschiffwellen, auch als Arnold und ich noch nicht schwimmen konnten. Als Vetter Hans aus Rickelshausen einmal mit uns in Mariafeld war, wollte er mich schwimmen lehren. Dazu fuhren er und ich in Bäcker Schättis Schiff in den See hinaus und dort be-



Oberstkörpskommandant
Ulrich Wille-Rieter
1877—1959



Mariafeld von den Reben
in der Frauenchamer aus

hauptete er: «Tiefes Wasser trägt Dich.» Er sprang voraus und befahl mir: «Spring!» Ich hupfte gläubig-ängstlich über Bord. Zum Glück war Hans so nah, dass ich ihn fassen konnte. Ich hielt ihn an Armen und Beinen so fest umklammert, dass wir beinahe beide ertrunken wären. —Wir Buben bewunderten den 10 Jahre älteren Vetter Hans sehr; denn er war stärker als Wunderli, des Nachbars Schmied-Geselle.»

«Als mein Vater 1891 nach Bern übersiedelte, blieb mein ältester Bruder Fritz in Zürich, wohnte bei den Grosseltern in Mariafeld und machte die Matura 1893. Fritzens Aufenthalt in Mariafeld war für die Grosseltern eine grosse Freude; sie liebten ihn besonders, weil viel von seinem Wesen sie an meinen Vater erinnerte. Die Weihnachtsfeier 1892 war die letzte bei den Grosseltern, da Grossmama Eliza am 22. Dezember 1893 starb. An dem letzten Weihnachtsfest begleitete sie am Flügel unser Weihnachtslied; dann baten Franz aus Rickels-
hausen und mein Bruder Fritz sie, wie früher «Lützows wilde verwegene Jagd» und «Wilhelmus von Nassaue» zu spielen. Ich glaube mich zu erinnern, dass sie auch bei diesem letzten Mal die Verse leise mitsang mit der tiefen Stimme ihres Alters, und dass Grosspapa vor dem Baumanzünden aus Fritz Reuter vorgelesen hat.»

«Vor Neujahr reisten wir mit dem Dampfer wieder nach Zürich und von da nach Bern. Grossmama erlebte die Eröffnung der rechtsufrigen Nordost-Bahn nicht mehr. Und Grosspapa, der für den Bau und die Station energisch sich verwendet hatte, konnte sie nur noch wenig benützen. Die Freude, die Station auf ihrem Boden zu haben, verleitete übrigens die Feldner, an der nächsten Fasnacht mit bekränzter, pfeifender Lokomotive vor dem «Raben» zu erscheinen. Herrlibergs Spione wussten aber davon, füllten ihre Spritzenpumpen mit Gülle und trieben den Feind hinter den Rossbach zurück.»

«Das Jahr 1896 begann unter dem Schatten von Grosspapas Kranksein. Papa ging nach Mariafeld und rief auch Onkel Arnold aus Rickels-
hausen herbei. Sie spielten L'hombre mit ihrem Vater, dessen Schwäche zunahm. Am 7. Januar, während des Spiels, legte Grosspapa die Karten auf den Tisch, lehnte sich im Lehnstuhl zurück und in Gegenwart der Söhne endete Grosspapas bewegtes, langes Leben. Seine Asche wurde beim Krematorium Zürich beigesetzt. Grossmama dagegen war im alten Friedhof bei der Kirche Meilen begraben worden. Und Jungfer Louise, die 40 Jahre in Mariafeld für die Grosseltern treu gesorgt hatte, starb wenige Monate nach dem Grossvater bei uns in Bern.»

Noch während die Söhne François Erbe teilten, nahm Ulrich Wille nach harten Meinungsverschiedenheiten mit dem Bundesrat seinen

Abschied als Waffenchef der Kavallerie und trat in den Ruhestand. Sein Wunsch war, Bern so schnell wie möglich zu verlassen und in Mariafeld abwartend Distanz zu gewinnen vom Geschehen des Winters 1895/96.

Auch das neue Gutsherrenpaar begann seine Zeit mit einigen baulichen Veränderungen. Im Haupthaus wurde unten eine Wohnhalle eingerichtet mit einer Doppeltreppe auf den Garten hinaus. Die obere Küche wurde entfernt und die ganze Wirtschaft ins Souterrain gelegt, dahin, wo Frau Fannys Gutsküchenräume gewesen waren. Am Kapellenhaus wurde die auffällige zweite Etage abgehoben und die untere Wohnung für die Grossmutter Bismarck hergerichtet. Im übrigen war Wohnraum erforderlich für die fünf nahezu erwachsenen Kinder: Fritz, Ulrich, Arnold, Isi und Renée. – Alle Häuser wurden frisch verputzt, und bei dieser Gelegenheit erhielten die noch aus der Escherzeit graublauen Fensterladen den roten, beziehungsweise rotschwarzgeflamnten Anstrich; Frau Clara hatte sich diese Reminiszenz an ihre glückliche Bernerzeit ausgebeten.⁵¹

Die nach Arnolds Wegzug wiederum auf das ursprüngliche Ausmass verkleinerte Landwirtschaft übergab Ulrich Wille dem bewährten Ehepaar Zollinger in Pacht. Noch war es die Zeit, wo selbst in Mariafeld der eigene Wein nicht mehr das galt, was er zur Wyssen-Zeit gegolten hatte. Man war allgemein in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts durch deutsche und französische Weine verwöhnt worden und der «saure Zürichseewein» stand nicht hoch im Kurs. So war es eine beschaulich-stille Wirtschaft auf dem Hofe. Dafür brachte der retirierte Kavallerieoffizier temperamentvolle Reitpferde für sich und seine Familie mit. Manche ergraute Meilener werden sich noch an die ausreitende Familie erinnern. Frau Clara allerdings ritt seit dem Wegzug von Bern nicht mehr. Sie war in ihrer Jugend eine elegante und sichere Reiterin gewesen, aber das hügelige Gelände am See lag ihr weniger als die schönen Wege im Bremgartenwald.

Im Kapellenhaus wohnte seit 1896 die Urgrossmutter Bismarck, Clara Willes Mutter. Auch sie lebte sich in Mariafeld und im Dorf gut ein, wo ihre würdige Erscheinung bald gut bekannt war. Sie spazierte oft zu dem Rebenbänklein im Oberfach an der Nadlen und von dort zu Frau Zolliker im «Feldhof». Im Alter von 94 Jahren starb sie 1918 und liegt auf dem Friedhof in Meilen.

In jenen stillen Jahren des Beiseitestehens wurde Ulrich Wille in die Ortsfeuerwehr eingereiht und war wie sein Vater Mitglied der Schulpflege geworden. Er war bekannt für seine Pünktlichkeit und Klarheit an den Sitzungen, aber man spürte, dass er zu Höherem be-

rufen sei. Er las viel in dieser Zeit, ordnete manches im Nachlass der Eltern und schrieb an seiner «Skizze einer schweizerischen Wehrverfassung», die die Grundlage der Militärorganisation von 1907 wurde. Sein Arbeitsplatz war das Stehpult seiner verstorbenen Mutter. Dort lag ein vergilbter Zettel mit ihrem Lebensspruch: «Dem Tapferen sind glückliche und unglückliche Geschicke wie seine rechte und linke Hand. Er bedient sich beider.» (Ausspruch der heil. Katharina von Siena). Treue Freunde, seine Frau, die Kinder und die Gewissheit neuer Aufgaben gaben dem Mariafelder die Kraft zu warten, 1900 folgte seine Berufung zum Kommandanten der Zürcher Division, dann eines Armeekorps und schliesslich am 3. August 1914 der Oberbefehl über die Armee. Was Willes militärische Verdienste waren, was er Bleibendes für die Schweiz geschaffen hat, wissen alle, die ihn gekannt haben, und auch jene, die sich später mit seinem Lebenswerk beschäftigt haben. Noch sind vielerorts falsche Urteile über ihn vorhanden. Er hat schon zu seinen Lebzeiten oft schwer darunter gelitten, verkannt zu sein. Und doch hat er nie die Schwäche gehabt, von seinem Weg abzuweichen, um der Popularität und guten Kritik willen.

Seinen Kindern und Enkeln war er leuchtendes Vorbild voller Wärme und Güte, hoher Geistesbildung und echten Humors. Willes Schwiegertochter Lien Wille-Vogel, die Witwe des Sohnes Fritz, schreibt unter anderem.⁵² «In den Mussestunden arbeitete mein Schwiegervater gern im Garten und pflegte unter anderem mit grosser Liebe eine Efeuhecke, die das Gut gegen die Strasse abschloss. Die Hecke nannte er scherzweise «sein Lebenswerk» und behauptete oft, wenn die Hecke dicht gewachsen sei, so könne er ruhig sterben. Mein Hund hatte die üble Gewohnheit, an der Hecke hochzuspringen und die Passanten anzubellen. Wenn er dabei den Efeu herunterriss, sah mich mein Schwiegervater wehmutsvoll an und sagte: «Der Phoenix findet anscheinend, dass ich noch nicht sterben soll.»

«Während einer Reise durch Holländisch Indien 1921 bekam ich erst einen Begriff davon, wie sehr mein Schwiegervater in der ganzen Welt bekannt und geachtet war. Der Kommandant der Garnison in Magelang auf Java fragte mich, ob ich mit General Wille verwandt sei. Auf der sehr entlegenen Insel Timor erzählte mir ein holländischer Offizier, dass er die Werke des Militärschriftstellers Wille gelesen habe, und freute sich, als ich ihm sagte, es sei mein Schwiegervater».

«Im Frühling 1922 brach ich meine Indienfahrt ab, um zur goldenen Hochzeit meiner Schwiegereltern zurück zu sein. Das Fest wurde zur schönsten häuslichen Feier, deren ich mich entsinnen kann. Kinder,

zahlreiche Enkel und sonstige Verwandte fanden sich im alten Mariafeld am Zürichsee ein. Mein Schwiegervater freute sich über die unzähligen Beweise von Freundschaft und treuer Anhänglichkeit, die ihn von überall her erreichten. Und da er den Wunsch geäußert hatte, dass diese Feier nicht bekannt werden sollte, war er freudig überrascht, als die Meilener Musik vormittags ein Ständchen brachte.»

«Weihnachten 1924 war ich zum letzten Male sein Gast. Er lebte still und resigniert dahin, einesteils erfüllt von den Erinnerungen eines bewegten, erfolgreichen Lebens, anderseits bedrückt durch die Nachkriegsverhältnisse. Er war müde und sehnte sich nach dem Ende. — Als er mich bei der Abreise an den kleinen Bahnhof von Feldmeilen begleitet, sagte mir eine Ahnung, dass ich ihn nicht wiedersehen werde. Dieses Vorgefühl wurde zur Wahrheit. Am 31. Januar 1925 entschlief er sanft nach nur wenig Tagen des Krankseins. Seine Umgebung hatte den Eindruck, als ob er, losgelöst vom Erdendasein, im Geist schon im Jenseits weilte.»

«Ein grosser und vornehmer Mensch, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, eine markante Gestalt in der Geschichte der Schweiz war mit General Wille dahingegangen. Er verdient es, dass man in allen Schichten der Bevölkerung sein Andenken hochhält, denn alle, die ihn wirklich kannten, mussten ihn lieben und verehren.»

Einer seiner besten Freunde, Pfarrer Pfeiffer von Herrliberg, der wettergebräunte Berggänger, hielt ihm die Grabrede. Er kannte den Grossvater wirklich als Menschen.

Die Gemeinde Meilen ehrte den General 1917 durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes, 1941 durch das Geschenk des schönen Begräbnisplatzes auf dem Friedhof, wohin die Aschenurne überführt wurde.

Wenn ich über den Grossvater weniger geschrieben habe, als über manchen seiner Vorgänger in Mariafeld, dann deshalb, weil es eine Halbheit bleiben musste, und er war ein so entschiedener Gegner alles Halben. Die mir gestellte Aufgabe war, den Rahmen und die Geschichte des Hauses zu schildern, aus dem er vor 50 Jahren an die Spitze der Armee berufen wurde.

In kurzen Zügen will ich, zum Ende kommend, noch der Nachfolger des Generals gedenken und nach ihm gekommener Veränderungen des Hauses.

Da der Älteste 1912 kinderlos durch einen Sturz vom Pferde verunglückt war — auch er liegt auf dem Meilener Friedhof begraben — übernahm mein Vater nach des Grossvaters Tod das liebe alte Mariafeld. Der jüngere Bruder Arnold und die Schwestern Isi v. Erlach und Renée Schwarzenbach überliessen meinem Vater auch den grössten

Teil der dem Hause verbundenen Fahrhabe an Möbeln, Bildern und Büchern. So war mein Vater in der Lage, das Haus weitgehend so zu erhalten, wie Grossvater und Urgrossvater es gehabt hatten. Von meines Vaters Geschwistern lebt als letzter noch der jetzige Senior der Familie, Oberstleutnant Arnold Wille. Er feierte am 30. September 1963 seinen 85. Geburtstag in seinem Haus «zum Länder» in Uerikon. Ihm sind diese Aufzeichnungen in herzlicher Verehrung und Verbundenheit gewidmet.

Die Grossmutter Clara zog über den See auf die «Bocken» zu Schwarzenbachs. Sie starb 1946 im hohen Alter von 95 Jahren. Noch oft kam sie nach Mariafeld, nahm regen Anteil und freute sich, wenn das alte Haus voller Leben war. Sie hat dort mit 86 Jahren noch in zierlichen Schritten Wiener Walzer getanzt an der Hochzeit einer Enkelin. Auch sie war eine bedeutende Frau mit verstehendem Herzen für das wirkliche Leben. Bis ins hohe Alter verfolgte sie das Geschehen der Welt, entschlossen in Begeisterung und Ablehnung. Ueber 700 Briefe hat der Grossvater während der vier Kriegsjahre an seine Frau geschrieben; sie sind das schönste Vermächtnis, das die Grosseltern uns Enkeln hinterlassen haben.

Als mein Vater 1926 Mariafeld übernahm, benützte er es während der ersten Jahre als Sommerhaus. Immer mehr zog es aber ihn und uns Kinder hinaus, und die Aufenthalte wurden immer länger. Für meinen Vater war aber vorerst noch Zürich und später Bern als Hauptsitz erforderlich.

1923 war der ehrwürdige alte Weinpächter Jakob Zollinger gestorben. Mein Vater übergab den Hof dem Obermeilener Otto Huber von der Grueb; er erzählt selber darüber: «Mariafeld erhielt einen vorzüglichen Pächter, die Reben und der Wein einen liebevollen Pfleger, und ich einen aufrechten Hofgenossen. Zwischen der Familie Huber und meiner Familie hat in den jetzt 30 Jahren unserer Hofgemeinschaft stets volles Einvernehmen und Freundschaft geherrscht. Nie hat es Aerger oder Zank gegeben. Vater und Sohn Huber und ihre Familie arbeiten fleissig und frohmütig zusammen. So ist es auch geblieben, seit der Vater dem Sohn die Pacht abgab und er nun für den Sohn weiterarbeitet von früh bis spät.»

Frau Barbara Zollinger starb nach dem letzten Krieg, ihre Tochter Anna erst vor wenigen Jahren. Oft haben sie mir aus Mariafelds Vergangenheit erzählt. Dankbare Kindheitserinnerungen sind mit ihnen und mit ihren vielen Katzen verbunden.

Mein Vater baute zuerst die Schnapsbrennerei am See zu einem Wohnhaus, dem jetzigen «Seehaus» um. Dann kam die Seestrassen-

verbreiterung, der das davorstehende Haus weichen musste, wo Schreiner Meier und später Schlosser Stoll gewohnt hatten. 1930 erwarb der Vater den «Christoffel», der nach dem Steigerschen Wirtshaus viele Jahre das Kinderheim «Sonnenschein» beherbergt hatte. Schliesslich richtete er Mariafeld zu einer Ganzjahreswohnung moderner Ansprüche ein. Die Umlegung des Treppenhauses ergab bessere Raumverhältnisse. Bestandteile alter Zürcher Patrizierhäuser fügten sich harmonisch ins Haus: Eine hölzerne Barockdecke in der Bibliothek und die grosse Türe der unteren Halle.⁵³

Meine Eltern taten alles, das Haus der grossen Familie und Verwandtschaft gastlich offen zu halten. Ueber sie zu berichten, scheint mir müssig, ist doch die Erinnerung an sie noch lebendig. Meine Mutter, Frau Jnez Wille-Rieter war als Nachkommin der Escher Hirzel und Kilchsperger besonders glücklich in dem alten Haus am Zürichsee. Mit ihr schliesst sich der Ring aus früheren und späteren Besitzern zu einem harmonischen Ganzen zusammen.

Zwei besonders Getreue aus der Zeit meiner Eltern gehören so ganz zu Mariafeld, dass diese Skizze unvollständig wäre, würde ich nicht auch ihrer dankbar gedenken: Die alte Mina Biller, die 95-jährig in Meilen noch lebt und durch drei Generationen das Szepter in Küche und Hühnerhof geführt, und der getreue Pferde-, Blumen- und Gartenwärter Louis Gass, der noch heute die Blätter der Platane sammelt und die stille Einfahrt pflegt. Wieviel haben diese Getreuen geholfen, Mariafeld zu erhalten! Uns und unseren Kindern ist die schöne Pflicht auferlegt, in Liebe und Arbeit zu bewahren und weiter zu bauen, woran schon so viele vor uns gebaut. Die alten Mauern haben viel frohes, aber auch viel ernstes Leben geborgen. Möge ein gütiges Geschick und auch eine verständige Obrigkeit uns helfen, diesen friedlichen Fleck Erde der Nachwelt zu erhalten, der Neuzeit sich eingliedernd ohne zu zerbrechen.

ANMERKUNGEN

- ¹ Escher, Hans Erhard, Beschreibung des Zürichsees, Zürich 1692, bei Joh. Rud. Simmler, S. 197
- ² Diese Skizze geht zurück auf Forschungen in meiner Judendzeit; damals auf erste Anregungen von alt Sekundarlehrer Stelzer begonnen und nun bezüglich der historischen Quellen von Frl. stud. phil. Gertrud Ganz in Winterthur überprüft, wofür an dieser Stelle herzlich gedankt sei. Den Herren Prof. Dr. Largiadèr und Prof. Dr. Helbling gebührt Dank für die gütige Durchsicht des Manuskripts. Besondere Hilfe verdanke ich endlich Fräulein Silvia Escher bei der Fertigstellung des Textes. Der Abschnitt über die Frühzeit (bis zum Uebergang des Gutes an Marx Escher) wurde teilweise von Ernst Pfenninger in Obermeilen neu gefasst.
- ³ Dr. Emil Stauber («Burgen-Stauber») hat in jahrelangen Forschungen diese Theorie erarbeitet und dem Verfasser noch 1945 an Ort und Stelle mitgeteilt. Ihr ist aber heute gegenüberzustellen: Dr. Emil Stauber und Dr. Paul Pfenninger: Die Burgen und adeligen Geschlechter der Bezirke Zürich, Affoltern und Horgen. (Basel 1955), Einleitung, S. XII ff.: «Ueberaus fragwürdig ist auch die von Dr. Stauber immer wieder gebrachte Hypothese vom «Verkehrsdienst» und einem Stand der «Verkehrsministerialen».
- ⁴ Statutenbücher der Propstei St. Felix und Regula (Grossmünster) Zürich, herausgegeben von Dietr. W. H. Schwarz, Zürich 1955, Seite 180, Zeile 18; ein Vergeich mit der Originalurkunde und dem Erblehensbrief vom 24. Juli 1359 (siehe unten) ergibt nach Ansicht von Herrn Prof. Dr. Schwarz die Lesart «Ramenschül», obwohl vermutlich durch einen Abschreibefehler des Mittelalters sich im Statutenbuch die Form Ramensthül eingeschlichen hat. Der vollständige Text heisst dort: «Item Johannes de Wellenberg 5 mod. tritici de vinea Ramensthül in Meilan», Staatsarchiv Zürich, Dc Zü 660 d, 167 r 5/6. — Verdankenswerte Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Schwarz, Dir. am Schweiz. Landesmuseum Zürich.
- ⁵ Verdankenswürdige gütige Mitteilung des Seniors der schweiz. Ortsnamenforscher, Herrn Prof. Dr. H. U. Hubschmied, Küsnacht: «-schül» kann nicht mit Schüür oder Scheune in Zusammenhang gebracht werden. In der Zürcher Mundart verliert sich das w nach einem Konsonanten (gün- nen = gewinnen, chüttene = quitte), so scheint aus «.s'wil» in der gesprochenen Sprache (und nur diese ist massgebend bei Kleinsiedlungen) «.schül» geworden zu sein. Für diese Annahme spricht auch die Tatsache, dass Escher «auf *dem* Romenscheur» sagt; während Scheune immer weiblich ist, findet man lt. Mitteilung von Herrn Bruno Bösch im Alt-Zürcherischen -wil oft mit dem, auch uns für «Weiler» geläufigen, männlichen Artikel (z.B. *im* Oberwil). — Was nun das Wort Romen-, bzw. Ramen- anbelangt, so ist zu erinnern an die Lautverwandtheit des a und o im Alt-Zürcherischen (Salama = Salomon) und zwar ist die Verschiebung aus ursprünglichem o in späteres a und zurück zum später als feiner empfundenen o festzustellen, (trog wird trag und wieder trog, gno - gna - gno). Prof. Hubschmied vermutet daher in unserem Escherschen Romen-, bzw. mittelalterlichen Ramen-, eine Urform «Romann» (auch Ronmann 1252), oder eventuell einen Namensstamm «Ron-» (älter «run-»), Kurzform «Rono» im 11. Jh. woher die Familiennamen Ruhn, Runike, Rohn (zürcherisch Rahn), Run-heri 9. Jh., Rohner, Ronner.

Unser Romanswil ist das südöstlichste einer ganzen Gruppe von -wil-Orten am mittleren rechten Seeufer. (Vergl. Hans Kläui, Siedlungsgeschichte und Ortsnamenbild am rechten Zürichseeufer, Zürcher Chronik, NF, Nr. 3, 1960).

Die neuere Namenforschung nimmt an, dass es sich bei den -wil Ortsnamen in wesentlichen um eine deutsche Namenbildung mit dem althochdeutschen Lehnwort «wîlari», entstanden aus dem frühmittelateinischen Wort «villare» handelt, die zur Merowingerzeit in Norditalien oder Nordgallien ihren Anfang nahm und sich im 7. und 8. Jahrhundert nach Osten und Südosten ausbreitete, wo sie zur Bezeichnung eines grossen Teils der im ersten Landesausbau neu entstandenen Siedlungen verwendet wurde. (Oskar Bandle, Thurgauische Ortsnamen in: Sprachleben der Schweiz, Bern 1963).

- ⁶ J. H. Erni, Memorabilia Tigurina, Zürich 1820, Seite 244/45.
- ⁷ Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich, Bd. I, S. 100, Nr. 211.
- ⁸ Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich, Bd. I, S. 8/9, Nr. 37 und Bd. XIII, S. 4.
- ⁹ Staatsarchiv Zürich, G. I 105, S. 208 ff
- ¹⁰ Die Steuerbücher von Stadt und Landschaft Zürich, Bd. V, S. 300
- ^{11a} Staatsarchiv Zürich, G. I 30 (Stiftsprotokolle von Verwalter Fries und Nachfolgern) S. 850.
- ^{11b} Staatsarchiv Zürich. G I 37 (Stiftsprotokoll) S. 318 ff.
- ¹² Von diesem prachtvollen Urbar bestehen zwei Exemplare:
 - a) Gemeindearchiv Meilen, IV A 2
 - b) Archiv der Mittwochsgesellschaft Meilen. (Das Exemplar, das der Wachtgemeinde Obermeilen gehörte.)
- ^{12a} Chorherr Joh. v. Wellenberg, 1306 Exkpektant, 1335 Chorherr, starb 1350 als Subdiacon, DWH Schwarz, a.a.O. S. 75, Anm. 5
- ^{12b} Staatsarchiv Zürich, C II 1, Nr. 326
- ¹³ Herrschaftsurbar des Amtes Küsnacht, 1542, Staatsarchiv Zürich F II a 243, und Urbar des Jahres 1602, F II a 246, S. 333.
- ¹⁴ Urkunde der antiquarischen Gesellschaft, Staatsarchiv Zürich W 1435/1436.
- ¹⁵ Stammbaum der Escher vom Luchs, freundlicherweise aus dem Familienbesitz zur Verfügung gestellt durch Frau Silvia Rudolph-Tuchschnid, Albis.
- ¹⁶ E. Stauber, Burg Dübelstein, Zürich. Taschenbuch 1939; bei den Angaben der Daten des Marx Escher, ist Dr. Stauber eine geringfügige Verwechslung unterlaufen.
- ¹⁷ Vergleiche zu diesem Abschnitt Jakob Stelzer, Geschichte von Meilen, Seite 125/26.
- ¹⁸ Lebensbeschreibung Jkr. Marx Eschern etc. etc. Zentralbibliothek Zürich. Ms L 520, S. 9 ff.
- ¹⁹ Urkunde der antiq. Gesellschaft 1437.
- ²⁰ Stiftsarchiv Einsiedeln K.A. 12 und 13
- ^{21a} Stiftsarchiv Einsiedeln. A.H. B 3, Fol. 71 r.v. Diarium Einsidlense.
- ^{21b} Die frühe Amtsabgabe ist auffällig, sie könnte evtl. mit einer Verärgerung nach dem Abtbesuch von 1693 in Zusammenhang stehen oder mit der Machteinbusse der Escher vom Luchs, und der Einflusszunahme der Escher vom Glas. — Der neue Amtmann Joh. Casp. Hess (1671—1729) war bei Amtsantritt erst 23 Jahre alt, war aber durch seine Mutter ein Enkel des mächtigen Bürgermeisters Heinrich Escher v. Gl. (1626—1710).

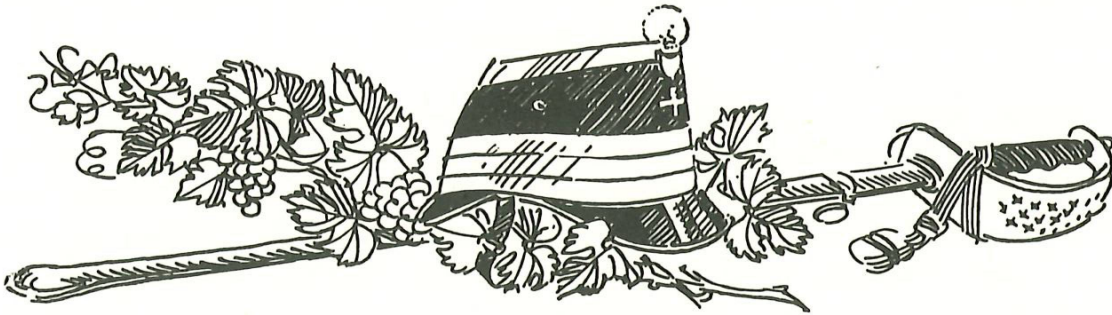
Hess erbaute in Zürich das schöne Haus «zum Lindengarten» am Hirschengraben. Im Amt war sein Sohn Heinrich sein Nachfolger, durch dessen Tochtermann dann die Escher vom Glas die letzten Einsiedler Amtsmänner bis 1817/18 stellten.

- ^{21c} 1700 starb Frau Anna Barbara Escher, d. Amtmanns II. Frau vgl. Seite 19; sein Sohn Gerold starb 1708, der Sohn Hans Conrad (ledig) starb 1710; die Witwe Gerolds, deren Mutter Anna v. Schönau geb. Escher eine Schwester d. II. Frau d. Amtmanns gewesen war, heiratet 1710 selber wieder in die Familie Schönau zurück (Johann v. Schönau, den letzten dieses alten Geschlechts). Sie begleitet aber den einsamen Amtmann weiterhin 1710 und 1711 nach Meilen zu Kräuterbädern und Wümmet.
- ²² Vgl. Hs. Jak. Leu: *Helv. Lexicon*, Zürich 1799, VI. Th. S. 434/35. Erbe ist lt. Testament *Jkr. Hs. Heinrich Escher* «an der Thorgass» (1662—1716); er ist ein Sohn von Amtmann Eschers Vetter, Hs. Georg Escher (1620—1686) vm. m. Elisabeth Hess, und Enkel von Constaffelher Jkr. Hs. Georg Escher (1573—1721) u. d. Cleophea v. Salis, s. Seite 14. — Hs. Heinrich stirbt aber vor Antritt des Erbes. Hs. Heinrich war verheiratet mit Küngolt Holzhalb (starb 1751), war Landvogt zu Wädenswil, später Obervogt zu Meilen. Sein älterer Bruder war Besitzer des «Sonnenhofs», (im Volk «Junkerhaus») in Dollikon-Obermeilen. *Söhne* d. Ehe Escher-Holzhalb wurden die Erben d. Meilerfelds: *Hans Georg* (1692—1751) vm. 1726 m. Esther Escher v. Gl., a. d. «Schönenhof»/Rämistrasse, Obervogt zu Laufen und *Diethelm* (1696—1755) vm. 1735 m. Elisab. Escher v. Gl., a. d. «weissen Wind»/Oberdorfasse, 1742 Constaffelherr, Obervogt in Erlenbach, 1743 Seevogt, 1747 Gesandter übers Gebirg, 1748 Landvogt im Freiamt. Er erbaute den Saal- und Trottenbau im Meilerfeld. (*Töchter* Escher-Holzhalb: Frau Obervogt Römer i. Altikon † 1782; Frau Ratsherr (später Bürgermeister) Landolt i. «Felsenhof»/Pelikanstrasse † 1738; Frau Werbungsrat Werdmüller † 1754; Jgfr. Anna Elisabeth † 1761).
- ²³ J.C. Bluntschli, *Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich*, II. Teil, Zch. 1839, S. 298.
- ²⁴ Familienarchiv v. Wyss, Zentralbibliothek Zürich: «Inventarium oder Theilrodel, der Verlassenschaft des hochgeachteten, wohledlen Herren, gestrengen, frommen, fürnehmen, fürsichtigen und weisen Junker Hans Heinrich Escher des Ratths, und gewesener Landvogt, der herschaft Wädenswil, so in Got Sellig verscheiden d. 12. April 1716. — Von Seinen hinderlassnen Erben verhandelt d. 4. Juni 1720».
- ²⁵ W. Lübke, über alte Oefen in der Schweiz, namentlich im Kanton Zürich, *Mitteilungen der antiq. Gesellschaft in Zürich*, Band 15, Heft 4, Zürich 1865, Seite 201: «Heben wir aus der noch ziemlich grossen Anzahl erhaltener Werke dieser Gattung einige besonders schöne und bezeichnende heraus: Ein zierlicher Ofen vom Jahr 1729, mit der Bezeichnung «Johannes Reiner, Mahler» steht in einem ehemals Escher'schen Landhause zu Mariafeld bei Meilen, jetzt dem Herrn Dr. Wille gehörig. Er enthält artige Landschaften und hübsch gezeichnete Ornamente. Alles blau auf weissem Grunde». Ein sehr verwandter Ofen aus dem Haus Münsterhof 13, signiert und datiert Reiner 1731, steht seit 1919 in Schloss Hahnberg bei St. Gallen. Einzelne Kacheln sind Wiederholungen der Sujets in Mariafeld. — Weitere Reiner-Oefen: aus dem Haus «zum Ellstecken» (Trittligasse 20), datiert 1743 im Schloss Hegi bei Winterthur; Ofen aus dem Haus «zur Sonnenuhr» datiert 1726, Foto Landesmuseum 738.

- ²⁶ Dieses Treppengitter wurde 1839 an seinen heutigen Platz, die Nordwestseite des Hauses versetzt. Dabei wurde das ursprünglich aus drei Feldern bestehende Gitter der Plattform auf 2 Felder reduziert, das dritte Feld als Abschluss der unteren Plattform beim Zugang zur Birnenlaube verwendet.
- ²⁷ Ursprünglich war die Firstdifferenz von der Seeseite aus klar sichtbar, indem Eschers Baumeister auf den Mittelfirst des Altbaus eine dreifenstrige Giebelfront des Neubaus gesetzt hatte (S. 28 Abbildung), einen türmchenartigen Schlosseffekt erzielend wie andere Lusthäuser am Zürichsee zeigten: «Trautenberg»/Zollikon, «Wangensbach»/Küsnacht, «Langenbaum»/Uetikon. — Dieser Aufbau hatte eine merkliche Senkung des Altfirsts und des darunterliegenden Innenbaus zur Folge; zu Anfang des 19. Jhr. wurde noch unter den Wyssen, die heutige Schleppdachverbindung erstellt. — Die völlig versteckte Jahreszahl wurde erst beim Umbau von 1932 durch Entfernung einer Strebstütze freigelegt und entdeckt; sie befindet sich links aussen im ersten Querbalken über der Saalbühne.
- ²⁸ David Herrliberger. Neue und vollständige Topographie der Eydgenossenschaft, Zürich 1754 I. Teil, Seite 66/67.
- ^{29a} Ueber die Fenster und Laden des Hauses mag hier erwähnt werden, dass der Altbau ursprünglich Butzenfenster hatte, von denen sich noch Restbestände erhalten haben. Die ältesten Kreuzstock-Sprossenfenster des Altbaus sind: obere Halle, heute über der Haustüre und Nordwestecke unten, die anderen alle vermutlich vom Umbau 1839, mit Ausnahme des jetzigen Bibliothekfensters, das 1930 aus dem «Schinzenhaus» in Zürich hier eingesetzt wurde. Der Neubau hatte vermutlich ursprünglich nur am Saal und den daneben liegenden Schlafkammern die besonders schön beschlagenen Sprossenfenster, während die Trotte und die daran anstossenden Kammern nur Laden ohne Fenster hatten; alle unteren Fenster stammen von 1839. — Sämtliche Laden des Hauses waren bis 1839 massive Ganzladen, bis 1896 graublau gestrichen (siehe Titelbild); ein einziger Jalousieladen, an der Nordwestecke seeseits, ist voraussichtlich aus dem 18. Jahrhundert. 1839 wurde die ganze Gartenseite mit Lättliladen ausgestattet.
- ^{29b} Der Ofen ist in der Ausführung vergleichbar dem Ofen im «Bürgerhaus der Schweiz», Bd. IX Stadt Zürich, Zürich 1921, Tafel 80, Nr. 6, Haus Neumarkt Nr. 28 (Standort heute unbekannt). Ein sehr ähnlicher Ofen, wie der im Mariafeld, stand im Wyss-Haus an der Torgasse, heute Burghalde-Richterswil, Haus v. Wyss.
- ^{30a} Elisabeth Escher v. Gl. a. d. «weissen Wind» (siehe Anmerkung 22). Jkr. Diethelms Frau war in erster Ehe m. Leonhard Greuter verheiratet. Ihre Tochter aus dieser Ehe wurde die Mutter d. späteren Jkr. Landammann Hans Reinhard.
- ^{30b} Kungolts Grossvatersbruder war Jkr. Jakob Escher (1659—1739). Von seinen Söhnen erwähnen wir General Jkr. Hans Conrad (1703—1786), Regimentsinhaber in holländischen Diensten (siehe Seite 30), Erbauer des Kreuzbühls in Zürich, und Junker Heinrich (1707—1772) Besitzer des «Sonnenhofs» in Obermeilen, dessen Sohn später Elisabeth Ammann von Meilen, eine Tochter den Schiffmann Salomon Bolleter, ebenfalls von Meilen, heiratete, woher die Bezeichnung «Escher von Meilen» üblich geworden.
- ^{30c} Adelsbrief Kaiser Maximilians für Bürgermeister Matthias Wyss 1503.

- ^{31a} Der Brunnen trägt heute auf der Rückseite die Jahreszahl 1660, doch muss bei einer Instandstellung aus einem ursprünglichen 1760 diese irrtümliche Aelter-Datierung entstanden sein. Der Stil passt gut auf 1760, und da die Jahreszahlen .60 die alten sind, kann unsere Datierung nicht fehlgehen. Sehr verwandte Trogform auch beim «Brandschenkebrunnen» an der Freigutstrasse, der gegen 1770 datiert wird (Kunstdenkmäler Kanton Zürich Bd. II, Seite 398/99).
- ^{31b} David Wyss (Sohn d. Landschreibers Heinrich Wyss u. d. Elisabeth Escher v. Gl. a. d. «Trautenberg», Zollikon, d. Bürgermeister Hans Caspar E. (1678—1762) T.) 1759 Ratssubstitut, 1766 Gesandter a. d. Mediationsverhandlungen in Genf, 1768 Unterschreiber und XIIer zur Schuhmachern.
- ³² Für die ganze Zeit der Wyss wurde das reichhaltige Material des Familienarchiv Wyss auf der Zentralbibliothek ausgewertet, ferner die von Jkr. Professor Friedrich Wyss herausgegebene Biographie der beiden Bürgermeister (erschienen Zürich 1886). Um den Text nicht unnötig mit Anmerkungen zu beschweren, möge diese allgemeine Quellenangabe genügen. Ebenso wurden einige Briefe aus dem Privatarhiv der Familie v. Wyss dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.
- ³³ Eine andere Verbindung aus diesen Genfer Tagen bis in die Neuzeit mag ich nicht unerwähnt lassen: Wyss Vater und Sohn befreundeten sich dort auch mit dem Syndic Joseph des Arts (1743—1827), und noch 1817 sandte dessen inzwischen seinem Onkel de Chapeaurouge nach Hamburg gefolgter Sohn dem jüngeren Bürgermeister David Wyss nach Zürich eine Spende von 3088 Gulden, die er für die von der Hungersnot heimgesuchten Kantone gesammelt hatte und Wyss zur Verteilung übergab Diese Des Arts aus Genf sind direkte Vorfahren von Frau Criska Wille-Sloman in Uerikon und Dr. Ernst Albers-Schönberg im Mariafelder Seehaus. (Vgl. F. v. Wyss a.a.D. II/376, Anm. 1).
- ³⁴ Der Hauptpartner dieser Gründung war Hans Caspar Escher v. Gl. aus der «Schipf» Herrliberg (Urgrossvater v. Prof. Dr. v. Meyenburg, Urgrossonkel von Frau Inez Wille-Rieter).
- ³⁵ Sohn des Seckelmeisters und späteren Bürgermeisters Heinrich Kilchsperger (1726—1805), Erbauer der «hinteren Schipf» (später «Mariahalde» Erlenbach), der zusammen mit seinem Freund David Wyss 1798 das «ancien régime» verabschiedete.
- ³⁶ Karl Dändliker: Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich, Zürich 1912, II, S. 91 und 96.
- ³⁷ Friedrich Vogel: Die alten Chroniken oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich von den ältesten Zeiten bis 1820. Neu bearbeitet, Zürich 1845; S. 423: «In dem Umfange der Gemeinde Meilen befinden sich mehrere schöne Landhäuser, z.B. in der Ortsgegend Feld das Tusculum, bis vor kurzem Eigentum der beiden Burgermeister v. Wyss». Ferner: Nachruf der Schildner z. Schneggen (Wyss war von 1796 bis 1810 Obmann gewesen, Schild 24, ererbt zusammen mit dem Landgut Meilen v. s. Schwiegervater Diethelm Escher,
«Gibbons Freund, ihm ähnlich an Tiefe und Kraft der Gedanken,
Rief Dich als Ersten im Staat, einig der Väter Vertrauen.
Bald ward Dein *Meilen* Dir, was *Tusculum* einst jenem Römer,
Ein geweihtes Asyl, fern von den Stürmen der Welt.»
- ³⁸ Dieses Bildchen kam aus Mariafeld ins «Chorherrengütli» und von da 1875 als Andenken an Jungfer Küngolt Ulrich nach Mariafeld zurück.

- ³⁹ F. v. Wyss a.a. O., Bd. II. Seite 626.
- ⁴⁰ Briefe Heinrich Simon an François Wille, Archiv Mariafeld.
- ⁴¹ Aus einer anderen Linie der gleichen Familie stammen die Zweige der Genfer Rappards und ihrer Vettern von St. Chrischona bei Basel.
- ⁴² Allg. Deutsche Biographie, Bd. 34, Leipzig 1892, S. 371—76.
- ⁴³ Carl Helbling: «Mariafeld», aus der Geschichte eines Hauses, Fretz & Wasmuth Zürich 1951.
- ⁴⁴ Briefe von François, Eliza, Ulrich Wille, Archiv Mariafeld.
- ⁴⁵ In Hamburg nannte man die «Damen der Gesellschaft» während des 19. Jahrhunderts «Madame». Criska Wille in Uerikon, Frau des jüngsten Bruders meines Vaters, ist eine Ur-urenkelin dieser Slomans.
- ⁴⁶ Eliza Wille geb. Sloman: «Fünfzehn Briefe von Richard Wagner, nebst Erinnerungen und Erläuterungen» Deutsche Rundschau 1888.
- ⁴⁷ Der Ausdruck «Tafelrunde von Mariafeld» stammt von Adolph Frey, dem Biographen Conrad Ferdinand Meyers.
- ⁴⁸ Fanny Wille-Billeter war die Tochter von Dr. med. Friedr. Billeter und Frau Catharina Billeter-Wunderli aus der «Gerwe». Das Doktorhaus ist das jetzige Schwesternheim Obermeilen.
- ⁴⁹ «Mein Erstling» Huttens letzte Tage, v. C. F. Meyer, aus: «Die Geschichte des Erstlingswerks», eingeleitet von K. E. Franzos, Leipzig 1894, Verlag Titze.
- ⁵⁰ Erinnerungen von Ulrich Wille, Manuskript Archiv Mariafeld.
- ⁵¹ Die Tonfiguren der heutigen Einfahrt sind etwa 1850 entstanden; ihre Herkunft ist ungewiss. François Wille hat sie vermutlich erworben. Zu seiner Zeit standen sie im Garten vor dem Haus. Ulrich Wille (General) hat sie 1896 in die Einfahrt versetzen lassen. — Die grosse Kanonenkugel unter der Platane stammt aus dem Kratzturm in Zürich.
- ⁵² Lien. Wille-Vogel: «General Wille», Verlag Gute Schriften 1934.
- ⁵³ Die Decke und das Fenster der Bibliothek stammen aus dem Haus «zum Grabengarten», auch «Schinzenhaus» genannt, das 1914 abgerissen wurde. Es stand an der Stelle des Gebäudes der Schweizerischen Bankgesellschaft an der mittleren Bahnhofstrasse. — Die grosse Türe an der Halle stammt aus dem Haus «zum Brunnen» in Gassen 20, wieder aufgebaut an der Steinhaldenstrasse in der Enge.



ERLEBNISSE UM GENERAL WILLE

Von Paul Meier, Stäfa

In den Manövern von 1906 erreicht unser Bataillon beim Angriff auf den Brückenkopf Eglisau den Fuss des Höhenzuges von Seglingen. Die Bajonette werden aufgepflanzt. Der Sturmangriff den Steilhang hinauf setzt ein, anfangs rassig. Die Trommeln wirbeln. Mühsam klettern die erschöpften Grenadiere den Hang hinauf. Wir Zugführer rennen kurz vor den feindlichen Gräben vor die Schützenlinie und brüllen Hurra. Die Hurra der Züge tönen mager und verstummen zuletzt. Doch der Einbruch erfolgt. In diesem Augenblick bläst der Stabs-
trompeter Gefechtsabbruch.

Ich bin gespannt auf die Manöverkritik. An der Besprechung nehmen die fremden Militärattachés in ihren bunten Uniformen teil. Der Uebungsleiter beurteilt den Angriff auf den ausgedehnten Brückenkopf wohwollend.

Da meldet sich Oberstkorpskommandant Wille: «Meine Herren, nur ein kurzes Wort zum Sturmangriff. Wenn ein Gegner so lendenlahme Krieger auf sich zukommen sieht, so denkt er: «Ihr traurige...» und in einer kräftigen Mundartformulierung drückt Wille aus, was sich der Gegner denken könnte. — Ein stilles Lachen hinter unsern Stockzähnen.

Dann folgt das Schlusswort. Wir wissen, dass jetzt etwas Entscheidendes kommt. Alle Augen sind auf den Korpskommandanten gerichtet. «Meine Herren, nächstes Jahr findet die Abstimmung über die Militärorganisation statt. Sie soll die dringend notwendige Verlängerung der Dienstzeit bringen. Ich vertraue unserem Souverän, dass er der Vorlage freudig zustimmt». Wie das Wort Souverän fällt, klirren Dutzende von Sporen. Die fremden Offiziere stehen in straffster Ach-

tungstellung, die rechte Hand an ihrer Mütze. Die Ovation gilt dem entscheidenden Souverän: dem Schweizervolk.

Ulrich Wille benützte in allen seinen Graden jede Gelegenheit, mit Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten in engste Berührung zu kommen. 1909, im Wiederholungskurs im Zürcher Oberland, setzten wir Offiziere uns in einer Wirtschaft von Hinwil zum Mittagessen, als wir im Gang draussen eine markante Stimme hörten. Schon ging die Türe auf und Oberstkorpskommandant Wille stand vor uns. Wir trauten unsern Ohren kaum, als er fragte, ob er mit uns zu Mittag essen könne. Der Hauptmann antwortete: «Jawohl, wenn der Herr Oberstkorpskommandant mit dem Spatz vorlieb nehmen will. Wir verpflegen uns mit der Kompagnie». «Recht so, Soldat und Spatz gehören zusammen.» Wir setzten uns. Nach der Tischordnung hatte ich Oberleutnant dem Korpskommandanten gegenüber Platz zu nehmen. Wille hatte den ganzen Vormittag der Zugsausbildung beigewohnt und teilte uns seine Eindrücke schonungslos mit: «In Ihrem Bataillon trifft man nur Stellvertreter. Die Kommandanten scheinen alle in der Sommerfrische zu sein. Auch in Ihrer Kompagnie, Herr Hauptmann, meldete sich zuerst der Wachtkommandant-Stellvertreter, dann ein Feldweibel-Stellvertreter». Dann fuhr er weiter: «Manche Herren verschleudern die kostbare Zeit mit unwesentlichen Dingen. So lagen etwa 40 Mann eines Zuges bequem auf ihren Schmerbäuchen. Wie ein Feldherr stand der Leutnant hinter ihnen und schikanierte seine Leute mit Distanzenschätzen. Haben wir wirklich nichts Notwendigeres zu tun?»

«Wer hat in Hinwil die Ortswache?» Ich meldete mich als Kommandant der Wache. «Herr Oberleutnant, wieviel Mann zählt ihre Wache?» «14 Mann, Herr Oberstkorpskommandant». «Nein, 14 Faulenzer». Ich blickte Wille scharf in die Augen. Er merkte, dass sein scharfer Ausdruck mich an der Ehre getroffen hatte und klärte auf: «Sie haben drei Schildwachen aufgestellt — zwei genügen. Sie organisierten drei Ablösungen — zwei genügen, dazu noch vier Mann Pikett, das gibt total für die ganze Aufgabe zehn Mann. Die zehn Mann müssen den Anforderungen gewachsen sein, und den vier Ueberzähligen tut die Ausbildung bitter not».

Jetzt ging die Türe auf und die Kellnerin brachte eine Platte mit grossen Muschelschalen voll guter Säckelchen. Uns traf beinahe der Schlag. Das Fräulein ging ehrfurchtsvoll auf den hohen Besuch zu und wollte ihn bedienen. Wille staunte die Platte an und fragte mit ironischem Tone: «Nennen die Herren das en Spatz?» Das Fräulein merkte

unsere Verlegenheit und gestand: «Der Offizierskoch, ein Hotelier von Zürich, hat die Vorspeise zu Ehren unseres hohen Gastes geschwind zusammengestellt». Aengstlich hielt sie Wille die Platte hin. Der befahl: «Fangen Sie beim Leutnant unten an!» Der arme Leutnant aber, ein einfacher Sohn vom Lande, der eine solche Vorspeise weder jemals gesehen noch gegessen hatte und sich nicht vor Wille blamieren wollte, schüttelte den Kopf und sagte dem armen Mädchen: «Ich cha das nüd ässe». Der General sah die Verlegenheit des braven Leutnants und quittierte mit einem verständnisvollen Lächeln. Er schätzte Offiziere, die sich in allen Lagen zu helfen wussten. Erbarmungsloser waren wir Zugführer. Wir ergötzten uns an dem freiwilligen Verzicht unseres lieben Kameraden und neckten ihn verstohlen mit entsprechenden Gebärden und Mienenspiel.

Während des Essens kam man auf die Soldatenerziehung zu sprechen. Da fielen von Wille zwei Kernworte, die mich durchs ganze Leben begleitet haben: «Erziehen heisst fischen. Wie bekommt der Fischer seine Beute? Er steckt einen Köder an die Angel, damit die Fische anbeissen, und wenn sie angebissen haben, zieht er ruckweise sorgfältig an. So müssen wir's in der Soldatenerziehung auch tun». Das gilt auch in der Schule und in jeder Art Erziehung. Der Erzieher muss durch menschliches Verständnis und ein gewisses Entgegenkommen (= Köder) das Vertrauen seiner Zöglinge gewinnen (= das Anbeissen), dann kann er Forderungen stellen und diese zu Höchstleistungen steigern (= das Anziehen), muss dazwischen aber auch wieder Atempausen gewähren können (= das ruckweise Anziehen).

Das zweite Kernwort: «Wir müssen wissen, dass jeder Soldat eine Bestie in sich hat. Der gute Soldat unterscheidet sich vom Drückeberger und Feigling dadurch, dass er diese Bestie bekämpft und beherrscht».

Solche Aeusserungen Willes wurden uns bleibender Besitz. Wir gaben sie weiter; sie machten die Runde in der ganzen Divison, ja im Armeekorps.

Spass verstand Wille hervorragend. Ein paar Beispiele mögen das zeigen.

Unsere Konpagnie arbeitet sich im Angriff zugsweise heran. Plötzlich stürmt Leutnant M. mit seinem Zug allein vor und bricht mit kräftigem Hurrarufen in die feindliche Stellung ein. Die andern Kameraden folgen. Korpskommandant Wille hat sichtlich Freude an dem Bravourstück. Nach der Besprechung durch den Uebungsleiter aber verlangt er das Wort: «Eine kurze Frage an den Herrn Leutnant. Herr Leutnant,

warum haben Sie als Erster zum Sturm angesetzt?» Leutnant M.: «Ich habe die Stellung als sturmreif eingeschätzt». «Nein, mein lieber Herr Leutnant, Sie sind durchgebrannt, weil Sie ein ehrgeiziger Kerl sind. Sie wollten den andern die Ehre nicht gönnen.»

Bis ein paar Jahre vor dem ersten Weltkrieg trugen die Offiziere weisse Handschuhe, bei den Uebungen baumwollene, beim Ausgang Glacehandschuhe. Da erliess das Eidgenössische Militärdepartement unerwartet eine Verfügung: Die Offiziere haben inskünftig braune Lederhandschuhe zu tragen. Wir zwei Leutnants von Stäfa warten – in Zivil – auf dem Bahnhof Stadelhofen. Da erscheint Korpskommandant Wille auf dem Perron, erkennt uns, kommt zu unserer Ueerraschung auf uns zu, hält die Hände in die Höhe und sagt: «Meine Herren, ich trage braune Handschuhe: das Vaterland ist gerettet».

Kurz vor dem ersten Weltkrieg wurden Klagen laut über eitle Leutnants. Geschniegelte Offiziere passten nicht zum demokratischen Volkscharakter, sagte man. Wille aber stand für die jungen Offiziere ein mit dem geflügelten Worte: «Wer als Leutnant nicht eitel ist, ist als Oberst ein Schwein».

1. September 1914. Vormarsch an die Grenze. Die Brigade brach in Biel am frühen Morgen auf, bog in die wilde Taubenlochschlucht ein, stieg über die alte Römerstrasse zur Pierre Pertuis hinauf (830 m). Vor Court lag die sechste Marschstunde hinter uns. Unbarmherzig stachen die Strahlen der Mittagssonne auf die Kolonne hernieder. Der Staub setzte sich in unsere Haare, klebte an unsern Gesichtern. Unsere hübschen, dunkelblauen Uniformen mit den zwei Reihen glänzender Metallknöpfe und dem hohen roten Kragen waren feldgrau geworden. Die gefüllten Patronentaschen drückten auf den Magen; verstummt waren die frohen Marschlieder. Schweigsam marschierten die Regimenter. Plötzlich ertönte von der Spitze des Bataillons das knarrende Kommando: «Käppi aufsetzen! Kragen schliessen! Gewehre schultern! Achtung – rechts! Der General!» Wie ein elektrischer Funke durchfuhr dieser Befehl unsere Glieder. Die Müdigkeit war vergessen. Die Hinkenden bissen die Zähne zusammen. In tadelloser Ordnung marschierten die Kompagnien an ihrem Oberbefehlshaber vorbei; sie wollten ihn nicht enttäuschen.

General Wille war unser Divisions- und Korpskommandant gewesen. Die Liebe zu ihm wuchs in uns aus unserem unerschütterlichen Vertrauen, das wir ihm entgegenbringen durften, aus der Ehrfurcht vor seiner überragenden Persönlichkeit. Manche unter uns verdanken ihm die stärksten Impulse für ihr ganzes Leben. — Wie sich Wille auch als General mit warmer Menschlichkeit um das Ergehen der Truppe kümmerte, zeige ein letztes Beispiel.



Generalstabschef Th. Sprecher von Bernegg und General Ulrich Wille

September 1918. Meine Kompagnie bewacht den Rhein zwischen Möhlin und Kaiseraugst. Ich sitze am Vormittag zu Rheinfeldern in meinem Privatquartier und arbeite an einem Bericht über unsere Grenzbeobachtungen. Da meldet der Feldweibel, der General komme; er habe bereits zwei Posten besichtigt. Ich schiesse auf, hänge den Säbel um, setze den Stahlhelm auf und marschiere zum Kompagniebureau an der Rheingasse. Die Wachmannschaft macht sich zum Empfang bereit. Aber schon kommt die Autokolonne. Im vordern, offenen Wagen sitzt der General mit drei Begleitoffizieren. Im zweiten erkennen wir Oberstdivisionär Steinbuch mit seinem Adjutanten und einem Generalstäbler. Die Wache tritt an, der Gewehrgriff klappt, ich melde die Kompagnie. Der General grüsst freundlich. Ein welscher Begleitoffizier fordert mich auf: «'err 'auptmann, gomen Sie zum Rheinbrücke unter!»

Auf der Rheinbrücke erwartet mich der General mit Gefolge. Die Schildwache steht tadelloso da. Sie ist bereits geprüft worden. Ich melde die Kompagnie, ihren Bestand, die Zahl der Kranken, die Aufstellung der Grenzposten. Der General dankt und fragt:

«Herr Hauptmann, auf dem Posten Möhlin orientierte mich ein Aspirant Weidmann. Wie beurteilen Sie diesen Aspiranten?»

«Herr General, Weidmann ist äusserst zuverlässig, diensteifrig und seiner Sache gewachsen».

«Wieso können Sie dieses Urteil abgeben?»

«Meine Besuche haben mir das Urteil ermöglicht.»

«Wie oft führen Sie Ihre Besuche durch?»

«In unregelmässigen Zeiträumen, bei Tag und Nacht.»

«Gut. Was könnte Ihnen zur Beurteilung der Persönlichkeit des Aspiranten noch weiter helfen?»

Ich bin von der Frage etwas überrascht und überlege einen Augenblick, während alle Augen auf mich gerichtet sind. Ich antworte:

«Die Qualifikation aus der Aspirantenschule.»

«Sehr gut, Herr Hauptmann. — Sie meldeten drei Kranke. Was fehlt ihnen?»

«Füsilier Zeus leidet an einer Darmverstimmung. Füsilier Zehnder hat eine starke Knieverletzung. Füsilier Baumann kann infolge eines Stirnhöhlenkatarrhs nicht Dienst tun. — 28 Mann sind noch grippekrank in verschiedenen Spitälern im Jura oder im Erholungsurlaub.

«Danke. Wie ist Ihre Kompagnie von der Grippe erfaßt worden?»

«Mit 198 Mann haben wir das Barackenlager von Haute Borne bezogen. Nach 14 Tagen wies die Kompagnie noch einen Bestand von 46 Mann auf. Ein Mann starb an den Folgen der Grippe.»

«Sind Sie mit der Trauerfamilie in Verbindung getreten?»

«Ja, Herr General. Der Verstorbene war der einzige Sohn eines Fabrikanten in Burgdorf. Ich habe mit zwei Kameraden die Familie besucht und aufs Grab einen Kranz niedergelegt.»

«Brav. Wie ist der Geist der Kompagnie?»

«Gut, Herr General.»

«Was tun Sie für das geistige Wohl Ihrer Soldaten?»

«Die wenigen Dienstfreien nehmen wir monatlich zu Vorträgen zusammen. Wir besuchten die Brauerei. Den Veranstaltungen des Kurvereins können unsere Soldaten gratis beiwohnen.»

Der General ist sichtlich erfreut. Jetzt stellt er noch die letzte Frage:

«Wer kommandiert den Grenzschutzposten Kaiseraugst?»

«Der Offiziersanwärter A.»

«Haben Sie sich über die Familienverhältnisse dieses Aspiranten orientiert?»

«Ja, Herr General. Sein Vater ist Milchführer in Auszersihl. Aspirant A. war mein Korporal und Wachtmeister. Er hat gute Gesinnung und wird ein brauchbarer Offizier.»

«Wir wollen sehen. — Steigen Sie in mein Auto!»

Auf der Fahrt durch Rheinfelden wird der General von Volk und Schuljugend herzlich begrüßt. Leider treffen wir den Aspiranten A. nicht auf seinem Posten. Er male am Rhein unten, meldet der Wachtkommandant-Stellvertreter, ein Korporal. Ich will ihn holen lassen; aber der General winkt ab: «Nein, lassen Sie ihn nur malen! Das ist eine sinnvolle Freizeitgestaltung.» Wille besichtigt das Kantonement. In der Küche sitzen vier Mann der Wache hinter einem Haufen Rüben. Straff meldet ein Mann: «Herr General, vier Mann der Wache Kaiseraugst beim Gemüsezurüsten.»

«Na, wie lange haben Sie an dieser Arbeit?»

Die vier Mann denken nach und sagen die ungefähre Zeit.

«Wisst Ihr, warum ich Euch nach der Arbeitszeit gefragt habe?»

Die Mannen schweigen. Wille fährt weiter:

«Ich will es Euch sagen: Ein Soldat soll bei jeder Verrichtung sein Ganzes geben, au bim Rüeblichabe!»

Der General gibt den Befehl zur Abfahrt. Ich öffne ihm die Türe. Aus dem Auto reicht er mir freundlich die Hand und sagt herzlich:

«Leben Sie wohl mein lieber Herr Hauptmann! Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!»

Dann fährt die Kolonne ab.

GENERAL WILLE UND DIE HEIMAT

Von Edgar Schumacher

Vor langen Jahren hat mir einmal ein wichtiger und einfältiger Mann gesagt, General Wille habe sich gewiss in mancherlei Hinsicht um das Militär verdient gemacht, aber, leider, die wahre Volksverbundenheit habe ihm eben doch gefehlt. Dem stimmte ich bei; denn ich wusste recht wohl, was der Mann unter der wahren Volksverbundenheit verstand: das biedere Händeschütteln nach rechts und nach links, damit man, wenn nicht bei allen, so doch bei der Mehrheit in Gunst und Gnade bleibe; das knallige Bekenntnis zu den Dingen, die selbstverständlich sind, wie etwa die Vaterlandsliebe; und vielleicht vor allem die «ehrfurchtsvolle» Scheu, von dem zu reden, was nicht gerne gehört wird. Das alles hat in der Tat Ulrich Wille gefehlt, und ich bin überzeugt, er hat es keinen Augenblick als Mangel empfunden. Es war ihm nämlich ernst um die Sache, und das hat ihn gänzlich von denen abgetrennt, denen es ernst ist um das eigene Vorwärtskommen. Das hat ihn oft in die Opposition, das hat ihn gelegentlich auch in eine gewisse Einsamkeit gedrängt; da war es für die Schlaunen keine Kunst, hinzuweisen: Seht, wie wenig hat er doch gemeinsam mit uns und mit allen!

Es gibt, etwas obenhin unterschieden, zwei zustimmende Arten der Stellungnahme zur Heimat: dem einen ist sie der Ort, wo er sich wohlbefindet, dem andern die Stätte, an der seine Verantwortung sich erfüllt. Das wird auf verschiedentliche Weise zum Ausdruck kommen. Aber sicher ist, dass das erste bei den Menschen wohlgeleitener macht als das zweite. Man mag den Zufriedenen gut, weil er auch andere zufrieden lässt; man hat Misstrauen gegen den von Verantwortung Bedrängten, weil er nicht anders kann, als auch seinerseits ein Bedränger sein. Erst auf grosse Entfernungen heben sich dann die bleibend gültigen Verhältnisse heraus. Und so stehen denn an vielen bedeutenden Sellen in der Weltgeschichte die Standbilder solcher, denen die Heimat so teuer war, dass sie sich lieber ihr Misstrauen und selbst ihren Hass zuzogen, als sich in der herben Treue des Dienens beirren zu lassen. Weil solche Verdienste aber weder aus den Präsenzlisten von Festversammlungen, noch aus Wahlaufufen und Reportagen sich herauslesen lassen, so geht der Zeitgenosse gleichmütig über sie hinweg; vielmehr, er empfindet sie gar nicht als Ver-

dienste, weil so vieles in ihnen mitgeht, das der Behaglichkeit zuwider ist.

Ulrich Wille wusste zu unterscheiden zwischen verantwortlichem Verhalten gegenüber dem *Einzelnen* und gegenüber der *Gemeinschaft*. Wer einem Menschen gut gesinnt ist, wird auch seinen Mängeln schonendes Verständnis entgegenbringen. Wer sich einer Gemeinschaft zuinnerst verpflichtet fühlt, der wird ihr gegenüber je und je für die Dinge eintreten, die besser zu machen sind. In der Gemeinschaft kommt es nicht darauf an, dass man nur möglichst nett und gefällig zueinander ist; es geht darum, in der Richtung des Zukunftsverheissenden vorwärts zu gehen. Diese ganze elementare Unterscheidung verkennen wir von Tag zu Tag. Wir meinen, es sei dem Freund mit der Roheit unserer Kritik, wir meinen, es sei der Gesamtheit mit der Anschmiegsamkeit unseres Mitgehens gedient. Das ist falsch und eine Quelle manchen Uebels. Darum sollten wir, auch wenn es uns gar nicht mundet, dankbar sein, wenn uns hie und da aufrichtige Leute an die gütigen Verhältnisse erinnern. Wir wollen uns freuen, wenn einer wie Ulrich Wille die Unerschrockenheit hat, den rechten Standpunkt zu vertreten, wenn er sich zu jener Haltung bekennt, die wir aus Eigennutz und Trägheit so oft verleugnen: Jede Schonung, jede Rücksichtnahme und jedes Verstehen dem Einzelnen und seinem Ungenügen gegenüber; jede Unerbittlichkeit, jede Kompromisslosigkeit dort, wo die Angelegenheiten der Gemeinschaft in Frage stehen. Denn das erste ist immer nur aus der Seele, das zweite aus dem Geiste heraus zu bewirken.

Einmal, nach einer schmerzenden Auseinandersetzung in persönlichen Angelegenheiten, schreibt Ulrich Wille seiner Lebensgefährtin: dann «komme ich immer zu meiner alten Waffe im Kampf mit den Menschen zurück: zur Liebe und Nachsicht; und wenn ich diese meine erprobte Waffe wieder gefunden und in der Hand habe, dann bin ich glücklich.» Das ist seine immer wieder bewährte Einstellung dort, wo es um die persönliche Begegnung geht, wo es sich darum handelt, den Einzelnen für gute Dinge zu gewinnen, indem man ihm seinen Wert, seine Freiheit und freilich damit auch sein Verantwortlichsein eindrücklicher macht. Es liegt darin auch das Geheimnis seines grossen Erfolges überall dort, wo es ihm gegeben war, im persönlichen Dabeisein zum Rechten zu sehen, und die menschlichen Gegenseitigkeiten aus seiner Denkart heraus zu beleuchten. Und ebenso unzweideutig anders war seine Haltung gegenüber den Dingen öffentlichen und allgemeinen Charakters. Man beweist den Respekt vor einer Gemeinschaft und erst recht vor einem Volke damit am besten, dass man ihnen

etwas zumutet, dass man Sinn für das Wichtige und die Fähigkeit zu unbefangenen Urteil voraussetzt, dass man, wo es um Bedeutendes geht, auch gewichtige Forderungen zu erheben wagt.

Ulrich Wille hat es vielfach erlebt, dass manche hierin anders denken, und dass in behaglichen Zeiten auch die öffentliche Meinung es lieber hat, wenn man ihr schmeichelt, als wenn man ihr Zumutungen stellt. In seinen «Gedanken über die Grundsätze einer neuen Militärorganisation» (1895) erwägt er einmal den vielvertretenen Standpunkt, man müsse im Bemühen um neue Dinge nicht von dem ausgehen, was man als unerlässlich betrachtet, sondern von dem, was man etwa als angenehm voraussetzen dürfe. Und er fügt dem bei, und spricht darin so recht seine innerste Ueberzeugung über die Pflichten des Verantwortlichen gegenüber der Heimat aus: «Würden wir so handeln, so wäre dies das Handeln *unterwürfiger* Diener eines Tyrannen, nicht das Handeln *treuer* Diener des Volkes! Der *unterwürfige* Diener macht sich seinem Herrn angenehm und unentbehrlich, indem er dem Herrn das vorschlägt, was dieser selbst will, und indem er so den angenehmsten Dienst erweist, ihm die Verantwortung abzunehmen für sein eigenes Wollen. Der *treue* Diener aber tut seinem Herrn diesen Dienst nicht, im Gegenteil, durch sein lautes Aussprechen der Wahrheit will er seinen Herrn zu seinem Besten zwingen oder dann ihm das unangenehme Gefühl nicht ersparen, selbst volle Verantwortung dafür zu tragen, wenn er aus Bequemlichkeit oder aus anderen niederen selbstischen Motiven nicht leisten will, was wir nach unserer Kenntnis der Dinge für notwendig erachten, um das von den Vätern überkommene Erbteil den kommenden Geschlechtern zu erhalten.»

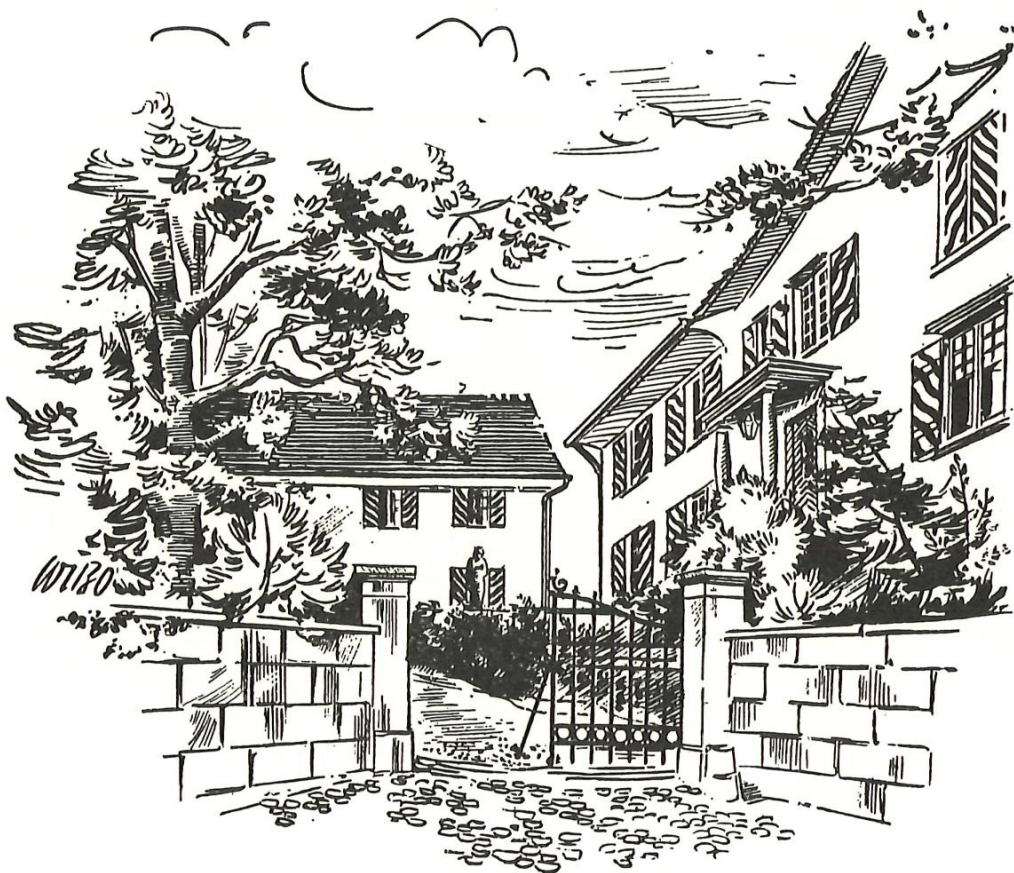
Das war einst wie heute nicht der Weg, auf dem man Gunst erwirbt und in der öffentlichen Diskussion mit liebender Schonung erwähnt wird. «Unbequem» ist dein Name, und unter diesem wollen wir dich festhalten. Das hat bei Sokrates nicht erst begonnen und hört bei Ulrich Wille noch lange nicht auf. Es kommen aber gerade für ihn noch einige Erschwerungen hinzu. Wir wollen im besonderen die unverhältnismässig lange Anlaufzeit nennen, mit welchen geistige Neueinstellungen im militärischen Wesen unter normalen Verhältnissen rechnen müssen. Nur die Not kann hier beflügelnd wirken; und Not haben wir auf diesem Felde seit mehr als anderthalb Jahrhunderten nicht mehr gekannt. Zwischen Saat und Ernte liegen Jahrzehnte und mehr; und wer gesät hat, ist lange vergessen, während der Erntende sich der Zustimmung der Mitlebenden erfreut. Es steht aber auch denen, die nicht einzig dem Augenblick gehorsam sind, recht

wohl an, sich zuweilen daran zu erinnern, wo Anfänge gelegt und Ziele gezeigt wurden, und etwa auch einmal zuzugestehen: es müssen gute Bürger und hingebende Diener des Gemeinsamen gewesen sein, die solches auf sich nahmen, in einem völlig deutlichen Wissen, dass man sie missverstehen und beargwöhnen werde, dass diese Frucht wahrscheinlich erst nach dem Ende ihrer Tage gedeihen und andere die fröhlichen Nutzniesser sein würden.

Besondere Erschwerungen beim Wirken in der Oeffentlichkeit erwarten in der Schweiz den Berufsoffizier. Mehr als anderswo ist für ihn die Gefahr der Isolierung nahe. Die kleine Zahl verhindert das Werden eines eigentlichen Berufsstandes, der in freier Konkurrenz neben andern seine Ansprüche geltend macht. Die an sich so fördernde und unvergleichlich fruchttragende Tatsache, dass bei uns Soldatsein mit jedem bürgerlichen Beruf zusammengehen kann, stellt leicht den, der einzig den militärischen Beruf ausübt, in die Beleuchtung eines Spezialisten, von dem man ausserhalb des genau umrissenen Fachgebietes eigentlich wenig oder nichts erwartet. Es braucht besondere Voraussetzungen, um den Anschluss an das Gemeinsame nicht zu verlieren und erst recht, um aus Kompetenz in den Angelegenheiten des öffentlichen Wesens mit dabei zu sein. Zwei der wichtigsten kommen in der Person Ulrich Willes zu eindrucksvoller Gestaltung: das wohlgegründete Fundament einer grossen persönlichen Kultur und eine überzeugende Gabe der Aeusserung. Aus ihnen erklärt sich vor allem die Eindringlichkeit seiner Wirkung. Man kann anderer Auffassung, man kann gelegentlich sogar anderer Ueberzeugung sein: selbst dann entzieht man sich der gleichsam unwiderstehlichen Konsequenz seiner Folgerungen und ihrer bezwingenden Einfachheit nicht. Immer wieder ist die Empfindung gegenwärtig: es könnte ja gar nicht anders sein. Kann die Kunst der Darstellung Bedeutenderes erreichen?

Ein eigenes Gefühl des Daheimseins geht mit. Da redet, schreibt, handelt einer, der weiss, wo er steht und wo er zuhause ist. Das gilt für Seele, Geist und Leib. Wir gehen keine phantastischen Wege in seiner Begleitung; wir werden nicht zu verwegennem Abenteuer fortgerissen. Wir sind in der Heimat; wir bleiben hier, und wir spüren, dass hier sich erfüllen muss, was uns Wert gibt und was Zuversicht schenkt. Immer handelt es sich um die Angelegenheiten unseres Landes und Volkes, und aus allem und aus der kleinsten Einzelheit geht die bleibende Feststellung hervor: die einzige Gewähr für die glückliche Dauer eines Gemeinwesens ist die charakterliche Tüchtigkeit seiner Bürger. Es geht nicht darum, Zufallsfortschritte zu machen;

es geht um Verankerungen. Ulrich Wille hat das in gewollter, klarer Begrenzung auf dem Felde des Militärischen erstrebt. Eine so wichtige, eine in der Schweiz so traditionsbegrachtete Einrichtung wie das Militär, kann nicht Wandlungen durchmachen, von denen das Ganze unberührt bliebe. Durch die energische, fast ausschliessliche Beschränkung auf das Wehrwesen war es Ulrich Wille möglich, trotz aller Widerstände dem Weg treu zu bleiben, der einzig dem wünschbaren Ziele entgegenführte und der für nachkommende Generationen verpflichtend blieb. Das gab seinem Dienst für die Heimat die grösstmögliche Konzentration und liess ihn bis zum grössten möglichen Erfolg gedeihen.



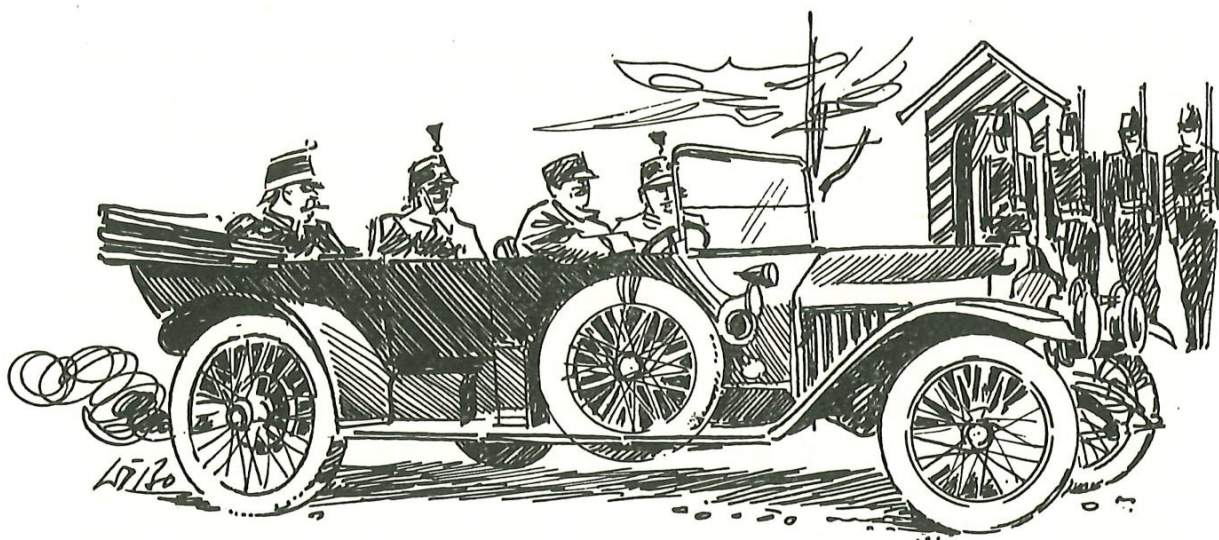
Es mag aber eines in aller Anstrengung und Mühsal überaus hilfreich gewesen sein: das Wissen, dass all dieser Dienst um die Heimat von einem Mittelpunkt ausging, der den Gedanken Heimat im Nahen und Nächsten auf eine beglückende Weise darstellte. Da war dieses Haus Mariafeld, die wonnige Heimstätte des kindlichen Werdens und Reckens, der schöne Ausgangsort für Erleben und Reifen, die besonnte Stätte der Heimkehr und neuen Festigung, nach dem vorübergehenden Ausscheiden aus dem Militärdienst. Es war die Trutzburg dessen, der nun wiederum in sich selber und unter dem liebenden Anteilnehmen der Nahen sich sammeln musste zu neuem Aufstieg und höchster Leistung als Reorganisator der Armee, das froh geöffnete Ausfallstor zum entscheidenden Wirken als General, und endlich wieder Heim, Heim, als das beste Teil dessen, der eine Sendung erfüllt hat. In eben jenem Mittelpunkte, von dem er ausging, durfte er die Summe des Erlebens und des Weisewerdens bergen für alle, die in seinem geistigen Bereiche standen und für viele, die nachfolgen werden. Es wäre für uns eine Anmassung, von alledem im genaueren reden zu wollen, da es seine schöne und innerhalb unserer Gegebenheiten abschliessende Darstellung erfahren hat in Carl Helblings Geschichte des Hauses Mariafeld und, auf das bedeutendste ergänzend, in seiner Biographie des Generals. Nur eben an dem möchte uns heute gelegen sein, es mit rechtem Nachdruck zu wiederholen, dass dieses Haus und seine Geistigkeit nicht etwa eine Kulturinsel im Niemandsland, vielmehr ein aufleuchtender Inbegriff vielfältigen Dazugehörens war, dass Weinberg und See, dass Land und Volk nicht minder an seiner seelischen Wesensart mitgebaut haben, als die Gegenwart auserlesener und bevorzugter Geister. Vom Gedanken Heimat ist der Begriff der Zugehörigkeit nicht abzutrennen.

Ulrich Wille hat zu diesem Land, zu diesen Menschen, in diese Verhältnisse gehört, und eben im Nahen mag er oft genug die freundliche Bestätigung gefunden haben für das, was er im Weiten und im Gesamthaften als das Gute und das Gültige erkannte. Er hat sich zu alledem immer wieder bekannt mit jener stillen und vorbehaltlosen Gläubigkeit, mit der starke Naturen von jeher von ihrem Dazugehören Zeugnis gaben. Er hat an die gesunde Wesensart unseres Volkes und an seinen redlichen Willen geglaubt; er hat auf den eigenen Wert und die Unersetzlichkeit unseres Wehrsystems sein ganzes Vertrauen geworfen. Und wenn in den Wechselfällen der kämpferischen Auseinandersetzungen ihm dies oder jenes bedenklich oder fast unerträglich vorkommen wollte, ist er zu diesen festen Untergründen herabgestiegen und hat aus dem Ueberzeugtsein von ihrer Unerschütter-

lichkeit Mut und Entschluss aufs neue erfrischt. Keiner streitet ein Leben lang für eine Sache, mit der ihn nur Pflicht und Zustimmung verbindet. Das Herz will seinen Anteil haben, und von eben diesem Anteil gibt jede Seite und jeder Tag seines Wirkens auf irgend eine Weise Kunde.

Für den Böswollenden sind freilich Aeusserlichkeiten immer besonders ergiebige Ansatzpunkte: es kommt gar nicht in Frage, sie in Abrede stellen zu wollen, und der Auslegung bleibt freie Bahn. Die aus den Verhältnissen heraus so eindeutig gegebene Beziehung zu deutschem Wesen und deutscher Bildung hat Ulrich Wille wohl mehr Anfeindungen gebracht als dem und jenem anderen handgreifliche Mängel des Charakters oder des Verhaltens. Aus mancher seiner Aeusserungen spricht uns heute noch lebhaft an, was damals einem jeden, der ein wenig um seine Art wusste, selbstverständlich war: dass solche Verbindungen, sie mochten noch so wert und lieb sein, hinfällig wurden vor der Pflicht und vor dem Dienst an der Heimat. Er hat es sich während seiner Generalszeit strikte verboten, mit Nahestehenden, die auf irgend eine Weise mit dem deutschen Heer verbunden waren, zu korrespondieren: «Das gehört mit zu meiner Unverwundbarkeit gegen Verdächtigungen.» Und der Gattin schrieb er in den ersten Kriegswochen: «Das Bewusstsein, dass ich bei meiner Pflichtauffassung und Erfüllung von solcher Sympathie nicht beeinflusst werden kann, ist mein Stolz.»

Es mag schon sein, dass ihm der Dialekt nie besonders vertraut wurde; aber geflissentlich geringgeschätzt hat er ihn fürwahr nicht, und es klingt doch etwas von besonderer Zärtlichkeit heraus, wenn er der Lebensgefährtin schreibt, dass die «Briefli» von ihr das Beste seien an seinem jetzigen Aufenthalt. Und das Ohr für mundartliche Ursprünglichkeit hat er offenbar gehabt und das auch etwa einmal zu heiterer Wirkung gebracht. Da steht ein vergnügtes Geschichtlein in einer hübschen Anekdoten-Sammlung, die kurz nach dem Tode des Generals in der «Züricher Post» erschienen ist. Es war vor dem Besuch des deutschen Kaisers Wilhelm II. und den bekannten Manövern von 1912. Wille fuhr mit einem Freunde über Land. Zufällig war der Name des Chauffeurs auch Wilhelm, und das gab zu einigen Betrachtungen und vielleicht auch kleinen Bedenken Anlass. Bei einer Scheune hielt das Auto. Der Chauffeur, der öffnen wollte, rutschte aus und fiel in die saftige Jauche, oder auf gut schweizerisch in die «Gülle!» «Schön», sagte Wille, die Sache ist in Ordnung: der Mann heisst von jetzt an nicht mehr Wilhelm, sondern Guillaume!» (= Güllenhomme).



Das gehört doch auch sehr dazu, dieses freundliche Walten einer stillen Heiterkeit, die zur rechten Stunde ihren unbefangenen Ausdruck findet. Sie ist für den, der einer strengen Pflicht dient, von zwiefacher Bedeutung, und sie war es ganz gewiss auch für Ulrich Wille. Es war so vieles da, das ihn zur Heftigkeit und Härte hätte aufrufen können; es war so oft Anlass zur Erbitterung und nicht selten auch zu eigentlicher Verbitterung vorhanden. Das hätte alles sich verstehen lassen; aber es hätte dem Werk Eintrag getan. Und da war es eben diese aus Ueberwindung aufwachsende Heiterkeit, die allmählich vom Tragischnehmen der Dinge sich entfernte, ohne deshalb an Innigkeit der Anteilnahme einzubüßen, die vor dem Absinken ins Dumpfe jederzeit bewahrte und auch die Müdigkeit, die sich zuweilen melden mochte, in neuen Entschluss wandelte. Dann konnte wohl jene Stimmung sich einstellen, die der erwünschte Anfang zum Aufstieg ist, und die er einmal so festhält: «Dabei sagt mir eine kleine innere Stimme schalkhaft, aber doch ganz leise: das kannst du ganz gut. . . .»

Und dann kommt das andere: wir müssen herb und streng sein, wo wir Forderungen durchzusetzen haben; aber in eben dem Moment, wo unsere Forderung nun den Einzelnen trifft, hängt ihre Durchschlagskraft so überaus davon ab, ob er sie als feindlich oder als freiwillig empfinde. Das hat nichts mit ihrer Intensität, das hat nur mit

ihrer Wirkensart zu tun. Da erweist sich nun abermals die Ueberlegenheit dessen, der aus dem Hellen heraus verlangt und handelt. Wir haben viele Zeugnisse für die bedrängende Art, mit der Ulich Wille Menschen zu ergreifen vermochte. Und ihr allgemeinstes Kennzeichen wird dieser Geist des Hellen sein, der so nahe Gemeinschaft hat mit dem Geist der Güte.

Das Werk will und muss dem Tag gerecht werden. Es erfüllt seine Bestimmung unter den Bedingungen der Gegenwart. Es wird in einer Gemeinschaft, die nicht dem Untergang nahe ist, aufgenommen, weitergetragen, gewandelt. Es bleibt, wenn es stichhaltig war, dann irgendwo eingereiht in die Kette der verdienstlichen Leistungen. Spätere werden es nur noch andeutend aus seinen Folgerungen begreifen und würdigen. Das Bild der Persönlichkeit ist durch kein späteres zu ersetzen; denn kein anderes, und wäre es das bedeutendste, ist ihm ähnlich. Das bleibende Vermächtnis, das einer der Heimat lassen kann, ist die Spur seines Dagewesenseins. Ulrich Willes Nachleben hat manche gute Verheissung als Vorausreiter.

A handwritten signature in dark ink, appearing to read 'U. Wille'. The script is cursive and fluid, with the first letter 'U' being particularly large and stylized.

Namenszug des Generals

ERINNERUNGEN EINES JUNGEN MEILENERS AN DEN ERSTEN WELTKRIEG

Von Arnold Glogg

Auch wenn im Jahre 1911 der sogenannte Tripoliskrieg zwischen Italien und der Türkei ausgefochten wurde und ein Jahr später der Kriegsgott Mars die Balkanvölker ins Verderben und ins Unglück stürzte, glaubte bei uns ernstlich niemand an einen Krieg zwischen den europäischen Kulturvölkern. Man lebte ja in der guten, alten Zeit, mitten im Frieden und sah keinen Grund, das Zusammenleben über die Landesgrenzen gewalttätig zu unterbinden. Man reiste ohne Pass oder Identitätskarte in der ganzen Welt herum, liess sich nieder, wo es einem passte und machte seine Geschäfte ohne jede Bewilligungspflicht. Die Geldwährung war noch kein Problem. Die Schweiz war seit vielen Jahren der lateinischen Münzunion angeschlossen, Man bezahlte mit schweizerischem Geld seine Auslagen in Frankreich, Italien, Belgien, Griechenland. Ohne Reise- oder Bankcheck, dafür mit barem Gold, fuhr man ins Ausland, wo die Goldstücke ohne jeden Abzug entgegengenommen wurden. Vreneli und Napoleone konnte man bei jeder Bank im Rahmen des Kredites zum Nennwert beziehen, so viel man wollte. Wir lebten in einer Zeit, wo das Leben im bisher gewohnten Rahmen weiter ging und wo, abgesehen von technischen Errungenschaften und Erfindungen, sich bei uns am See wenig änderte. Es war die Zeit, wo in Meilen der halbe Liter Räuschling im Wirtshaus 50 Rappen kostete und wo man für 20 Rappen drei gute Siebner-Zigarren kaufen konnte. Beim Bäckermeister galt das Nidelbeckeli 5 Rappen und für das gleiche Geld konnten die Kinder sieben grosse Himbeerzeltli erwerben.

Frieden und Ruhe lagen über dem Schweizerland und männiglich freute sich, dass im kommenden Sommer die Landesausstellung und das grosse Schützenfest in Bern eine festliche Note in den Alltag bringen würden.

Dann fielen unvermutet die Schüsse von Serajewo, denen der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin zum Opfer fielen. Einige Tage war die Welt in grosser Erregung; dann nahm die Nervosität ab und man rechnete in politischen Kreisen mit einer friedlichen Beilegung des Konfliktes. Leider waren die meisten Grossmächte gerüstet und ihre Generalstäbe drängten auf eine militärische Entscheidung. Am 28. Juli 1914 erfolgte die Kriegserklärung

Oesterreich-Ungarns an Serbien. Der Funke war ins Pulverfass geflogen und Europa unwiderruflich in den grossen Krieg hineingerissen. Mobilisationen und Kriegserklärungen erfolgten am laufenden Band, und um den Frieden und die Ruhe in Europa war es geschehen.

Die Schweiz ordnete am 31. Juli die Generalmobilmachung an und stellte das Land unter Kriegsgesetz. In allen Landesgegenden wurde die Bevölkerung mit dem Generalmarsch auf die Truppen-Aufgebote aufmerksam gemacht. In Meilen alarmierte Sappeur-Soldat Jakob Bolleter mit seiner Trommel die Bevölkerung; neben ihm, hoch zu Ross, verlas Adjutant-Unteroffizier Albert Brupbacher die Mobilmachungsorder des Eidgenössischen Militärdepartements. So viele Soldaten, Pferde und Wagen hatte die Eidgenossenschaft bisher



noch nie zum Wehrdienst aufgeboten. Wir jungen Schweizer von 18 Jahren waren tief unglücklich, nicht mit den älteren Kameraden einrücken zu dürfen, jetzt, wo es zur Grenzwache ging. Schon am 2. Mobilmachungstag meldeten sich unser 6 Meilener-Jünglinge, alle 18-jährig, beim Kreiskommandanten Major Kunz in Horgen und wünschten, sofort in die Rekr. Schule aufgeboten zu werden. Wir waren glücklich, dass wir uns 8 Tage später an der Rekrutierung in Meilen melden durften. Mit Herzklopfen bestanden wir die sanitärische Untersuchung. Ohne Ausnahme wurden wir der Infanterie zugeteilt. Das «Diensttauglich» in unserem Dienstbüchlein war unser Stolz, und es war gut zu verstehen, dass wir am Nachmittag unsere Aufnahme in die Armee gebührend feierten. Noch waren wir aber keine Soldaten, und die so heiss herbeigewünschte Rekrutenschule wurde wegen Kadernmangel immer wieder hinausgeschoben. Ob wir die Grenzbesetzung überhaupt erleben würden, das war der Gedanke, der uns Tag und Nacht keine Ruhe liess, nachdem die Zeitungen und die Politiker das Kriegsende noch vor dem Winter prophezeiten.

Während sich unsere Jungmannschaft in Scharen und in heller Begeisterung freiwillig zum Wehrdienst meldete, benahmen sich die Erwachsenen wesentlich weniger volksverbunden. Obwohl von einer Rationierung keine Rede war, wurden die Spezereiläden bestürmt und belagert, bis das letzte Kilo Fett, Mehl und Zucker von den Hamstern abgeschleppt war. Es sind unglaubliche Dinge vorgekommen. Eine alleinstehende Frau in Meilen kaufte für sich einen Doppelzentner Salz, andere begüterte Leute zentnerweise Mehl, das später, weil man soviel nicht benötigte, zugrunde ging. Eine Familie in Obermeilen schaffte sich eine Kiste gefrorenes, argentinisches Schweinefleisch im Gewicht von 300 kg an. Auch dieses Fleisch ging zum grossen Teil kaputt.

Ähnliches erfuhren die Banken. Bei der Zürcher Kantonalbank standen die Leute mit ihren Kassenbüchlein Schlange, weit in die Strasse hinaus. Jeder wollte Geld abheben, auch wenn er es nicht brauchte. Es war gut, dass dieser Ansturm behördlicherseits sofort gestoppt wurde, und dass nur kleine Summen für den momentanen Gebrauch freigegeben wurden. Diese ungesunde, eigennützige Einstellung vieler Leute stand in krassm Gegensatz zu der selbstlosen Pflichterfüllung unserer Soldaten, die in diesen Tagen mit schwer gepacktem Tornister bei grosser Hitze der Grenze zumarschierten.

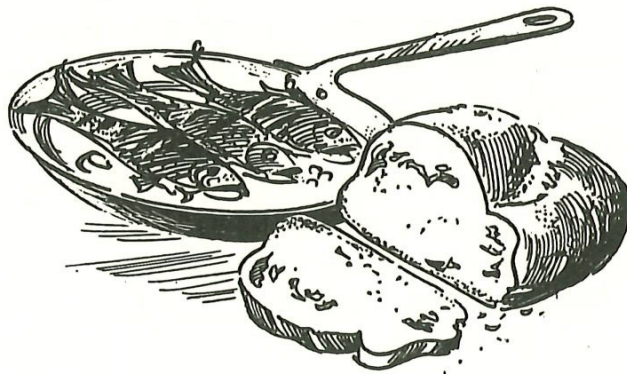
Bis zum Kriegsausbruch waren die normalen Zahlungsmittel Gold und Silber; man hatte die kleinen Noten von 5, 10 und 20 Franken noch nicht. Sie waren aber vorsorglicher Weise durch die Nationalbank

gedruckt worden und zum Verteilen bereit. Als Präsident der Leihkasse Meilen-Herrliberg brachte mein Vater als Erster diese Kleinnoten als Neuheit mit nach Obermeilen. Nachmittags kamen die Leute von Berg und Tal und kauften pro forma ein paar Dachlatten oder einen Bund Schindeln und zahlten mit einer Hunderternote. Wie gab es lange Gesichter, als das Herausgeld, statt in den erwarteten Goldstücklein und Fünflibern, in den noch nie gesehenen Kleinnoten bestand. Von diesem Tage an verschwanden die Gold- und Silbermünzen auf Nimmerwiedersehen aus dem Geldumlauf.

Die Mentalität in Industrie, Handel und Gewerbe scheint uns heute ganz unvorstellbar. Im ersten Kriegsjahr hielt man sich von jedem Wareneinkauf konsequent zurück. Nur im baren Gelde sah man positive Werte. Waren aller Art waren nicht begehrt und gingen, weil kein Absatz da war, von Monat zu Monat im Preise hinunter. Mitte 1915 waren die Preise tiefer als zu Urgrossvaters Zeiten. Nur auf Drängen und Bitten unseres langjährigen Lieferanten, Molkereiverwalters Mörgeli, kaufte mein Vater für die siebenköpfige Familie widerwillig ein Schwein, das knapp Fr. 100 kostete. Ein Rebbauer in Obermeilen vernahm im Herbst 1914, dass in unserem grossen Keller ein paar leere Fässer vorhanden seien. Er konnte beim besten Willen seine Trauben nicht verkaufen und war glücklich, in meinem Vater einen Käufer gefunden zu haben. Da der Holzhandel praktisch stillstand, hatten wir Zeit genug, die Trauben zu pressen und die Fässer zu füllen und zwar mit sehr gutem Wein. Der Liter dieses Appenhalder-Weines kam uns auf 35 Rappen zu stehen. Und so ging es mit allen Produkten im Anfang des Krieges. Im Jahre 1916 und besonders 1917 änderte sich im Wirtschaftsleben die Auffassung grundlegend. Jetzt wurde die Ware Trumpf und das Bargeld war nicht mehr Selbstzweck. Nun war es ein begehrtes Mittel zum Einkaufen. Die billigen Preise verschwanden und ohne jede Kontrolle stiegen sie von Monat zu Monat höher. Als im November 1918 unser Vater wie alljährlich ein Schwein kaufte, zahlte er für das garstige Borstentier anstandslos 995.— Franken. Dafür verkaufte er die im Rohrguet nur halb gereiften Trauben für 60.— Franken den Zentner. Damit war der Schweinekauf wieder gedeckt.

Im Frühling 1918 war das Bereitstellen von Mittag- und Abendessen für unsere Mutter ein schweres Problem. Die Kartoffeln fehlten uns vollständig, die Brot-, Reis- und Teigwarenrationen waren ungenügend. Ich war daher froh, als mich im Mai ein Aufgebot für einen Ablösungsdienst erreichte; denn von jetzt an konnte ich wieder genügend essen. Nach den schweren Wochen des Grippedienstes im

Jura kam ich mit meinem Zug auf einen Offiziersposten nach Kaiserstuhl am Rhein. Es war in unserer Familie Tradition, am Namenstag des Vaters, 19. Juli, die Verwandtschaft zu einem Fischessen einzuladen. Fische gab es auch dieses Jahr mehr als genug, leider fehlte das Brot. So musste jeder Teilnehmer ein Stücklein vom eigenen, schlechten Brot in einem Säcklein von zu Hause mitnehmen. Der Zufall wollte es, dass ich am Tage zuvor bei meiner Logisgeberin in Kaiserstuhl ein frisch gebackenes, herrlich duftendes Bauernbrot sah, das die Frau von ihrem Bruder, der in Fisibach eine Bäckerei betrieb, erhalten hatte. Eine telefonische Anfrage beim Bäckermeister hatte vollen Erfolg, und zwei Stunden später ging, in einer Kartonschachtel gut verpackt, der seltene Leckerbissen per Post nach Meilen. Das war eine Freude zu Hause, als zur grossen Ueberraschung aller das frische, prächtige Bauernbrot zum Vorschein kam. Nun waren auch die gebackenen Egli ein Hochgenuss, und die eingeladenen Gäste durften



beim Weggehen ihr trockenes Stück Kriegsbrot wieder mitnehmen. Seit diesen Augusttagen 1918 ist das tägliche Brot für uns ein Geschenk des Himmels, das wir immer dankbar entgegennehmen.

Wir Deutschschweizer stunden seit dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 sehr stark unter deutschem Einfluss. Mittwoch- und Lesegesellschaft füllten ihre Mappen mit deutschen Zeitschriften: Illustrierte, Gartenlaube, Universum und Fliegende Blätter und wie sie alle hiessen. Wir wurden mit Wort und Bild fürstlicher Herrschaften

direkt überschwemmt. Kein Wunder, dass auch die Tagespresse prodeutsch eingestellt war. Man freute sich bei uns über einen deutschen Sieg, und der Ueberfall auf das neutrale Belgien unter dem Motto: «Not kennt kein Gebot» erregte, ausser bei Carl Spitteler und ein paar wenigen aufrechten Eidgenossen, nördlich der Saane, nicht viel Aufsehen. Es war daher verständlich, dass sich der Graben in der geistigen Einstellung zwischen deutscher und welscher Schweiz vergrösserte, je länger sich der Krieg hinzog. Als die deutsche Armee nach grossen Anfangserfolgen im September an der Marne auf starken Widerstand stiess und sich unter den massiven Angriffen der Armeen von Joffre und Gallieni zurückziehen musste, glaubten wir zuerst die Siegesnachrichten der französischen Agentur Havas nicht. Von da an war bei der Truppe jede unkontrollierte Meldung vom Schlachtfeld ein «Havas». Der Verträger der Neuen Zürcher Zeitung war bei unseren Soldaten jahrelang als der «Havas» bekannt.

Wir Jungen, die bei Ausbruch des Krieges so begeistert mitgezogen wären, kamen noch ausgiebig zum Soldatendienst. An meinem 20. Geburtstag waren in meinem Dienstbüchlein bereits 256 Diensttage eingeschrieben, die sich bis zum Waffenstillstand auf 700 erhöhten. Das war für uns aber kein Opfer; denn wir waren jung und ledig und hatten keine Sorgen. Wenn die Zürcher Division wieder einrücken musste, fand man uns Jungsoldaten in bester Stimmung. Beim Abschied von Meilen sangen wir am Bahnhof unsere Soldatenlieder, während die älteren und verheirateten Jahrgänge ihren begleitenden Frauen in die tränenfeuchten Augen blickten. Sie hatten gute Gründe, eine ernste Haltung einzunehmen. Die Mutter Helvetia hat ihre besten Söhne stiefmütterlich behandelt. 80 Rappen Sold per Dienstag, keine Ausgleichskasse und bei der Rückkehr oft eine gekündigte Arbeitsstelle! Dabei stellten die Werhmänner fest, wie die Dienstuntauglichen zu Hause ihren Geschäften konkurrenzlos oblagen und übermässig verdienten, da ihnen keine Preiskontrollstelle im Wege stand. Diese Jahrgänge haben grosse Opfer gebracht und trotz der Ungerechtigkeiten ihre Pflicht, getreu dem Fahneneide, voll und ganz erfüllt. Die gute Kameradschaft verhalf zum Standhalten und Ausharren.

Der letzte Ablösungsdienst unserer Brigade 14 wurde durch die bössartige Grippe, der Hunderte von Soldaten zum Opfer fielen, um viele Wochen verlängert. Nachdem 1917 noch die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Krieg gegen Deutschland eingegriffen hatten, neigte sich das Kriegsglück endgültig zugunsten der Westmächte. Die starre Westfront war in Bewegung geraten und die deutsche Armee

mit ihren Verbündeten im Rückzug begriffen. Am 11. November 1918 wurde in einem Eisenbahnwagen im Walde von Compiègne der Waffenstillstand unterzeichnet. Das kaiserliche Deutschland und sein Adel gingen in Trümmer, und die Revolution stürmte mit den Soldaten- und Arbeiterräten über Europa dahin.

Auch in unserem Lande drohten die Ordnung und Ruhe in diesen kritischen Novembertagen auseinanderzufallen. Unzufriedene gingen in Scharen auf die Strasse und forderten Umsturz und Revolution. Als Gegenschlag zu umfangreichen Truppenaufgeboten erklärte das sog. Oltener-Aktionskomitee den Generalstreik. Jetzt ging es auf Biegen und Brechen. Während die Zürcher Regierung sich angsterfüllt unter den Schutz des Militärs in die Kaserne begab, erfüllten die Truppen unter der mutigen Führung von General Wille und Oberst Sonderegger ihre Dienstpflicht treu.

Schon nach drei Tagen bliesen die Führer des aufrührerischen Aktionskomitees den Generalstreik bedingungslos ab. Das Schweizervolk hatte in seiner grossen Mehrheit erkannt, dass es bei diesem Putsch nicht um die Erreichung oder Erzwingung sozialpolitischer Postulate ging, sondern um die Errichtung einer proletarischen Diktatur nach ausländischem Muster.

In Meilen schlug dieser Aufruhr seine eigenen Wege ein. Als eines Morgens verhetzte Arbeiter mit Zuzug ausländischer Genossen unserer Industrie und dem Gewerbe arrogant zumuteten, ihre Betriebe zu schliessen, erwachte bei den Meilenern der alte Freiheitswille und die feste Entschlossenheit, Gegenmassnahmen zu ergreifen. In aller Stille wurden in den Wachten die landestreuen Männer, jung und alt, zusammengerufen und in je einer Kompagnie Bürgerwehr zusammengefasst. Es waren neben jüngeren, noch nicht dienstpflichtigen Männern, erfreulicherweise auch viele Arbeiter dabei. Diese Bürgerwehrkompagnien wurden durch aktive Offiziere geführt und für alle Eventualitäten in Bereitschaft gehalten. Die Mannschaften wurden mit Gewehren und Munition ausgerüstet. Es ging das Gerücht in der Gemeinde um, dass von Zürich aus der im Gefängnis in Meilen eingesperrte deutsche Kommunist Münzenberger befreit werden sollte. Dies wollten die Meilener unter allen Umständen verhindern. Als Alarmzeichen wurde bestimmt: Sturmläuten mit den Kirchenglocken. An diesem historischen 11. November waren wir jungen Mannen noch auf der Strasse, als eine halbe Stunde vor Mitternacht unvermutet Sturm geläutet wurde: das Zeichen der beginnenden Revolution. Zum Sturmgeläute ertönten jetzt die Donnerschläge der Hagelabwehrkanone von Obermeilen in die dunkle Novembernacht

hinaus. Wir stürmten auseinander, holten unsere Waffen und rannten auf die Sammelplätze. Zu Hunderten kamen die aus dem Schlaf aufgeweckten Bürger zur Befehlsausgabe. Alle waren bereit, sich für die Aufrechterhaltung der Ordnung mit ganzer Kraft einzusetzen und für die Freiheit das Leben herzugeben. Dann kam die ernüchternde Mitteilung, dass das Sturmgeläute nicht den Ordnungstruppen galt, sondern dem Aufgebot der Landsturmkp. II/60. Nun wurde der Alarm abgeblasen und die Leute entlassen.

Ein paar angriffsfreudige jüngere Angehörige der Kompanie Dorfmeilen leisteten sich nach Mitternacht noch etwas Besonderes. Sie drangen unternehmungslustig in ein Haus in Feldmeilen ein und nahmen einen Herrn Dr. phil. ausländischer Herkunft kurzerhand aus dem warmen Bett und sperrten ihn ins Meilener «Chefi». Dieser Studierende hatte die Dummheit begangen, tags zuvor in Meilen eine öffentliche Ansprache zu halten, in der er äusserte, dass das Licht, das im Osten aufgegangen sei, einst auch in den dunkelsten Winkel von Meilen zünden werde. Der arme Herr Doktor wusste nicht, dass es in Meilen einen Dorfteil Winkel gibt. Dessen Bewohner bezeichneten den Redner als Brandstifter. Der Hausfriedensbruch verursachte ein gerichtliches Nachspiel mit einer bedingten Busse für die Eindringlinge. Im übrigen ging der Streik in Meilen spurlos vorüber. Sämtliche Betriebe arbeiteten ohne Unterbruch und von den fremden Spitzeln sah man in Meilen keinen mehr. Wir waren dem Schicksal dank-

bar, dass der von vielen Mitläufern gar nicht gewollte Umsturzversuch an der guten schweizerischen Haltung des Volkes abgeprallt war. Ohne Blutvergiessen auf der Strasse, ohne Barrikadenkampf, aber mit mehr als Tausend Grippetoten unter den einberufenen Truppen, trat unser Land nach 4-jähriger, schwerer Zeit in eine Friedensepoche ein.

Wer hätte dazumal gedacht, dass wir Soldaten vom ersten Weltkrieg 25 Jahre später, erneut zu einem langen Aktivdienst aufgeboten würden, um die braune Brandung von Norden abzuwehren?



ZUR GEOLOGIE DER MOLASSE ZWISCHEN ZUERICHSEE UND PFANNENSTIEL

Von N. Pavoni

Auf unserer Wanderung dem Dorfbach entlang zum Pfannenstiel (s. Heimatbuch Meilen 1960) haben wir im Tobel an zahlreichen Stellen die gelblichen und grauen Gesteine der Molasse angetroffen. Der ganze Pfannenstiel, das ganze Zürcher Oberland, Albis und Zimmerberg, sind aus diesem Gesteinsmaterial aufgebaut, und ebenso ist das breite Zürichseetal in sie eingetieft. Es handelt sich bei der Molasse um eine sehr mächtige, weitausgedehnte Abfolge von Mergel-, Sandstein- und Nagelfluhschichten, die, wie die 1960 ausgeführte Erdölbohrung ob Küsnacht gezeigt hat, im Gebiet des Pfannenstiels eine Mächtigkeit von 3000 m besitzt, das heisst bis in eine Tiefe von rund 2500 m unter den Spiegel des Zürichsees hinabreicht (s. Abb. 1). Die Molassegesteine bilden den Untergrund des gesamten Schweizerischen Mittellandes. An der Oberfläche sind sie allerdings vielfach durch eine Haut von jüngeren Ablagerungen der Quartärzeit verhüllt. Es sind dies die Moränen und Schotter der Eiszeit, ferner die Bildungen der geologischen Gegenwart, Deltas und Schuttkegel der Bäche und Flüsse, Rutschungen an steilen Hängen und nicht zuletzt die künstlichen Aufschüttungen und Veränderungen der Landschaft durch den Menschen. Diese quartären Ablagerungen sind im allgemeinen höchstens ein paar dutzend Meter mächtig; in den grossen Tälern, unter den breiten Talböden wie im Limmattal oder unter der Linthebene können sie allerdings mehr als 100, ja mehrere hundert Meter mächtig werden. Dazu kommt, dass die Gesteine der Molasse, ganz besonders die weichen Mergel, rasch verwittern und eine fruchtbare Verwitterungsschicht bilden. Unser Gebiet ist fast vollständig von Vegetation bedeckt. Gärten, Wiesen, Wald, Häuser, Strassen verhüllen die Molasse auch dort, wo sie direkt die Unterlage bildet. Aus allen diesen Gründen sind Aufschlüsse, d.h. Stellen, wo das Gestein des Untergrundes direkt sichtbar zu Tage tritt, in der Molasse recht spärlich. Sie sind beschränkt auf die Prallhänge und Rutschhänge in den Tobeln, ferner auf kurzfristige Anschnitte des Terrains durch Baugruben und künstliche Strasseneinschnitte. Im Gebiet von Meilen, wie überhaupt am rechten Seeufer, zeigen die steilen Rebhänge hie und da Aufschlüsse in der Molasse. Charakteristisch sind relativ harte Knauersandsteinbänke, welche die Rebberge als Felswändchen oben abschliessen (Abb. 2).

Geologisches Profil der Bohrung „Küsnacht 1“

ergänzt bis zum kristallinen Grundgebirge

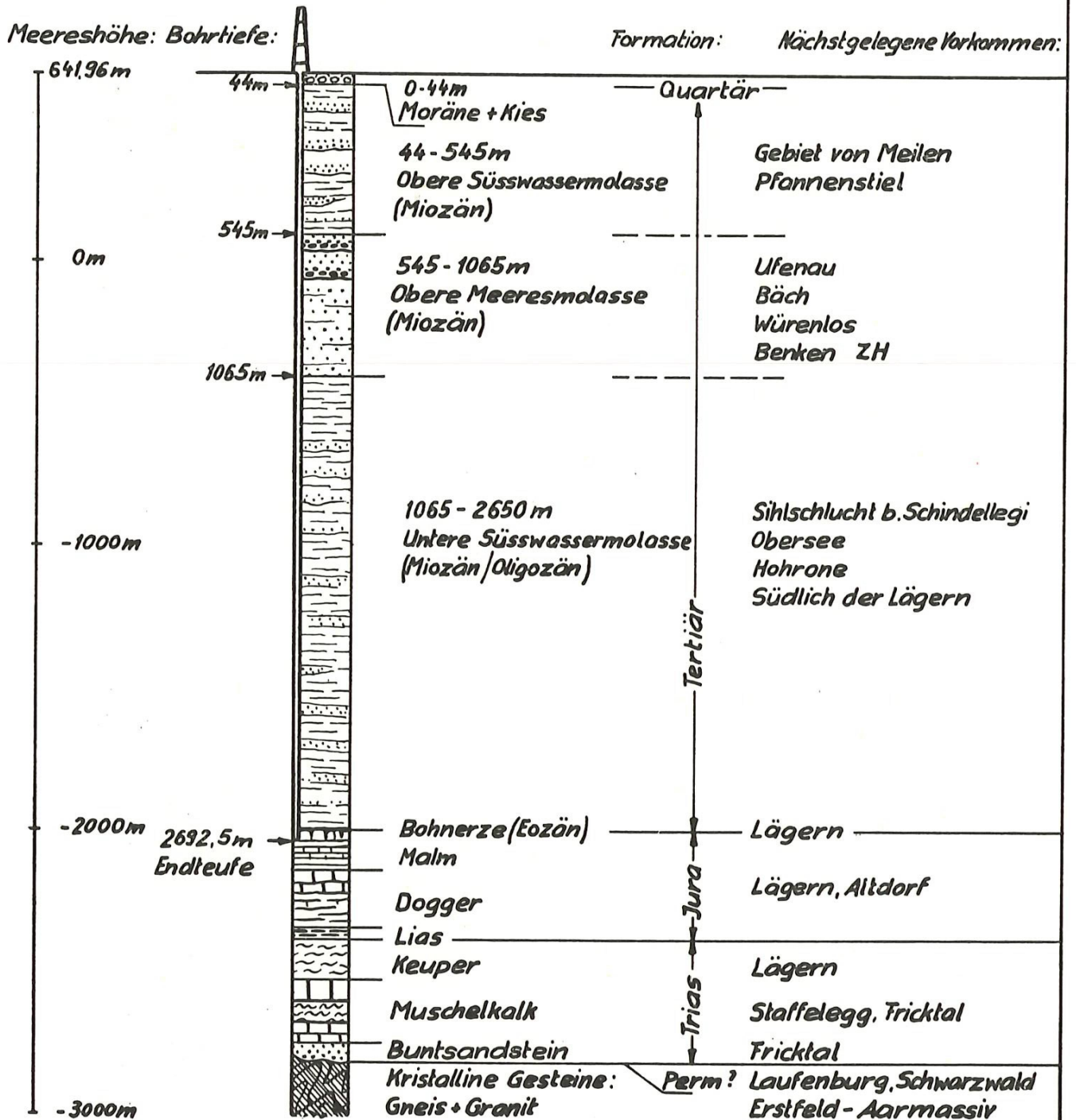


Abb. 1

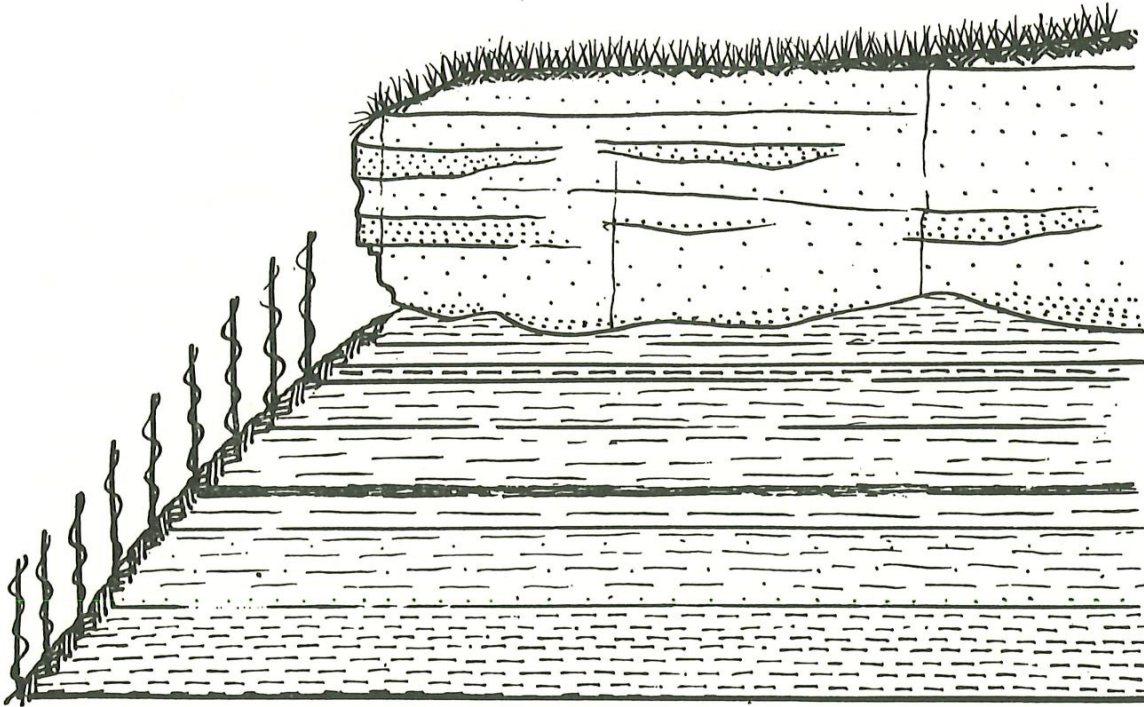


Abb. 2 Geologisches Profil quer zum Hang durch eine Schichtterrasse im Gebiet von Meilen. Die Terrassenfläche wird durch die Oberfläche der relativ harten Knauersandsteinbank (punktiert) gebildet. Weiter seeaufwärts, im Gebiet von Stäfa-Feldbach, treten an Stelle der Knauersandsteine Nagelfluhbänke. Die Unterlage des mit Reben bestandenen Steilhanges wird durch weiche Mergel (horizontale Striche) gebildet. Ob dem Rebberg tritt in vielen Fällen die Sandsteinbank direkt zutage. Die Schichtterrassen, welche dem Gehänge des Zürichseetales von Erlenbach bis Feldbach und von Thalwil bis Wädenswil das Gepräge verleihen, wurden durch das fliessende Eis der Gletscher herauspräpariert.

Betrachten wir im folgenden zunächst einmal das Material, die verschiedenen Gesteinsarten der Molasse.

Die verschiedenen Gesteinsarten der Molasse

a) Die Nagelfluh

Nagelfluhbänke sind im Gebiet von Meilen an folgenden Stellen gut aufgeschlossen: Am Stollen, unter der Okenshöhe, am Hang nördlich «Hinterer Pfannenstiel», an der Eichhalde, im Rappentobel auf Kote

690 m, 730 m und 750 m, in der Kiesgrube Cholrüti, am Lerchberg und in den Kiesgruben am Vorrain zwischen Wetzwil und Toggwil. Im Tobel des Dorfbaches und des Beugenbaches finden wir trotz eifrigen Suchens keine Nagelfluhbank mehr. Einzig beim Mülhölzli, Kote 530 m, und am Bünisbach, Kote 510 m, ist der Knauersandstein etwas geröllführend. Wir sind damit bereits auf eine recht bedeutsame Tatsache gestossen. Die Molasseschichten am Pfannenstiel, die sogenannten Pfannenstiel-Schichten, enthalten zahlreiche Nagelfluhbänke, die tieferen Schichten der Molasse, die sogenannten Meilener und Zürich-Schichten, sind im Gebiet von Meilen praktisch nagelfluhfrei (vergl. Abb. 6). Ausserhalb des Gemeindegebietes nimmt der Nagelfluhgehalt der Molasse generell gegen Osten hin zu. Im Zürcher Oberland ist die Obere Süsswassermolasse (OSM) ganz allgemein stark nagelfluhhaltig.

Für den Geologen sind die Nagelfluhen stets von ganz besonderem Interesse. Ihr genaues Studium liefert ihm zahlreiche wertvolle Erkenntnisse über die Vorgänge, die sich in den weit zurückliegenden Zeiträumen abgespielt haben. Begeben wir uns daher in eine der zahlreichen Kiesgruben, die am Pfannenstiel in Nagelfluhbänken der Molasse angelegt wurden. Die Nagelfluhen am Pfannenstiel bestehen aus gut gerundeten ei- bis kopfgrössen *Geröllen*, die durch einen sandig-kalkigen Zement miteinander verkittet wurden (s. Heimatbuch 1960). Ist dieser Zement gut, so ist die Nagelfluh ein festes, relativ hartes Gestein; fehlt das kalkige Bindemittel, so zerfällt die Nagelfluh zu Kies und Sand. Charakteristisch für die Molassenagelfluh sind Gerölle mit «*Eindrücken*», die wir bei einigem Suchen in jeder Nagelfluhbank finden (vergl. Abb. 3).

Was für Aussagen können bei genauem Studium der Nagelfluh gewonnen werden?

Die *Grösse* und der *Rundungsgrad* der Gerölle lassen bei vorsichtiger Abschätzung aller Kriterien eine Aussage über *die Länge des Transportweges des Gerölls* und damit über eine *Mindestlänge der Flüsse der Molassezeit* zu. Gut gerundete Gerölle deuten auf einen langen Transportweg (vergl. Meilener Heimatbuch 1960, Seite 20). Natürlich spielt die Gesteinshärte des Gerölls eine wichtige Rolle: Quarzite, Hornsteine, verkieselte Sedimente, die vorwiegend aus Quarz aufgebaut sind, bleiben noch lange erhalten, wenn Karbonatgesteine, Kalke und Dolomite, schon längst zerrieben sind.

Die Grösse der Gerölle lässt auf die *Transportkraft* der damaligen Flüsse schliessen. Die grössten Gerölle von 24 cm Durchmesser fand ich in der mächtigen Bank im Tobel am Schufelberg ob Egg auf Höhe 755 m.

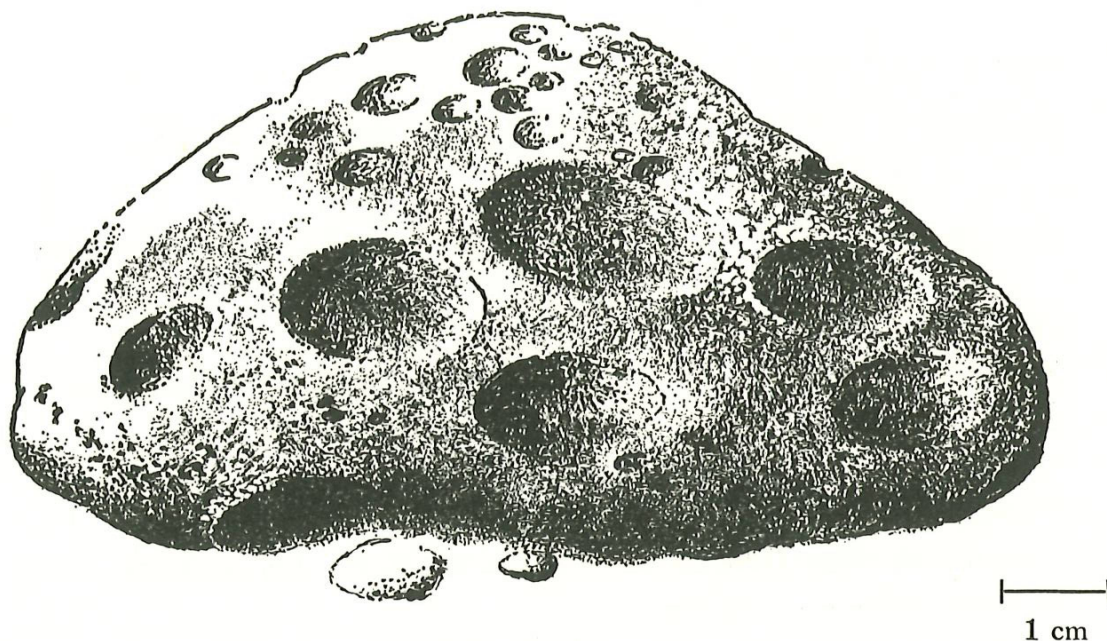


Abb. 3 Nagelfluhgeröll mit «Eindrücken». Es sind vor allem Dolomit- und Kalkgerölle, die schöne Eindrücke, scharf ausgeschnittene, grubenartige Vertiefungen in der glatten Gerölloberfläche aufweisen. Gerölle mit Eindrücken finden sich dort in der Nagelfluhbank, wo im Bindemittel der Sand fehlt oder nur spärlich vorhanden ist. Waren die Gerölle schon zur Zeit der Ablagerung nicht in Sand eingebettet, so übertrug sich der Ueberlagerungsdruck an den Berührungspunkten der verschiedenen Gerölle untereinander. An diesen Berührungspunkten wurde die Gerölloberfläche leicht zerstört; meist, jedoch nicht immer, wurde das Geröll mit kleinerem Krümmungsradius in die Oberfläche des benachbarten Gerölls «eingedrückt». An den Druckstellen wurde das Karbonat mobilisiert und herausgelöst. Es handelt sich somit bei der Entstehung der Eindrücke um einen vorwiegend chemischen Vorgang. (Das Geröll ist in natürlicher Grösse dargestellt.)

Die Art des Gesteins, aus welchem die Gerölle bestehen, liefert Rückschlüsse über die geologische Beschaffenheit des Einzugsgebietes der Molasseflüsse. Da ja die Molassesedimente, mit denen wir uns hier befassen, nichts anderes als den Abtragungsschutt des werdenden Alpengebirges darstellen, können wir uns ein gewisses Bild machen von der Geologie dieses Gebirges vor mehr als 10 Millionen Jahren. Weit- aus die meisten Gerölle, die wir in einem Nagelfluhaufschluss finden, sind atypisch, d.h. sie verraten uns nichts sicheres über ihre genauere Herkunft. Nach Möglichkeit suche man daher nach sogenannten «Leitgeröllen», das sind Gerölle, die uns erlauben, mit einiger Sicherheit genauere Aussagen zu machen, aus welchen geologischen Einheiten, die wir heute in den Alpen unterscheiden, sie ursprünglich stammen. Für diejenigen, die sich dafür besonders interessieren und den geologischen Bau der Alpen etwas kennen, seien in der folgenden Tabelle

<i>Gesteine:</i>	<i>Wahrscheinliche Herkunft:</i>
Ophiolithe	Platta-Decke, evtl. Aroser Schuppenzone, hochpenninisch
Rote Granite	Bernina Decke
Roter Quarzporphyr	Err-Bernina-Decke, unterostalpin
Grüne Granite	Albula-Julier-Granite
Violettrote, zäh verbackene Buntsandsteine	Ostalpine, wahrscheinlich oberostalpine Trias
Verrukanoartige Gerölle	Ostalpines Perm, bis unterste Trias
Dunkle, schwarze, dichte Kalke	Arlberg-Kalke
Dunkelgrau-gelbliche monogene Dolomitbrekzien	Ostalpiner Hauptdolomit
Rhätlumachellenbrekzie	Ostalpines Rhät
Bunte, rote bis graurote Kalke	Ostalpiner Lias, Neocom der Klippendecke
Radiolarite	Ostalpiner Malm
Tristelähnliche Kalke	Urgon der Falknis-Sulzfluh-Decke, Oberkreide des penninischen Kreideflysches
Polygene Flyschbrekzien	Glarner Flysch, Wägitaler Flysch
Flyschsandsteine, Flyschsandkalke, Flyschmergelkalke	
Flyschkalke	
Gelbbraun verwitternde Nummulitenkalke	Einsiedler Nummulitenkalkriffe, Südhelvetischer Flysch, aber auch ähnlich südalpinem Eozän

die wichtigsten Gesteinsarten in den Nagelfluhen der OSM, die einen gewissen Leitwert besitzen, kurz zusammengestellt.

Das genaue Studium der Molassensedimente liefert uns den Schlüssel zur Entstehungsgeschichte der Alpen!

Wir stützen uns bei dieser Analyse allerdings auf ein Grundprinzip der geologischen Forschung. Wir nehmen an, dass in früheren geologischen Zeiträumen die gleichen Kräfte wirksam waren und sich somit im Prinzip die gleichen Vorgänge an der Erdoberfläche abgespielt haben wie heute. Wenn wir in einer Nagelfluhbank gerundete Gesteinstrümmer antreffen, so fragen wir uns in Gedanken: «Wo finden wir heute gerundete Gesteinstrümmer?» Wir finden sie heute dort, wo Gesteinstrümmer im bewegten Wasser transportiert wurden, zum Beispiel an der Küste des Meeres oder in Flussbetten. Wir folgern nun nach dem sogenannten *Aktualitätsprinzip*, dass das Material unserer Nagelfluhbank einst an der Küste des Meeres oder in einem Flussbett abgelagert wurde.

Die Gesteine sind die Urkunden, auf die der Geologe sich stützt. Jedes Gestein ist aber das Ergebnis eines Vorganges in der Zeit und trägt sozusagen — wie alles in der Natur — seine Geschichte in sich. Mit Hilfe des Aktualitätsprinzipes schliesst der Geologe anhand des Gesteins auf die *Vorgänge*, die zur Entstehung des betreffenden Gesteins geführt haben.

Ein zweites, sehr wichtiges Prinzip, mit dem der Geologe arbeitet, ist das sogenannte *stratigraphische Prinzip*: Es besagt, dass bei normaler Lagerung eine Schicht B jünger ist als die darunterliegende Schicht A, dass sie aber älter ist als die darüberliegende Schicht C. Aus der *räumlichen Aufeinanderfolge* schliessen wir auf eine *zeitliche Abfolge*. Die Schichten unter der Nagelfluhbank entstanden somit früher als die Nagelfluhbank selbst.

Wie entscheiden wir, ob die Nagelfluh im Meer oder in einem Fluss entstanden ist? Wir sehen dies den Geröllen nicht an. Hier müssen wir ein weiteres Hilfsmittel des Geologen zu Rate ziehen: Die *Fossilien*. Man versteht darunter die versteinerten Ueberreste früher Lebewesen, also Ueberreste von Tieren und Pflanzen, die damals gelebt haben, als die betreffenden Schichten, in welchen wir sie heute finden, abgelagert wurden.

Vergebens suchen wir in den Nagelfluhbänken am Pfannenstiel nach versteinerten Meerestieren. Ueberhaupt finden wir in den Molasseschichten im Gebiet von Meilen nur sehr selten Versteinerungen, am ehesten noch verkohlte Pflanzenreste, Aeste und Stammstücke oder Abdrücke von Blättern in Sandstein, ganz selten einmal ein Stück Knochen oder einen Zahn eines Wirbeltieres. Neben andern Anzeichen kommen wir zum Schluss, dass die Gerölle in den Nagelfluhbänken am Pfannenstiel in Flüssen abgelagert wurden. Die Nagelfluhbänke sind nichts anderes als uralte, versteinerte, mit Kies und Sand erfüllte,

breite, 5–10 m tiefe Flussbette aus der Tertiärzeit. Welch gewaltige Veränderungen haben sich in unserer Landschaft abgespielt, wenn wir uns vorstellen, dass einst vor 10–15 Millionen Jahren grosse Flüsse im Gebiet des Pfannenstiels durchgeflossen sind! Unvermutet entfliegen da unsere Gedanken in ungeahnte Fernen und Zeiten! Kann man es dem Geologen verargen, wenn er, umgeben von seinem Gestein, zum Träumer wird, wenn ihm hie und da die Phantasie durchbrennt? Wohl kaum. Zu gewaltig sind die Vorgänge, die er aufdeckt, zu gewaltig sind die Zeiträume, die er erahnt, als dass er nur mit kaltem Verstand dabeisein kann!

b) Die Sandsteine

Sandsteinbänke treffen wir in der Molasse von Meilen sozusagen auf Schritt und Tritt. Sie bilden in den meisten Fällen die Unterlage der Terrassen, die für das Meilener Landschaftsbild so charakteristisch sind (s. Abb. 4, 5, 6). Erwähnt seien die Terrassen von Au, Stocklen, Unot, Banholz, Althau, Burg, Hürnen, Holengass, Im Luft, Trüggeler, Bünishofen, Bettenen, Stockenweid. In verlassenen Sandsteingruben oder dort, wo diese Bänke die Tobel des Dorfbaches oder des Beugenbaches queren, sind die Sandsteine zugänglich und gut zu beobachten. Wir können zwei Arten von Sandstein unterscheiden: Die Knauersandsteine und die Mergelsandsteine. Die *Knauersandsteine* sind hervorgegangen aus reinen, sauber geschlammten Sandablagerungen in Flussbetten und sind in ihrer Entstehung genau mit den Nagelfluhen zu vergleichen, nur führten die Flüsse ausschliesslich Sand, keine Gerölle. Ihren Namen – schon Hans Conrad Escher v. d. Linth spricht 1795 von Knauersandsteinen – erhielten sie durch die brotlaibförmigen härteren Partien, die als *Knauer* bezeichnet werden. Je nach Menge und Güte des Kalkzementes sind die Sandkörner besser oder schlechter verkittet, der Sandstein härter oder leicht zerreibbar. Knauer sind gut verkittete Sandpartien in weicher Umgebung. Sie leisten der Verwitterung, die den Kalkzement im Laufe der Zeit herauslöst, länger Widerstand und ragen aus der Sandsteinwand hervor (s. Abb, 5). Die Mächtigkeit der Knauersandsteinbänke kann seitlich rasch wechseln und schwankt zwischen zwei bis zehn Metern.

Etwas anderer Entstehung sind die *Mergelsandsteine*. Sie sind meist gut gebankt, zeigen keine Knauerbildung und können über weite Distanzen in gleichbleibender Mächtigkeit durchziehen. Die nähere Untersuchung zeigt, dass sie stets mit tonigem Material verunreinigt sind. Sie sind aus einem verschlammten Sand hervorgegangen. Ihre Entstehung verdanken sie ausgedehnten Ueberschwemmungen. Man

macht oft die Beobachtung, dass Knauersandsteine gegen oben in Mergelsandsteine übergehen. Gegen die tieferliegenden Schichten sind die Knauersandsteine stets mit scharfer unregelmässiger Auflagerungsfläche abgegrenzt. Knauersandsteine sind grau. Mergelsandsteine gelblichgrau gefärbt.

c) Die Mergel

Sie machen in unserem Gebiet gut die Hälfte aller Molassegesteine aus. Sie sind aus Schlammablagerungen hervorgegangen; weitaus in den meisten Fällen handelt es sich um Schlammablagerungen im *Gefolge von grossen Ueberschwemmungen* der Molasseflüsse. Schlamm ist nichts anderes als feinstes, zerriebenes Gesteinsmaterial, welches die Flüsse als Flusstrübe mit sich führten. So wie heute der Schlamm meist durch Sand verunreinigt ist, enthalten auch die Molassemergel meist mehr oder weniger starke Beimengen von Sand und Silt (Mehlsand). Der Schlamm war kalkhaltig. Je nach Kalkgehalt wurden die daraus entstehenden Mergel bröckelig hart, oder sie blieben tonig weich. Ueberschritt der Karbonatgehalt 60 %, so entstand aus dem Schlamm ein harter Mergelkalk. Wir finden daher alle Uebergänge von weichen Mergeln bis zu harten Mergelkalken. Die Farbe der Mergel ist vorwiegend graugelb und verleiht der ganzen Molasse ihre charakteristische Färbung. Rote bis violettrote Farbtöne sind hie und da zu beobachten. Es sei auf die 2 m mächtigen, intensiv roten Mergel im Beugentobel, Kote 510 m, hingewiesen oder auf die rote Mergelzone am Wulphügel im Küsnachtertobel auf Kote 500 m.

Des öfteren trifft man dunkelgraue bis schwärzliche Mergelschichten an. Sie enthalten verkohlte, organische Substanz, meist von Pflanzenresten. Hie und da kann man in ihnen auch fossile Schalenreste von Landschnecken, ganz selten und mit viel Glück, einmal auch Zähnen und Knochen von Landsäugetieren finden. In den meisten Fällen handelt es sich bei den schwärzlichen Mergelschichten um fossile Bodenbildungen aus der Molassezeit. Als Beispiele seien erwähnt: die schwarze Mergelschicht im Mülihölzli, Kote 520 m, unter der Knauersandsteinbank, die dort auch Schwemmholz enthält und die bituminösen sandigen Mergel auf Kote 545–560 m. Hie und da finden sich grüne, tonige Mergelschichten, die meist ziemlich karbonatarm sind: auch diese können selten fossilführend sein.

In feuchtem Zustand sind die Mergel sehr weich, trocken jedoch bröckelig hart. Sie verwittern leicht, die Pflanzen können rasch Fuss fassen, so dass gute Aufschlüsse in Mergeln recht selten sind, obwohl sie so häufig vorkommen.

d) Die Kalke

Es lassen sich folgende Typen unterscheiden:

1. Die Knollenkalke

Es handelt sich um weissliche bis rötliche und — wie der Name andeutet — knollige Kalke, die aus kalkigen Mergeln hervorgehen können und meist etwas sandige Beimengungen enthalten. Beispiele: Der weissliche Kalk im Rossbach, Kote 445 m, dieselbe Schicht im Dorfbachtobel auf Höhe 460 m. Bei Hinter Pfannenstiel finden wir im Tobel, das von der Eichhalde herunterkommt, auf 720 m ü. M. einen hellbeigen Knollenkalk. Er zieht unter dem Pfannenstiel durch und ist im Tobel am Schufelberg auf der gleichen Höhe anzutreffen. Ueber die Entstehung der Knollenkalke sind sich die Geologen noch nicht ganz im Klaren. Es wäre sehr wohl möglich, dass es sich um Krustenkalk, sogenannte Exsudationskalke handelt, wie sie heute noch im Mittelmeergebiet entstehen.

2. Die Mergelkalke

Es handelt sich um gut geschichtete, siltige, mergelige Kalke, abgelagert in ruhigem Wasser. Typischer Vertreter ist der *Meilener Kalk*, seinerzeit so benannt¹, weil er in Meilen in charakteristischer Ausbildung vorkommt und auch gut aufgeschlossen ist. Es handelt sich stratigraphisch um eine der bedeutsamsten Schichten der ganzen Molasse. Im Gebiet von Meilen zieht dieser Horizont stets zirka zwei Meter mächtig, vom Plätzli, wo er aus dem See auftaucht, unter dem neuen Friedhof bei Obermüli durch, über die Bruechstrasse - Justrain zum Giessen im Beugentobel (er bildet hier die harte Schicht, über welche das Wasser hinunterstürzt), weiter über Appenhalden - Tuntelen bis Linden (Uetikon). Diese selbe Schicht konnte vor einigen Jahren durch den Schreibenden auch jenseits des Zürichsees, im Gebiet von Wädenswil - Horgen, im Sihltal bei Station Sihlbrugg, an der Reuss bei Obfelden, am Buechhoger ob Urdorf, am Schlierener Berg, an der Greppe südlich der Lägern, am Gubrist, bei Asp-Käshalde nördlich Seebach, am Büliberg, ferner im Gebiet von Esslingen - Grünigen aufgefunden werden.

3. Stinkkalke

Es sind dies braungelbe bis schwärzliche, reine Kalke (90–95 % CaCO_3) von 10–30 cm Mächtigkeit, hervorgegangen aus einer Seekrei-

¹ Siehe N. Pavoni: Geologie der Zürcher Molasse zwischen Albiskamm und Pfannenstiel. Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, Jahrgang 102, Abhandlung 5, 1957, S. 117–315.

deablagerung. Dass es sich um limnische Bildungen, d.h. um eine Ablagerung in einem See handelt, darauf hin weisen unter anderem die Fossilien, die stellenweise in grosser Menge darin vorkommen. Es finden sich darin Posthornschncken (*Planorben*), Sumpfschncken (*Lymnaeen*) und *Melanien*, hie und da Teichmuscheln (*Unio*), ferner auch Ueberreste von *Chara*-Algen, selten auch fossile Knochen von Fischen und Sumpfschildkröten, alles Organismen, die in stehendem Süsswasser leben. Wir erhalten dadurch erneut interessante Hinweise über die Verhältnisse, unter denen die Molassesedimente abgelagert wurden. Die bräunliche Färbung wird hervorgerufen durch den Gehalt an organischer Substanz. Zerreibt man ein, wenn auch noch so kleines Stück dieses Kalkes, so macht sich sofort ein starker, petrolartiger Geruch bemerkbar. Diese typische Eigenschaft hat dem Gestein den Namen gegeben: Stinkstein, Stinkkalk (H.C. Escher von der Linth, 1795).

Die nächstgelegenen Vorkommen von Stinkkalken finden sich im Heslibach ob Küsnacht, Kote 560 m, und im Küsnachtertobel, Kote 540 m.

4. Algenkalke

Im Bach, der vom Esslingerberg (südlich Ausser-Vollikon) gegen Felsengrund fliesst, findet sich auf Kote 530 m (Koord. 696,25/237,23) ein etwa $\frac{1}{2}$ m mächtiger, knolliger, sehr zäher, brauner Kalk. Die Knollen sind erbs- bis faustgross und konglomeratisch miteinander verbacken. Im Querschnitt – am besten im polierten Anschliff – zeigen die meisten Knollen konzentrische Strukturen. Es handelt sich um fossile Blaualgenknollen (*Rivularia* sp.). Derartige Algen finden sich heute in klaren Gewässern, z.B. im Bodensee und im Untersee.

e) Molassekohlen

Es ist zu unterscheiden zwischen autochthonen, d.h. durch Anhäufung organischen Materials «an Ort und Stelle» in Sumpfgebieten entstandenen Kohlenflözen und allochthonen, d.h. verfrachteten Schwemmkohlen.

Berühmt und seit dem 16. Jahrhundert bekannt ist jenseits des Sees das Kohlenflöz von Käpfnach-Gottshalden. Bis 1945 sind in diesem ältesten und grössten Molassekohlenbergwerk der Schweiz gegen eine halbe Million Tonnen Kohle gefördert worden. Es gelang uns 1953, das Käpfbacher Kohlenniveau auch auf der rechten Zürichseeseite, im Bach, der von Uetikon gegen Dollikon hinunterfliesst, auf Kote 425 m (Koord. 693,11/235,55) aufzufinden. Das Niveau liegt etwa 10 m unter der mächtigen Ophiolith-Nagelfluh von Uetikon, welche

die Terrasse von Uetikon-Kirchbühl-Kleindorf bis Auf Dorf-Männedorf bildet. Die Auffindung des Niveaus dürfte allerdings nur von rein geologischem Interesse sein, denn das Flöz ist taub. Das Flöz liegt schichtenmässig 60–65 m unter dem Meilener Kalk. Wirtschaftlich ganz ohne Bedeutung, für den Geologen aber recht aufschlussreich sind die Schwemmkohlen, die wir hie und da nesterweise in Knauersandstein und Nagelfluhbänken antreffen. Es sind fossile, zusammengeschwemmte Ueberreste von Aesten, Stämmen und Blättern die zu kleinen bis kopfgrossen Stücken reiner, schwarzglänzender Kohle umgewandelt wurden. Kohleführend sind im Gebiet von Meilen: Die Knauersandsteinbank im Mülhölzli, Kote 535 m, ferner die Sandsteinbank, die vom Holländer, Höhe 555 m, über Chessler, 560 m gegen Hinter Brand, 570 m, zieht. Sie lieferte seinerzeit guterhaltene Versteinerungen von Blättern (s. Abb. 6).

f) Vulkanische Tuffe

Im Küsnachter Tobel konnte im Jahre 1955 vom Verfasser eine Lage vulkanischen Tuffs entdeckt werden. Es handelt sich um einen Bentonithorizont von durchschnittlich 10 cm Mächtigkeit. Die Tuffschicht liegt auf Kote 510 m an der Basis des Wulphügels (Koord. 688,07-688,26/241,75 - 241,96). Sie kann auf dieser Höhe auf beiden Seiten des Tobels wie auch in den Tobeln der beiden Nebenbäche, welche linksseitig am Fusse des Wulphügels in den Dorfbach münden, mehrere hundert Meter weit verfolgt werden. Die grösste Mächtigkeit von 16 cm wurde am Nordabfall des Wulphügels gefunden.

Es handelt sich um eine Schicht vulkanischer Asche, die durch eine grosse vulkanische Eruption ausgeblasen und durch den Wind über ein grosses Gebiet, möglicherweise mehr als 100 km weit, verweht

Abb. 4 Charakteristische Terrasse bei Unot. Blick vom künstlichen Hügel des Wasserreservoirs bei Banholz gegen Südosten über die ebene Terrassenfläche. Rechts Abfall der Terrasse Richtung See. Links Hohenegg, Geländestufe im Uebergang zur nächst höheren Terrasse. Es ist stets dieselbe Sandsteinbank, welche die Unterlage der Felder im Mittelgrund bildet. Sie liegt stratigraphisch ca. 85 Meter über dem Niveau des Meilener Kalkes (vergl. Abb. 6). Mit dem Gefälle der Sandsteinschicht fällt die Terrassenfläche leicht nach Nordwesten ab. Leider sind die meisten Terrassen im Gebiet von Meilen durch den Eingriff des Menschen, d.h. durch Ueberbauung mit Häusern und Strasseneinschnitte, bereits weitgehend zerstört. Möge es gelingen, die eine oder andere Terrasse der Nachwelt ungeschmälert zu erhalten! (S. 127 oben)

Abb. 5 Aufschluss im Knauersandstein an der Au-Strasse bei Stocklen. Die Sandsteinbank bildet die Unterlage der Stocklenterrasse. (S. 127 unten)



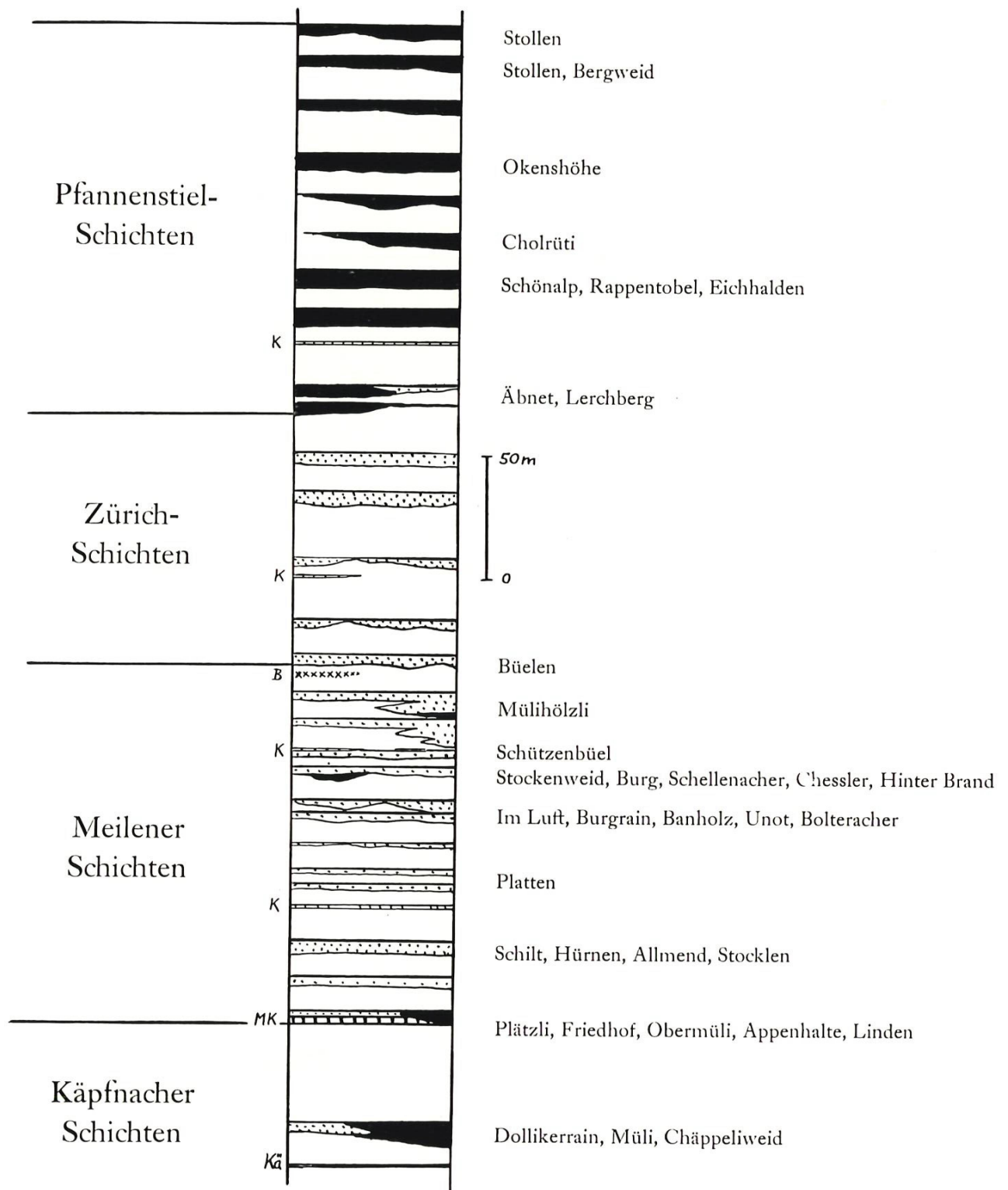


Abb. 6

wurde, bevor sie sich absetzte. Das Material bestand aus feinzerstäubtem, vulkanischem Glas, das später zu Montmorillonitton, sogenanntem *Bentonit*, verwitterte. In den letzten Jahren wurden weitere Vorkommen dieses selben vulkanischen Horizontes gefunden, so im Erlentobel auf Kote 545 m, jenseits des Pfannenstiels im Tobel ob Maur auf Kote 520 m, am Milchbuck, im unteren Reppischtal und andern Lokalitäten. Man weiss heute noch nicht, wo die Eruptionsstelle sich befand.

Ein weiterer vulkanischer Tuffhorizont konnte letztes Jahr am Osthang des Albis, ob Leimbach, aufgefunden werden. Er liegt stratigraphisch (vergl. S. 121) etwa 130 m über dem Küsnachter Bentonit und ist damit wesentlich jünger als dieser. Der Leimbacher Tuff ist in seiner chemischen Zusammensetzung dem Küsnachter Tuff verwandt. Es handelt sich ebenfalls um einen verwitterten, sauren Glasaschentuff.

Durch das Vorkommen dieser vulkanischen Bildungen innerhalb der Zürcher Molasse ist ein wenigstens zweimaliges, zeitlich deutlich getrenntes Auftreten vulkanischer Aktivität während der Ablagerung der OSM nachgewiesen.

Die Landschaft zur Zeit der Ablagerung der Molasseschichten

Auf Grund der verschiedenen Gesteinsarten und anhand der in den Molasseschichten auftretenden Versteinerungen können wir uns — dem Aktualitätsprinzip folgend (vergl. S. 121) — ein recht gutes Bild von der Landschaft der Molassezeit machen.

Seien wir uns bewusst, dass die Landschaft und die Vorgänge, die wir im folgenden kurz zu schildern versuchen, 10–15 Millionen Jahre zurückliegen! Kein Mensch kann sich solche Zeiträume vorstellen. Es sei daher zuvor ein kleiner Vergleich gestattet: Der höchste Punkt am Pfannenstiel liegt laut Uebersichtsplan der Gemeinde Meilen 852,8 m über Meer, somit 446,8 m über dem Zürichsee. Setzen wir diese 450 m Gesteinssäule den 15 Millionen Jahren gleich, so erscheinen im Ver-

Abb. 6 Stratigraphisches Sammelprofil durch die Schichten der Oberen Süsswassermolasse zwischen Zürichsee und Pfannenstiel. Schwarz: Nagelfluhbänke. Punktiert: Knauersandsteinbänke. Weiss: Mergel und Mergelsandsteine. Kleine Kreuze: Küsnachter Bentonit (B). K = Kalke, MK = Meilener Kalk, Kä = Käpfbacher Kohlenhorizont. Bei den auf der rechten Seite des Profils aufgeführten Lokalitäten ist die betreffende Schicht entweder gut aufgeschlossen oder sie bildet die direkte Unterlage der genannten Terrasse.

gleich dazu die 1963 Jahre unserer Zeitrechnung wie die obersten 6 cm dieser Gesamthöhe! Die rund 6000 Jahre menschlicher Geschichte sind im Vergleich zu den in Frage stehenden Zeiträumen wie die Humusdecke an einer Stelle, wo sie sehr dünn ist, im Vergleich zur Gesamthöhe des Pfannenstiels!

Was zunächst überrascht, ist die Tatsache, dass die 500 m mächtigen Sedimente, die im Gebiet von Meilen vom Zürichsee bis zum Pfannenstiel hinauf aufeinanderfolgen, in ihrer Ausbildung und Entstehungsweise eine ganz erstaunliche Einheitlichkeit aufweisen (vergl. Abb. 6). Dies gilt überhaupt für die gesamte Obere Süßwassermolasse (OSM). Irgendwelche wesentliche Unterschiede in der generellen faziellen² Ausbildung der Gesteine zwischen den tieferen und höheren Partien der OSM lassen sich nicht feststellen. Gerade dieser Umstand muss bei einer, gegen 1000 m mächtigen Gesteinsserie auffallen, sollte man doch annehmen, dass allein schon durch die Ablagerung einer solch mächtigen Schichtserie sich Differenzen in den Ablagerungsbedingungen zeigen müssten. Insbesondere müssen die Reliefverhältnisse zur Zeit der Molassesedimentation im grossen stets die gleichen gewesen sein. So zeigen die Knauersandstein- und Nagelfluhrinnen, welche in unserem Gebiet kaum je 10 m Mächtigkeit überschreiten, dass die Molasseflüsse ihren Lauf meist weniger als 10 m tief in die umgebende Landschaft eingeschnitten hatten. Dafür waren es meist breite Flussbette. Dieser Umstand und das beobachtete weite Durchziehen gewisser Schichten verhelfen uns zu wichtigen Schlussfolgerungen über das Aussehen der Landschaft zur Zeit der Ablagerung der Oberen Süßwassermolasse. Eine weitausgedehnte, äusserst flache *Schwemmlandebene* erstreckte sich am Fusse des damaligen Alpengebirges, weit gegen Norden über das Gebiet des heutigen Faltenjura hinweg, welcher damals noch nicht existierte. Zudem lag der miozäne Alpenrand noch beträchtlich weiter im Süden als heute. Die Schwemmlandebene reichte von Lyon im Westen bis gegen Wien im Osten. Die Existenz einer so weiten, flachen, kaum durchtalten Ebene während vielen Jahrmillionen und die Tatsache, dass es trotz der allmählichen Anhäufung mächtiger Sedimentmassen nie zu einer stärkeren Durchtalung gekommen ist, die Ablagerungshöhe somit nur unbedeutende Schwankungen erfuhr, zwingen uns zur Annahme, dass der Molassetrog der jüngeren Miozänzeit sich langsam, aber ständig abgesenkt haben muss. Diese Ab-

² Unter der Fazies (lat. facies = Gesicht) eines Gesteins versteht man die Gesamtheit aller Merkmale des Gesteins, wie z.B. Ausbildung der Mineralien, Fossilinhalt, welche Rückschlüsse über Entstehungsort und -weise des betreffenden Gesteins zu ziehen erlauben.

senkung war eine Kompensationsbewegung zum langsamen, steten Emporsteigen des gesamten Alpenkörpers. Sie erfolgte so langsam, dass die Absenkungsbeträge durch die Ablagerungen der alpinen Flüsse wettgemacht wurden. Die Absenkungen waren in gewissen Zonen, wenigstens zeitweise, stärker als in den übrigen Gebieten. Diese Absenkungen haben in erster Linie die Verteilung des Geschiebematerials im Vorland draussen dirigiert und so das Bild der Molassesedimentation gezeichnet.

Welches war die ursprüngliche Ablagerungshöhe der obermiozänen Molassesedimente? Auch darüber lassen sich einige Aussagen machen. Obwohl wir in der Zürcher Molasse keine eindeutigen marinen Spuren gefunden haben, lässt sich doch mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die Sedimentation des OSM nicht viel über Meereshöhe erfolgte.

Die Schwemmlandebene im Vorland der Alpen wurde, sei es im Gefolge von Hochwasser oder von Absenkungsvorgängen im Molasse-trog, immer wieder von grossen Ueberschwemmungen heimgesucht, während welchen vorwiegend die mergelhaltigen Gesteine der Molasse abgelagert wurden. Auf diese Ueberschwemmungsperioden folgten Zeitabschnitte, in denen weite Landstriche vollständig trocken lagen. Das vorhandene Wasser sammelte sich in vereinzelter Rinnsalen, welche sich ihrerseits zu Flüssen vereinigten, die sich wegen des ausserordentlich geringen Gefälles nur sehr wenig, kaum einige Meter in die Schwemmlandebene einzutiefen vermochten. In den breiten Rinnen pendelte der Fluss hin und her, schuf Sekundärrinnen, schüttete sie wieder zu, erweiterte seitlich sein Bett und lagerte das weggerissene Mergelmaterial als Mergelgeröll irgendwo in seinem Lauf wieder ab. Durch den fluviatilen Transport wurde das Sand- und Kiesmaterial gewaschen. Aus den Ablagerungen in den miozänen Flussbetten entstanden die Knauersandsteine und Nagelfluhen der Zürcher Molasse.

Weil es vorwiegend in den Perioden geringer oder fehlender Schüttungsintensität überhaupt zu Rinnenbildung kam und sich die Aktivität des Wassers und die damit verbundenen Veränderungen nur auf diese Rinnen beschränkte, möchte ich diese Perioden als *Rinnenphasen* der Molassesedimentation bezeichnen. In den Rinnenphasen der jüngeren Miozänzeit lagen weite Landstriche trocken und erfuhren, je nach der Dauer der Phase, eine mehr oder weniger intensive Verwitterung und teilweise Erosion, die höchstens einige Meter erreicht haben dürfte. Verwitterungserscheinungen wie Rotfärbungen, Roterdebildungen, auffallend karbonatarmer Schichten, fossile Trockenrisse u.a. können in den Molassesedimenten häufig beobachtet werden. Die gut

erhaltenen Helizidenschalen beweisen, dass die Schnecken einst dort an Ort und Stelle gelebt haben. Ebenso konnten überall zerstreut im Untersuchungsgebiet Reste von Landtieren und Landpflanzen gefunden werden. In den auf die Rinnenphasen folgenden schüttungsintensiven *Ueberschwemmungsphasen* wurden vorerst die bestehenden Rinnen aufgefüllt. Diese waren schon von der Rinnenphase her teilweise mit gut gewaschenem Sand und Kies in mannigfaltiger Lagerung erfüllt. Der Rest der Rinne wurde nun rasch und einheitlich mit gröberem Material aufgefüllt, wobei sich ein gewisser Tongehalt als Folge der Trübung des Flusswassers während des Hochwassers bemerkbar macht. In der Hauptphase der Ueberschwemmungen wurden die flachen Gebiete beidseitig der Rinne weiträumig überschwemmt und blieben mit Wasser bedeckt. In diesen flächenhaft überfluteten Gebieten gelangte der Grossteil der mergelhaltigen Gesteine zum Absatz, wie dies vergleichsweise Beobachtungen bei heutigen Ueberschwemmungen, zum Beispiel des Po, deutlich zeigen. Somit gelangten gerade in Zeiten starker Schüttungsintensität vorwiegend die Mergelsandsteine und die gewöhnlichen Mergel zum Absatz.

Während der Ablagerung der Zürcher Molasse konnte aber auch der Fall eintreten, dass nach einer grossen Ueberschwemmung weite Gebiete wegen des fehlenden Gefälles noch lange Zeit mit Wasser bedeckt blieben. Es entstanden ausgedehnte Sümpfe und untiefe Seen, in welchen das Wasser nur eine ganz leichte Strömung besass. Es kam hier somit nicht zur Entstehung von Rinnen, welche das Gebiet kanalisiert und entwässert hätten. Die flächenhafte Wasserbedeckung blieb über längere Zeit erhalten oder vermochte sich sogar noch weiter auszudehnen. An Stelle der Rinnenphase trat eine *limnische Phase* (Seen-Phase). In gewissen Fällen, wo, wie beim Meilener Kalk, die Wasserfläche sich über hunderte, ja mehr als tausend Quadratkilometer ausdehnte, waren wohl tektonische Vorgänge mitverantwortlich: Einsenkung des Molassetroges in erster Linie, verbunden mit der beginnenden ersten leichten Heraushebung des Juragebirges und der damit verknüpften vollständigen Unterbindung des Gefälles. Diese Seen sind natürlich nicht zu vergleichen mit den heutigen Seen des Mittellandes. Sie waren wohl sehr ausgedehnt, aber ganz untief und äusserst flachgründig; denn sie stellten nichts anderes dar, als unter Wasser gesetzte Abschnitte der Schwemmlandebene.

Es dürfte von Interesse sein, noch einige Ueberlegungen über die Sedimentationsgeschwindigkeit anzustellen. Für die Ablagerung der gesamten etwa 1000 m mächtigen OSM kann nach den heutigen Kenntnissen ein Zeitraum von etwa 4–8 Millionen Jahren angenommen

werden. Es ist aber falsch, die Zahl der Jahre einfach durch die Schichtmächtigkeit zu dividieren und so für die Ablagerungszeit pro Zentimeter Sediment eine durchschnittliche Anzahl von Jahren zu errechnen. Wir haben gesehen, dass die Molassesedimente ganz verschieden rasch abgelagert worden sind. Betrachten wir zum Beispiel das gut aufgeschlossene Falätschenprofil: 75 % der Gesteine sind rasch abgelagerte Inundationssedimente (= Ueberschwemmungsablagerungen, deren Sedimentation im Vergleich zu den Millionen von Jahren sozusagen keine Zeit beanspruchte. Die Entstehung der restlichen 25 % hat lange Zeiträume umfasst. Auf 100 m Schichtmächtigkeit treffen wir im Profil der Falätsche mit auffallender Regelmässigkeit ungefähr 12 deutliche Erosionsdiskordanzen und etwa 15 bituminöse Horizonte, die ebenfalls einen Unterbruch in der Molassesedimentation andeuten. Nehmen wir für die 1000 m Mächtigkeit 120 bis 150 Erosionsdiskordanzen an, welche je einer Rinnenphase entsprechen, so erhalten wir als mittlere Dauer einer solchen Phase 40 000 bis 50 000 Jahre. Die Sedimentation der Molasse war, wie auch aus diesen Zahlen hervorgeht, unterbrochen von langen Zeiträumen der Ruhe, ja selbst beträchtlicher Erosion.

Die Gliederung der Molasseschichten im Gebiet von Meilen

Die Molasseschichten im Gebiet von Meilen gehören zur Zürcher Molasse, d.h. im weitern Sinne zur Oberen Süsswassermolasse des Kantons Zürich. Eine Gliederung der recht monotonen Molasseschichten fällt nicht so leicht. Doch ist gerade das Gebiet zwischen Zürichsee und Pfannenstiel dafür am besten geeignet. Auch ist das Zürichseegebiet bis heute das einzige Gebiet in der Oberen Süsswassermolasse der Ostschweiz, wo wir mit Hilfe von guten Leithorizonten ein lückenloses Profil vom Südrand der Mittelländischen Molasse bis zum Jura-fuss durchgehend verfolgen können. Durch die 1960 durchgeführte Tiefbohrung ob Küsnacht sind wir auch nach der Tiefe hin über die Schichtabfolge recht gut orientiert (s. unten).

Eine erste Gliederung ergibt sich durch den wichtigen Leithorizont des Meilener Kalkes, der zu einem Niveau gehört, das aus dem Gebiet von St. Gallen im Osten bis zur Reuss im Westen und bis gegen die Lägern hin im Norden verfolgt werden kann! Mit dem Meilener Kalk beginnen die sogenannten *Meilener Schichten*, die im Gebiet von Meilen ca. 150 m mächtig sind (vergl. Abb. 6). Zuoberst enthalten die Meilener Schichten noch den vulkanischen Horizont des Küsnachter Bentonites. Ueber dem Küsnachter Bentonit folgen ophiolithreiche z.T.

konglomeratführende Sandsteine, welche den Beginn der *Zürich-Schichten* charakterisieren. Die Zürich-Schichten sind im Gebiet von Meilen etwa 100 m mächtig. Mit der mächtigen Nagelfluhschüttung im Aebnet ob Wetzwil beginnen die nagelfluhreichen *Pfannenstiel-Schichten*, die am Pfannenstiel ca. 170 m mächtig sind. Ueber den Pfannenstiel-Schichten liegen am Uetliberg die höchsten Molasseschichten, die sogenannten Uetliberg-Schichten. Die Schichten der OSM unterhalb des Meilener Kalkes werden als *Käpfbacher Schichten* bezeichnet, da in ihrem oberen Abschnitt das Kohlenniveau von Käpf nach liegt, das zahlreiche Fossilfunde von Säugetieren geliefert hat.

Wir gelangen damit zu folgender Gliederung der Zürcher Molasse:

Obere Abteilung der OSM	Uetliberg-Schichten Pfannenstiel-Schichten
Mittlere Abteilung der OSM	Zürich-Schichten Meilener Schichten
Untere Abteilung der OSM	Käpfbacher Schichten

Ueber die Abfolge der Schichten nach der Tiefe hin, hat uns die Tiefbohrung «Küsnacht 1» bei Limberg ob Küsnacht (Koor. 689'296/241'485), 641,96 m über Meer, ausgeführt vom 13. April 1960 bis 17. Juni 1960, wertvolle Anhaltspunkte geliefert (s. Abb. 1). Darnach sind die Molasseschichten am Pfannenstiel rund 3000 m mächtig. Das heisst, in einer Tiefe von etwa 2500 m unter dem Spiegel des Zürichsees folgen erst die Kalkschichten der oberen Juraformation, die am Südrand des Juragebirges auftauchen und zum Beispiel den Kamm der Lägern aufbauen.

Die Lagerung der Gesteinsschichten im Gebiet von Meilen

Wie wir gesehen haben, wurden die Molasseschichten im Gebiet von Meilen zwischen Zürichsee und Pfannenstiel im Verlaufe langer Zeiträume abgelagert. Ort ihrer Entstehung war die riesige, flache Schwemmlandebene am Fusse des tertiären Alpengebirges. Allerdings sah diese ganz anders aus als heute. Säntis, Churfürsten, Glärnisch, Pilatus, überhaupt die ganzen nördlichen Kalkalpen existierten noch nicht. Der Alpenrand lag viel weiter im Süden als heute. Im Norden gab es noch keinen Faltenjura; er entstand erst viel später.

An verschiedenen Stellen mündeten von Süden her Flüsse in die Schwemmlandebene und lagerten da ihr Schuttmaterial ab, so etwa

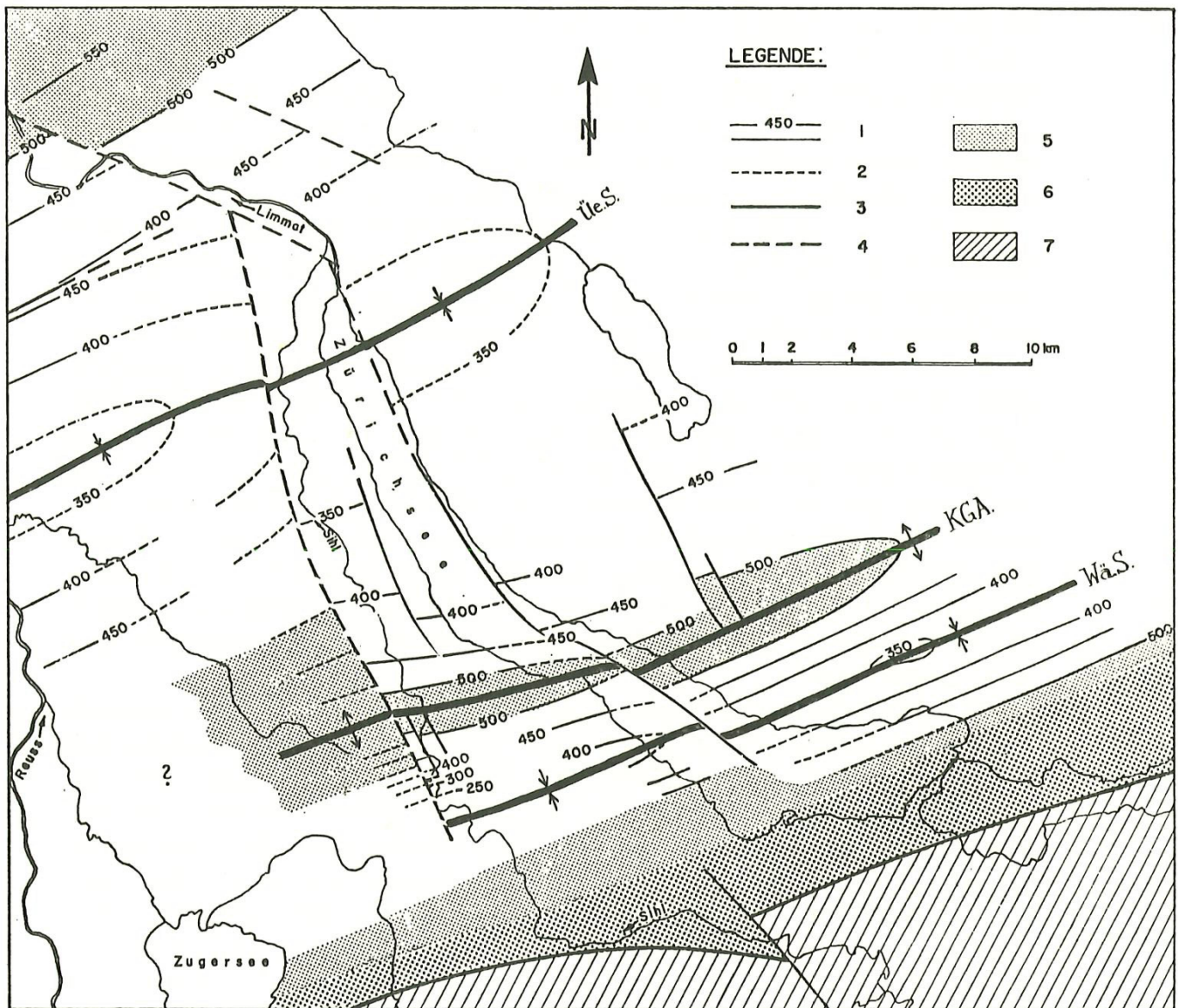


Abb. 7 Tektonisches Kärtchen des Zürichseegebietes und seiner weiteren Umgebung. Höhenkurven gezeichnet auf dem Niveau des Meilener Kalkes. Legende: 1 — Höhenkurven gesichert, Zahlen = Meter über Meer, Aequidistanz 50 Meter. 2 — Höhenkurven auf Grund stratigraphischer Zusammenhänge vermutet. 3 — Bruchlinien nachgewiesen. 4 — Bruchlinien vermutet. 5 — Meilener Kalk topographisch höher als 500 Meter liegend. 6 — Obere Meeresmolasse und Untere Süsswassermolasse im Südschenkel des mittelländischen Molassetroges. 7 — Subalpine Molasse. Kräftige Striche mit Querpfeilen: Antiklinal- und Synklinalachsen, Ue.S. = Uetliberg-Synklinale, KGA. = Käpfnach-Grüninger Antiklinale, Wä. S. = Wädenswiler Synklinale.

im Gebiet des heutigen Napf, die Uraare, die ihr Einzugsgebiet im Oberen Wallis und im Tessin hatte. Im Gebiet des Zürcher Oberlandes mündete während Jahrmlionen ein weiteres grosses Flusssystem, *der Urrhein*, der sein Einzugsgebiet im Bündnerland hatte. Das berichten uns die Nagelfluhgerölle am Pfannenstiel, denn wir finden darunter Gesteine, die sogar aus dem Oberengadin stammen.

Wir wissen ferner, dass die Molassesedimente nur wenig über dem Meeresniveau abgelagert wurden, und dass sie ursprünglich praktisch horizontal gelagert waren. Die Schichten liegen jedoch am Pfannenstiel heute 850 m über Meer, das heisst mit anderen Worten, die Molasse wurde im Gebiet des Zürichsees um mehr als 1000 m gehoben. Diese *Hebung* steht im Zusammenhang mit der letzten Phase gewaltiger Zusammenpressung im Alpengebiet, die zum Bau des heutigen Alpengebirges führte und die auch den Faltenjura geschaffen hat. Sie bedeutete für das Molasseland eine vollständige Umwälzung: aus einem Ablagerungsgebiet, wohin die Flüsse einst ihr Material brachten, wurde es zum Erosionsgebiet, aus welchem die Flüsse Material abtrugen und entfernten. Mit dieser Umwälzung, die sich vor wenigen Millionen Jahren abspielte, beginnt erst die Geschichte unserer heutigen Landschaft.

Die Schichten wurden aber nicht nur gehoben, sie wurden zugleich auch schiefgestellt, flach gefaltet und erst noch entlang Bruchflächen relativ zueinander verschoben (s. Abb. 7). Betrachten wir die Schicht des Meilener Kalkes: Sie steigt beim Plätzli (Feldmeilen) aus dem See auf, gewinnt über Uetikon gegen Süden, sanft aber gleichmässig mit 2–3 % Steigung an Höhe bis Männedorf-Auf Dorf. Hier liegt sie bereits in 535 m Höhe. Von da weg senkt sie sich nach Süden ab, zieht mit 12 % südlichem Gefälle durch das Rebgebiet des Lattenberges und taucht bei Hotwil unter das Niveau des Sees, um erst bei Feldbach wieder aus dem See aufzusteigen. Die Schichten bilden also zwischen Stäfa und Meilen ein grosses, flaches Gewölbe, dessen Scheitel in Ostnordost-West südwest-Richtung von Grüningen über Männedorf - Käpfnach - Station Sihlbrugg gegen Hausen am Albis zieht: *Die Käpfnach-Grüninger Antiklinale*. Unter Stäfa bilden die Schichten eine flache Mulde, die in ihrer Längserstreckung von Bubikon über Stäfa nach Wädenswil zieht: *Die Wädenswiler Synklinale*. Bei Zürich folgt die breite flache Mulde der *Uetliberg-Synklinale*.

Neben dieser weiträumigen, leichten Faltung erfuhr die Zürcher Molasse auch eine Zerbrechung. Schollenartig sind im Bereich der späteren Zürichtalung und im Glattal mächtige Gesteinspakete vertikal und horizontal aneinander verschoben worden. Die bumerangähnliche

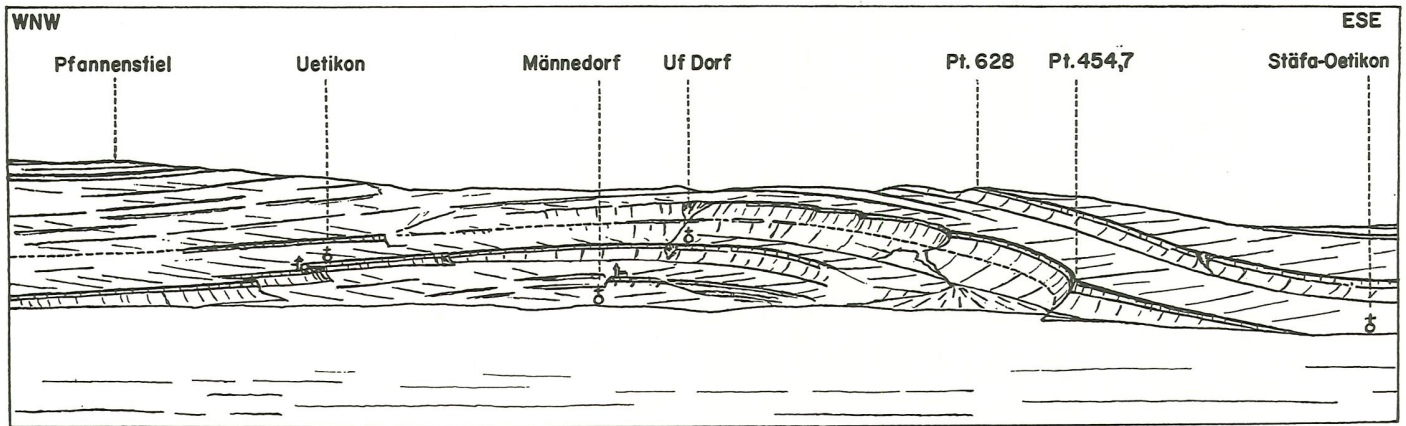


Abb. 8 Die Klus von Männedorf, gesehen vom linken Seeufer. Vereinfachte schematische Darstellung. Das Zürichseetal durchbricht zwischen Stäfa und Meilen einerseits und Wädenswil und Horgen andererseits die flache Molasseantiklinale, die sog. Käpfnach-Grüninger Antiklinale (vergl. Abb. 7), und bildet hier eine Klus. Gestrichelt das Niveau des Meilener Kalkes. Pt. 628 und Pt. 454,7 sind Punkte des Topographischen Atlases der Schweiz (Siegfried-Atlas).

Form des Zürichsees und der Zürichseetalung lässt sich durch dieses tektonische Bild der Molasse sehr gut erklären: Der südliche Teil des Sees im Abschnitt Richterswil-Rapperswil ist bedingt durch den Verlauf der Käpfnach-Grüninger Antiklinale und durch die Wädenswiler Synklinale (s. Abb. 7). Der nördliche Teil von Thalwil gegen Zürich ist bestimmt durch die Zerbrechung und Zerklüftung der Molasse in Nordnordwest-Südsüdost-Richtung. Im Abschnitt Wädenswil/Stäfa - Horgen/Meilen durchbricht das heutige Zürichseetal die -Käpfnach-Grüninger-Antiklinale in der *Klus von Männedorf* (s. Abb. 8).

Gewaltige Vorgänge haben sich abgespielt seit jener Umwälzung, da das Molassegebiet zum Erosionsgebiet wurde. Riesige Massen von Molassegestein wurden durch die Flüsse und später durch die Gletscher abgetragen. So reichte die Front der Hohrone einst mehr als zwei Kilometer weiter nach Norden als heute. Ueber dem Albisgrat sind 500–600 m Molasse abgetragen worden, am Pfannenstiel ein noch grösserer Betrag. Und doch wissen wir über die Vorgänge von Ende der Molassesedimentation bis zum Eintritt der Eiszeit nur sehr wenig, denn es fehlen unsere Zeugen, die Gesteine! Vor rund 600 000 Jahren sind dann die Gletscher zum ersten Mal aus den Alpen ins Mittelland vorgestossen und vor zirka 12 000 Jahren hat sich der Linthgletscher aus dem Gebiet von Meilen zurückgezogen, und damit hat für den Geologen bereits die Gegenwart begonnen.

WALTER GESSNER

- 1900 Am 23. Mai in Aarau geboren.
1919/20 Ecole des beaux arts in Genf (Lehrer J. Martin).
1921 Bekanntschaft mit Maler Paul Bodmer.
1920/21 Kunstgewerbeschule Basel (Lehrer Albrecht Meyer).
1922/26 In Aarau. Freie und angewandte Arbeit (Kasten, Kachelöfen u.a).
1923 Sommeraufenthalt in Avignon.
1926/30 In Schafisheim (Aarg.). Freies Arbeiten, 1928 unterbrochen durch eine Stellvertretung als Zeichenlehrer an der Bezirksschule Brugg.
1930/31 Wohnhaft in Paris.
1931/36 Im Neubühl in Zürich. Eintritt in die GSMBA. Bekanntschaft mit dem Maler Otto Meyer-Amden.
1937 Umzug nach Feldmeilen. Hilfslehrer für Zeichnen am kantonalen Lehrerseminar in Küsnacht.. Beteiligung an den Sektions- und Gesellschafts-Ausstellungen der GSMBA. Eigene kleine Ausstellungen in Zürich (Buchhandlung Bodmer) und Aarau (Gewerbehalle).
1954 40 Bilder im Kunsthaus Zürich.
1960 Gesamt-Ausstellung im Kunsthaus Aarau. Einige Reisen nach Italien und Frankreich.

Werke des Künstlers befinden sich in öffentlichem Besitz des Bundes, des Kantons und der Stadt Zürich, des Kantons Aargau und der Stadt Aarau, der Gemeinden Adliswil und Meilen. Wandbilder am Bezirksschulhaus Zurzach, in der Friedhofkapelle Männedorf und an einigen Privatbauten.

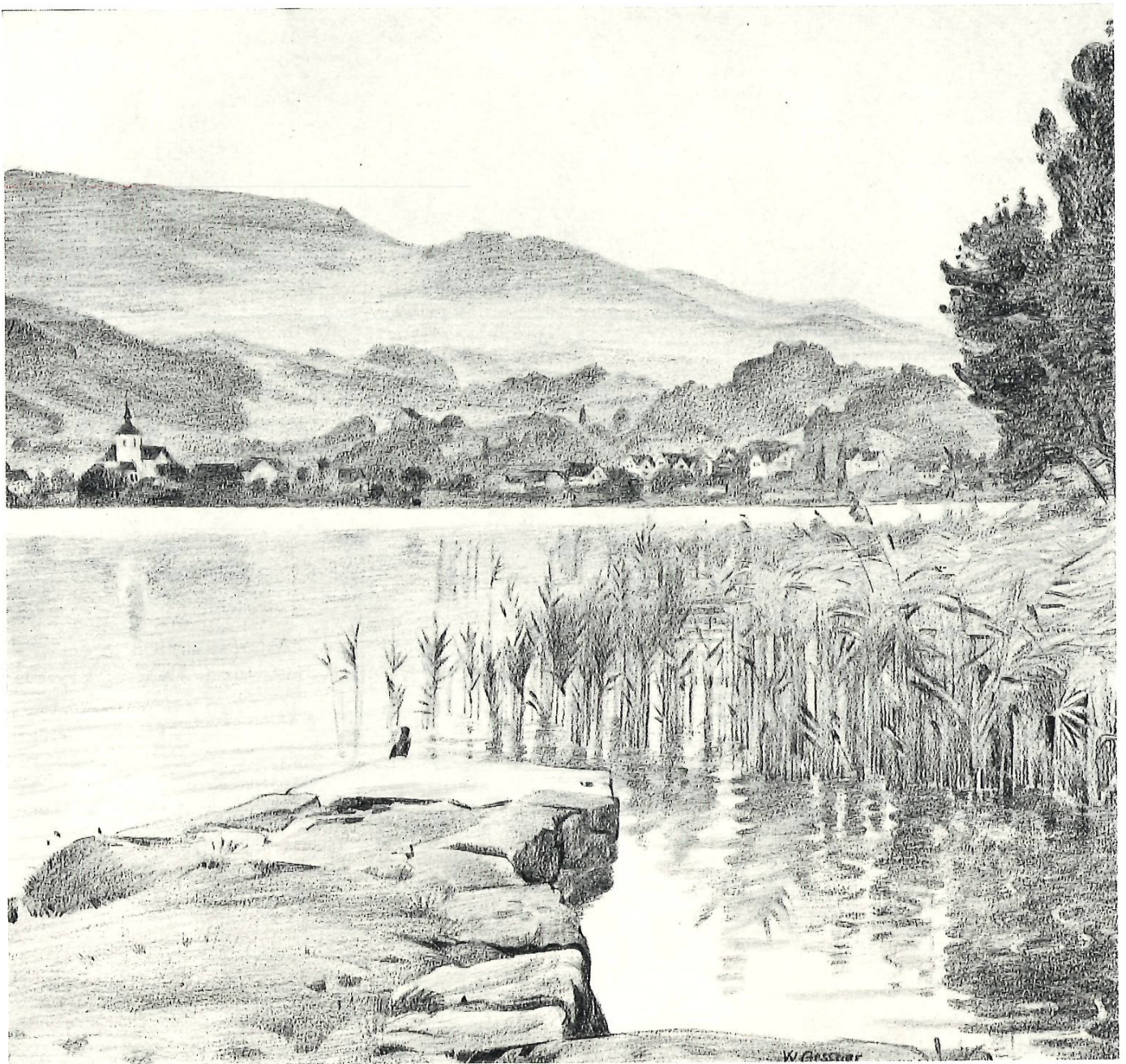
Die folgende Würdigung entnehmen wir dem Geleitwort zur Ausstellung Walter Gessner 1960 im Aargauer Kunsthaus in Aarau, von Konservator Guido Fischer, wie auch drei Abbildungen aus deren Katalog.

Kein lauter Ton stört die Einheit des dreieinhalb Jahrzehnte umfassenden Werks. Unsere lärmigen, ruhelosen Tage scheinen den Maler ebensowenig berührt zu haben wie die künstlerischen Auseinandersetzungen und Probleme des Jahrhunderts. Die Treue gegenüber den visuellen Erlebnissen vor der Natur, das treue Festhalten an den einmal als Meister erkannten Vorbildern, vor allem an Paul Bodmer, aber auch die unbeirrbar oder doch aus allen Zweifeln gestärkt hervorgehende Treue zum eigenen Wesen erscheinen und wirken in diesem Schaffen als wesentlichste Kraft. Wohl hat sich das Kolorit der Bilder nach dem Aufenthalt in Paris geändert. Der sachliche Charakter der ersten Gemälde geht allmählich in weichere, breitere, tonigere Malerei über. Aber die Gesinnung, die sich uns durch die Bilder mitteilt, die schlichte, diskrete Formulierung der Erlebnisse, das Zurückstehenwollen der Person des Malers hinter die Mannigfaltigkeit der Schöpfung, führt wie ein roter Faden von den frühen zu den letzten Arbeiten. Nie werden Farbe oder Form Selbstzweck. Sie bleiben Dienerinnen, um die Schönheit der Schöpfung zu lobpreisen. Eine Stifterischem Geist verwandte Besinnlichkeit spricht aus Walter Gessners Werk. Die zurückhaltende Behandlung der Kompositionselemente und die traditionsgebundene, von Hans Thoma und der Barbizon-Schule abgeleitete malerische Auffassung, stellen den Betrachter vor keine formalen Probleme. Dafür tritt die Reinheit des Ausdrucks, die zarte und menschliche Wärme des Werks um so unmittelbarer an ihn heran. Wohlbestellte Felder und Baumgärten, gepflegte Blumenbeete und zum beschaulichen Verweilen einladende Gartenwinkel, das in die Bodenwellen eingefügte Bauernhaus oder der die Häuser und Bäume überragende Kirchturm – dies sind die Themen der Landschaftsbilder. Aus allen spricht die Liebe zu einer festen und gesunden Ordnung, einer Ordnung, in der Mensch und Natur eng und harmonisch miteinander verbunden erscheinen. Mit der Harmonie des Geschehens stimmt jene der Farben überein. Nie zerreißt grelles Sonnenlicht die Landschaften in hell und dunkel kontrastierende Zonen; ein mildes Licht umwebt alles Sein.

Am reinsten kommt das jeder Aeusserlichkeit abholde, nach innen gewandte Wesen des Künstlers wohl in den Familien- und ganz besonders den Kinderbildnissen zur Geltung. Es ist ein liebevolles, behutsames Eingehen und Einfühlen in alle Feinheiten der Schöpfung, ein respektvolles Bekenntnis zu ihr, das zum Besinnen und Verweilen einlädt.



Winter im Schönacker 1946 (Oel)



Haab Ufenau 1953 (Kreide)

Maria mit Kind 1947 (Kreide)





Bildnis A. 1946 (Oel)



Wohnstube 1962 (Oel)



Rainer Maria Rilke

«Untere Mühle», Meilen



RAINER MARIA RILKE ALS GAST IN DER «UNTEREN MÜHLE»
ZU MEILEN

Von Charles Wunderly

Dem Wunsche der Schriftleitung nachkommend möchte ich einiges mitteilen aus jenen Tagen, wo wir die Freude und Ehre hatten, den Dichter Rainer Maria Rilke in der «Unteren Mühle» beherbergen zu dürfen. Dabei kann es sich nicht darum handeln, zu seinem dichterischen Werke Stellung zu nehmen. Vielmehr sei versucht, an Hand einiger Briefe und persönlicher Widmung darzutun, welche schöne Verbundenheit zwischen dem Dichter und unserer Familie bestand.

Nach Jahren unsteten Wanderns nahm Rainer Maria Rilke am 12. November 1920 erstmals längeren Wohnsitz in der Schweiz. Es war in Berg am Irchel, wo ein Landschlösschen ihm die Stille und Abgeschiedenheit brachte, die er sich wünschte. Als meine Mutter, Frau N. Wunderly-Volkart, ihm das Christfest bereitete, durften wir teilnehmen an seiner Freude. Wenige Wochen später, nämlich am 25. Januar 1921, schrieb er meinem Vater anlässlich des Todes von Herrn Hans Wunderly-v. Muralt (1842–1921):

Sehr geehrter Herr Wunderly-Volkart,
soeben erfahre ich den grossen Verlust, der Sie und die Ihrigen betroffen hat: glauben Sie an meine aufrichtige und herzliche Teilnahme. Möge das hohe Alter Ihres Vaters und der Umstand, dass sein körperliches Leiden in der letzten Zeit so sehr zugenommen hatte, Ihnen einen gewissen Trost gewähren. Im übrigen ist ja die Gnade schon an sich gross, so weit in das eigene Leben hinein den Vater erhalten zu sehen, besonders wenn man ihm, wie es Ihnen gewährt war, einen erwachsenen und tüchtigen Enkel erziehen durfte. Charlie's sicheres und verlässliches Wesen wird, dessen bin ich gewiss, dem alten Herrn bis in seine leidensten Tage hinein, eine tägliche Freude und Hoffnung gewesen sein!

Ihnen und Ihrem Hause bleibt in teilnehmendstem Gefühl zugetan
Ihr aufrichtig ergebener

Rainer Maria Rilke

Ein andermal schrieb er meinem Vater:

«Ich denke ganz besonders an meine Freunde in der Schweiz, welche mir in Jahren, die sonst für mich recht bodenlos gewesen wären, eine Gastlichkeit und Gastfreundschaft erwiesen haben, wie ich sie nur vom alten Russland, dem einstigen her, ungefähr kannte, eine

Gastfreundschaft, die über gefestigten Beziehungen, schon fast die Proportionen einer Heimatlichkeit angenommen hat. Und unter diesen Schweizer Freunden wiederum stehen (das muss ich Ihnen nicht versichern) die Bewohner der «Unteren Mühle» obenan.»

Im Juli 1921 begab sich Rainer Maria Rilke nach Sierre im Wallis und bezog alsbald den mittelalterlichen Turm in Muzot. In dieser selbstgewählten Einsamkeit, umgeben von der grossen Landschaft des Wallis und zehrend von den frugalen Erzeugnissen des Tales, vollendete er die Elegien und Sonette. Die Genugtuung, die er darob empfand, fasste er in den Zeilen des nachfolgenden Gedichtes. Es steht als Widmung im Exemplar der Duineser Elegien meiner Mutter:

Alle die Stimmen der Bäche,
jeden Tropfen der Grotte,
bebend mit Armen voll Schwäche
geb ich sie wieder dem Gotte
und wir feiern den Kreis.
Jede Wendung der Winde
war mir Wink oder Schrecken;
jedes tiefe Entdecken
machte mich wieder zum Kinde —
und ich fühle: ich weiss.
Oh, ich weiss, ich begreife
Wesen und Wandel der Namen;
in dem Innern der Reife
ruht der ursprüngliche Samen,
nur unendlich vermehrt.
Dass es ein Göttliches binde,
hebt sich das Wort zur Beschwörung,
aber, statt dass es schwinde,
steht es im Glühn der Erhörung
siegend und unversehrt.

Die erwähnten lyrischen Werke sind seither in die Weltliteratur eingegangen. Am Karfreitag 1923 schrieb Rilke meiner Mutter aus Muzot:

Hier, Jeudi, j'avais toute la journée votre beau-frère et son ami le Dr. W. Ai-je besoin de vous dire que j'étais touché de Heinrich Wunderly — , je crois avoir si bien compris sa nature qu'il m'était facile de lui rendre ce jour beau d'un bout à l'autre. Beaucoup de circonstances y collaboraient ... avec son écriture de musicien il inscript au «Gästebuch» «Ein Festtag!»

daß uns das Verbünden mancher
Sinn löst verspringen kann,
drängen wir uns in das Delikate
Fuglück der Carbonate
und ins Kloster der Chloride ein.

Wenn sich dann das überausst Gutachten
an uns ausgeliefert mißt,
geben die versprochenen Pläne
ihm Geheiß leichter zum.

noch wir manchen das Verbünden!
Und wir wollen, lieber Doktor, lassen,
daß die familiären und besten Hoffen,
die sich uns noch in der Welt gemessen,
der Begünstigung Glück verleihe!

(Freundhaftig brüderlich, als Heilwunder am festlichen
„Doktor“, Essen“ in der unteren Mühle am 24. Juli 1924.)

Rainer Maria Rilke

Und damit wird auch ausgesprochen, wozu die Begegnungen für uns jedesmal geworden sind. Schliesslich sei ein Gedicht wiedergegeben, das der Dichter beigetragen und uns vorgelesen hat, anlässlich einer kleinen Feier in der «Unteren Mühle» (als der Schreibende die Doktorwürde an der Abt. für Chemie der Eidg. Techn. Hochschule erlangt hatte).

Dass uns das Verbundene verrathe
seinen höchst verschwiegenen Verein,
drängen wir uns in das delikate
Eheglück der Carbonate
und ins Kloster der Chloride ein.
Wenn sich dann das überrascht Getrennte
an uns ausgeliefert weiss,
geben die erschrockenen Elemente
ihr Geheimnis leichter preis.
Doch wir meinen das Verbundensein!
Und wir wollen, lieber Doktor, hoffen,
dass Sie heimlichen verliebten Stoffen,
die sich nie noch in der Welt getroffen,
der Begegnung Glück verleihn!

(Freundschaftlich beigesteuert, als Teilnehmer am festlichen «Doktor-Essen» in der «Unteren Mühle» am 24. Juli 1924).

Am 25. Februar 1927 erlag der Dichter einer akuten Leukaemie in der Klinik von Valmont (Wallis). Mit dem Schenkungsvertrag vom 4. April 1951 zwischen Frau N. Wunderly-Volkart und der Schweizerischen Eidgenossenschaft, vertreten durch das Eidgenössische Departement des Innern, wurde das Schweizerische Rilke Archiv gegründet. Sein massgeblicher Grundstock wird gebildet durch mehr als 400 Briefe des Dichters an die Schenkerin.

GEDICHTE VON RAINER MARIA RILKE

Herbst

Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
als welkten in den Himmeln ferne Gärten;
sie fallen mit verneinender Gebärde.

Und in den Nächten fällt die schwere Erde
aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen.

Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.

Initiale

Aus unendlichen Sehnsüchten steigen
endliche Taten wie schwere Fontänen,
die sich zeitig und zitternd neigen.
Aber, die sich uns sonst verschweigen,
unsere fröhlichen Kräfte zeigen
sich in diesen tanzenden Tränen.



AUS DEM LEBEN UNSERER GEMEINDE

Chronik vom 1. Oktober 1962 bis 30. September 1963

1962

OKTOBER: Das *Sanatorium Hohenegg*, die weithin vorzüglichen Ruf geniessende private Nervenheilanstalt in Meilen, feiert am 6. Oktober sein *50-jähriges Bestehen*. 16 000 Patienten haben in diesem halben Jahrhundert auf der Hohenegg Aufnahme und ärztliche Betreuung gefunden. — Gleichentags begeht das bekannte *Handelshaus Wettstein* an der Bahnhofstrasse das Jubiläum des *80jährigen Bestehens*. — Im Rahmen eines schlichten Aktes im «Sternen» kann der Leiterin des Christlichen Friedens-Dienstes, Frau Dr. h.c. Gertrud Kurz, das finanzielle *Endergebnis der Aktion «Meilen hilft Levkas»* überreicht werden; zusammen mit dem Beitrag der Gemeinde von 10 000 Franken sind aus den verschiedenen Veranstaltungen, Sammel- und Verkaufsaktionen insgesamt 35 853.75 Franken zusammengefloßen, bestimmt für die Entwicklungshilfe auf der armen kleinen griechischen Insel Levkas im jonischen Meer. — Die Gemeindeversammlung vom 26. Oktober beschliesst in schöner Aufgeschlossenheit den *Einbau einer Gemeindebibliothek im «Bau»* an der Kirchgasse und bewilligt hierfür den Kredit von 110 000 Franken. Die altehrwürdige, vom früheren Leseverein, von der Mittwochsgesellschaft und vom Landwirtschaftlichen Verein getragene Gemeindebibliothek soll damit auf neuer Basis und in moderner Gestalt weitergeführt werden. — Die gleiche Gemeindeversammlung beschliesst die Schaffung einer neuen, sechsten *Lehrstelle im Schulhaus Feldmeilen* auf Frühjahr 1963 und genehmigt auch den *Beitritt zum Zweckverband «Schulpsychologischer Beratungsdienst des Bezirkes Meilen»*.

NOVEMBER: In einer Ersatzwahl am ersten Novembersonntag wird an Stelle des zurückgetretenen Herrn Willy Knapp, Bankbeamter, Lehrer *Ernst Sommer in die Kirchenpflege gewählt*. — Der unter dem Präsidium von Frau L. Stoll und unter der musikalischen Leitung von Lehrer J. Debrunner stehende *Frauenchor Meilen* begeht am 3. November in festlichem Rahmen seine *75-Jahrfeier*. Höhepunkt des Festkonzertes bildet die Aufführung des Werkes «Das Leben — ein Wandern» von Johannes Zentner durch den Frauen- und den Männerchor. — Im *Projektwettbewerb für ein Oberstufenschulhaus* auf der Allmend sind 33 Entwürfe eingegangen. Die Jury spricht den 1. Preis dem Architekten-Ehepaar Oskar und Fernande Bitterli-Jaggi (Herrliberg) zu, verbunden mit dem Antrag, die Projektverfasser mit der Weiterbearbeitung und Ausführung zu beauftragen. — Im *Gemeindeverein* ist ein *Präsidentenwechsel* zu verzeichnen: an die Stelle des nach vierjähriger Amtstätigkeit zurücktretenden Willy Graf (Obermeilen) tritt Josef Strebel (Feldmeilen).

DEZEMBER: Nach nahezu zweijähriger Bauzeit kann am 14. Dezember die neue *Doppelturnhalle im Dorf eröffnet* werden; es geschieht dies mit einer

Feier in Anwesenheit aller Schüler der beiden Dorfschulhäuser und zahlreicher geladener Gäste. Der Präsident der Baukommission, Schulpfleger J. Bauer, Schulpräsident H. Walther und Architekt H. von Meyenburg geben in Ansprachen der Freude über das gelungene Werk Ausdruck, dessen Baukosten rund 1,2 Millionen Franken betragen. — Am gleichen 14. Dezember, abends, vereinigt sich die ungewöhnlich grosse Zahl von 744 Stimmbürgern zu einer der *denkwürdigsten Gemeindeversammlungen*, die Meilen wohl je erlebt hat. Viereinhalb Stunden, bis über Mitternacht hinaus, dauern die Verhandlungen. Im Mittelpunkt des Interesses und der Diskussion steht die im Oktober mit 248 Unterschriften eingereichte sog. *«Motion Gisler»* für Erweiterung der Seeanlage, die während Wochen schon die Gemüter bewegt hat. Es rechtfertigt sich, auch in dieser Chronik festzuhalten, was die Motionäre verlangen: Ergänzung des Bebauungsplanes durch Aufnahme des Gebietes zwischen der Löwenhaabe, der Seestrasse, der Privatstrasse im «Höchlig» und dem See (umfassend 13 Grundstücke) als öffentliche Anlage, ferner zusammen mit dieser Ausscheidung gleichzeitig ein Projekt über die Ausführung eines Teilstückes dieser öffentlichen Anlage; die entsprechende Abänderung der Baulinien an der Seestrasse, die sofortige Rücknahme der von der Baukommission erteilten Baubewilligung für die Erstellung eines Mehrfamilienhauses am «Höchlig» sowie das Gesuch an die kantonale Baudirektion um Erlass eines auf 5 Jahre befristeten Bauverbotes für sämtliche Grundstücke. Nach über zweistündiger Diskussion kann zur Abstimmung geschritten werden; mit 525 : 209 Stimmen wird die Motion verworfen. — Ein von der Kirchenpflege veranstalteter *Zyklus von vier Männerabenden*, an denen prominente Referenten zum Problemkreis «Kirche und Staat» sprechen, findet erfreulich grossen Zuspruch, ebenso der erste, fünf Vorträge über Pakistan, Indien und Ceylon umfassende Zyklus der *Volkshochschule* Meilen-Herrliberg.

1963

JANUAR: Das wichtigste Ereignis dieses Monats auch für Meilen? Natürlich die *Seegfrörni*! Die während Wochen anhaltende Kälte lässt den See — erstmals wieder seit dem Jahre 1929 — zur Gänze zufrieren. Vom Obersee herunter gewachsen, ist die Gfrörni am 24. Januar total und auf das Wochenende vom 26./27. Januar kann der See bis auf die Linie Herrliberg-Oberrieden hinunter freigegeben werden. Ein glanzvoller, sonniger Sonntag wird zur grossen festlichen Seegfrörni-Première. Rund 150 000 Menschen wohnen ihr nach den Schätzungen der Polizei bei; allein zwischen Meilen und Horgen weilen darnach etwa 60 000 Menschen auf dem Eise. Die Gemeindebehörden zeigen Verständnis für die eislauffreudige Jugend, zu der sich in den folgenden Wochen auch ältere und alte Semester zählen; stets ist vor dem Strandbad eine weite Eislauffläche instandgehalten, abends von Scheinwerfern beleuchtet, und sogar für beschwingte Lautsprechermusik ist gesorgt. Denkwürdig bleibt auch das «Eisnachtfest» bei bissiger Kälte am zweiten Seegfrörni-Samstagabend. — Und was sonst noch geschah in diesem denkwürdigen Hornung? Am 17. Januar findet im «Löwen» bei Kerzenschein die vom Gemeinderat veranstaltete *Jungbürgerfeier* statt, von den volljährig gewordenen Söhnen und Töchtern selber gestaltet. — *«Chindegartezüglete»* verzeichnet die Chronik am 17. Januar. Mit fröhlichen Darbietungen nehmen unsere Kleinsten

Abschied von der bewährten «Baracke» auf dem Schulhausplatz, die ihnen so lange Heimstatt war, und übersiedeln in den neuen, der bereits im Dezember in Betrieb genommenen Turnhalle angegliederten *Doppelkindergarten*. — Begonnen hat ein zweiter Kurs der *Volkshochschule*: Lehrer Paul Klaeger widmet fünf Abende «Bach und Händel», den beiden Grossen des musikalischen Barocks.

FEBRUAR: Die *Mittwochsgesellschaft* veranstaltet im Ortsmuseum im «Bau» eine originelle Ausstellung: «*Seegfrörni im Bild*». — Der Gemeinderat beschliesst, sich mit 10 000 Franken an einer *Bergbauernhilfe-Aktion* der rechtsufrigen Seegemeinden zu beteiligen. — Wegen akuten Personalmangels der Post wird die im Dorfkern noch bestehende *dritte Briefpostzustellung* aufgehoben. — Der *Rechnungsabschluss des politischen Gemeindegutes* verzeichnet im ordentlichen Verkehr statt der budgetierten 2,1 Millionen 5,7 Millionen Franken Einnahmen. Das Plus von rund 3,5 Millionen ist vor allem auf den erhöhten Eingang an Grundstückgewinnsteuern zurückzuführen, die mehr als das Fünffache der budgetierten 700 000 Franken ergaben. Die Ausgaben belaufen sich auf 2,6 Millionen, so dass sich ein Bruttoüberschuss von rund 3 Millionen ergibt.

MAERZ: Die *Seegfrörni geht ihrem Ende entgegen*: am 8. März lassen es die Verhältnisse — die Frühlingswärme hatte das Eis «faul» werden lassen — angezeigt erscheinen, den ganzen Zürichsee zu sperren und sein Betreten zu verbieten. — Die *Gemeindeversammlung* vom 22. März bewilligt zulasten des politischen Gutes Kredite im Gesamtbetrag von etwas über 900 000 Franken, u.a. 282 050 Franken für den *Ankauf der Liegenschaft Guggenbühl an der Bahnhofstrasse 35*, mit dem Zweck, darin das Bauamt unterzubringen; 356 347 Franken sind für einen *Landkauf von 2553 m² im Feldegg* in Feldmeilen bestimmt. Zugestimmt wird auch dem Antrag der Schulpflege auf Kauf von 105 *Aren Wies- und Rebland im Huderst und Hösch* zur Arrondierung und Erweiterung der Schulanlage in Feldmeilen. (Die Kaufsumme von 960 000 Franken ist in der Folge durch die Urnenabstimmung vom 28. April bewilligt worden). Ferner heissen die reformierten Stimmbürger einen Kredit von 91 000 Franken zur *Renovation des alten Pfarrhauses* gut.

APRIL: Ausser der bewilligten 6. Lehrstelle an der Primarschule in Feldmeilen, sind zu Beginn des neuen Schuljahres auch *zwei neue Kindergartenlehrstellen geschaffen* worden (je eine im Feld und in Obermeilen). Damit zählt die Schule nun neun Kindergärten. Nahezu termingerecht kann der schmucke Bau des *neuen Doppelkindergartens im Just* bezogen werden. — Am 28. April hält *Pfarrer Hermann Kirchhofer* in feierlichem Gottesdienst seine *Abschiedspredigt*, der er das Psalmwort (89,2) zugrunde legt: «Die Gnade des Herrn will ich ewig besingen, von Geschlecht zu Geschlecht seine Fülle künden!» Ueber 23 Jahre hat *Pfarrer Kirchhofer*, der in den wohlverdienten Ruhestand tritt, Meilen als geschätzter Seelsorger und überzeugter Verkünder des Evangeliums gedient. — Mit Verfügung vom 25. April hat der Regierungsrat das ganze Gebiet der Gemeinde *Meilen dem Bundesgesetz über den Zivilschutz unterstellt*. — Die *Kantonsratswahlen* zeitigen in unserer Gemeinde für die einzelnen Parteien folgende Parteilistenstimmen (in Klammern die Zahlen von 1959): Freisinnige 3637 (2966); BGB 2978 (2800); Landesring 2675 (2238); Sozialdemokraten 2108 (2332); Christlichsoziale 1439 (1220); Demokraten 1167



Seegfrörni Januar-Februar 1963

Photo Fröhlich







Hans J. Meyer, Feldmeilen: Fuchs und Gans (Bronze), beim Dampfschiffsteg Meilen

Franz Fischer, Zürich: Heulender Hund (Bronze), bei der Turnhalle Dorf

Diese Kunstwerke wurden unserer Gemeinde 1963 von Herrn Dr. Ch. Wunderly geschenkt

(1012); Evangelische 909 (887). Diese Zahlen durch 9 (Zahl der im Bezirk zu vergebenden Mandaten) dividiert, ergibt den ungefähren Wähleranteil der einzelnen Parteien.

MAI/JUNI: Eine Schulklasse pflanzt im Garten des neuen Alters- und Pflegeheimes an der Plattenstrasse eine *Baumgruppe*, bestehend aus fünf jungen Föhren und einer Blutbuche, als *Geschenk der Jugend*. Eine Sammlung unter den Schülern zu diesem Zwecke hatte den Betrag von genau 1001.— Franken ergeben. — Ueber die Pfingsttage ist der *Musikverein «Frohsinn»* zu Gaste beim Gesangverein «Liederkrantz» im mittelalterlichen Marktstädtchen Pyrbaum bei Nürnberg. — Kranzgeschmückt kehrt der *Turnverein* Meilen am 30. Juni vom *Eidg. Turnfest in Luzern* zurück. Unter der Leitung von Oberturner Grütter bestritt die Sektion in der 5. Stärkeklasse den Wettkampf D (Leichtathletik und Geräte), wobei folgende Resultate erzielt wurden: Lauf 48,12 Punkte; Körperschulung 47,66; freigewählter Teil 48,24; total 144,02 Punkte. Mit diesem höchsten an einem «Eidgenössischen» von ihr jemals erzielten Resultat klassiert sich die Sektion im 27. Rang und ist dafür mit dem Goldlorbeer ausgezeichnet worden. Den eidg. Einzelkranz im Kunstturnen (Elite) errang Max Benker. Der festliche Turnerempfang gilt ebenfalls den Turnerinnen der *Damenriege*, die acht Tage zuvor an den Schweizerischen Frauenturntagen teilgenommen haben.

JULI/AUGUST: In schlichtem Rahmen wird am 5. Juli das *Alters- und Pflegeheim als ein Gemeinschaftswerk der Gemeinde für ihre Betagten eingeweiht*. Den Anstoss zur Verwirklichung dieses schönen Werkes hat im Jahre 1955 eine Schenkung von 200 000 Franken des Ehepaars H. Sameli-Huber gegeben; von der Gemeinde stammt ein Betrag von 650 000.— Franken. — Das *Parktheater Meilen* (Dr. Ch. Wunderli) wartet diesen Sommer mit der schweizerischen Erstaufführung der Schulooper «Apollo und Hyazinth» des 11jährigen Mozart auf. Ausführende sind Kräfte der «*Junge Zürcher Operngruppe*» unter der musikalischen Leitung von Peter Garst. — Die *Bundesfeier* sollte erstmals statt auf dem Seeplatz, auf der Wiese gegenüber dem Altersheim an der Plattenstrasse stattfinden; eine Gewitterstörung bedingt jedoch die Verlegung der Feier in die Kirche. — Der *Chilbi-Sonntag* (12. August) bringt nicht nur Hochbetrieb auf dem mit vielerlei Attraktionen «bestückten» Chilbiplatz, sondern auch in den Strandbädern; es ist einer der heissesten Tage des Sommers und die Wassertemperatur beträgt 24. Grad. — Mit grosser Freude nimmt der Gemeinderat Kenntnis von der Schenkung einer weiteren *Bronzeplastik* («Die Badende» von Ch. O. Bänninger) durch Dr. Charles Wunderli.

SEPTEMBER: Vom Absenden des *Eidg. Schützenfestes in Zürich* heimkehrend, werden unsere Schützenvereine festlich empfangen. Die Sektionsresultate: *Schützengesellschaft*: 36,737 Punkte, (II. Kat.), Goldorbeer, 22 Einzelkränze; *Schiessverein*: 37,317 Punkte (V. Kat.), Goldlorbeer, 7 Einzelkränze. — Unterhalb des Schulhauses Bergmeilen haben unsere *Pfadfinderinnen* eine Baracke als Heim erhalten; mit einer flotten Pfadichilbi am 1. September verdienen sie sich die finanziellen Mittel zur Innenausstattung. — *Oeffentliche Einweihung der neuen Doppelturnhalle* im Dorf (14. September) in Form eines Turn- und Spielnachmittags der Schüler und der Turnvereine, dem die Bevölkerung zahlreich und mit lebhaftem Interesse folgt. — Der Gemeinderat beschliesst, den durch eine Motion im Kantonsrat aufgeworfenen Gedanken

der Errichtung einer Mittelschule am rechten Seeufer wärmstens zu unterstützen und sich namens der Gemeinde beim Regierungsrat für den Standort einer künftigen solchen Schule zu bewerben: «Die Gemeinde Meilen liegt im Zentrum des künftigen Einzugsgebietes und ist als Bezirkshauptort für die Aufnahme einer Lehranstalt der Region Zürichsee rechtes Ufer geradezu prädestiniert». Unabhängig davon hat sich auf eine Rundfrage der Bezirksschulpflege hin auch die *Gemeindeschulpflege* in ähnlichem Sinne grundsätzlich positiv zum Mittelschulgedanken ausgesprochen. — Mit dem Ende des Herbstquartals tritt nach 34 Dienstjahren als Kindergärtnerin in Meilen Frl. Klara Bürki in den wohlverdienten Ruhestand. Seit 1929 hat sie, bis zuletzt in ungebrochener Frische und Lebendigkeit, erfüllt von einer warmen Liebe zu den Kindern, als berufene Pädagogin zum Wohle der Kleinsten unserer Schule gewirkt. Mit der Schule weiss die ganze Gemeinde ihrer «Tante Bürkli» Dank und nochmals Dank!

Der Chronist: *Hans Walther.*

TOTENTAFEL

*Meilener Bürger und Einwohner, verstorben in der Zeit
vom 1. Oktober 1962 bis 30. September 1963*

	geboren	gestorben
Ruefer-Rohr Lina, Raingässli 48	9. 1. 1881	2. 10. 1962
Hiermann Rudolf, alt Schneidermeister, Dorfstrasse 154	12. 4. 1884	3. 10. 1962
Abderhalden Johann Alfred, Masch.Schlosser, Alte Landstrasse 57	8. 5. 1897	12. 10. 1962
Kofmehl-Dietrich Jeanne Henriette, Seestrasse 762	6. 10. 1889	13. 10. 1962
Kunz-Walker Albert Alfred, Maler, Dorfstrasse 152	28. 4. 1918	15. 10. 1962
Keller Johann Gottlieb, Landarbeiter, Toggwil	16. 3. 1890	21. 10. 1962
Wunderli-Lenz Magdalena, Küsnacht ZH	23. 9. 1893	21. 10. 1962
Baumann-Kündig Jacob, Winterthur	27. 9. 1898	22. 10. 1962
Sutz-Weiss Karolina, Castagnola TI	14. 10. 1869	24. 10. 1962
Bosshart Jakob Emil, Hilfsarbeiter, Meilen	11. 7. 1894	25. 10. 1962
Schillbach Ottilia, Meilen	31. 12. 1879	1. 11. 1962
Roth-Reger Elise, Justrain 46	18. 5. 1883	2. 11. 1962
Haab-von Bergen Anna, Seehaldenwegg 37	28. 10. 1882	5. 11. 1962
Brupbacher-Dubach Walter, Aarau	6. 11. 1902	13. 11. 1962
Herrmann Bertha, Dorfstrasse 152	10. 11. 1897	14. 11. 1962
Heinemann-Guthmann Sophia Charlotte Sara, Meilen	18. 3. 1895	17. 11. 1962
Marangiello Domenico, Meilen	19. 11. 1962	19. 11. 1962
Spörri Walter, pens. Kontrolleur, Plattenstrasse 67	21. 11. 1885	27. 11. 1962
Bodmer Amalia, Seidengasse 2	27. 4. 1878	28. 11. 1962
Weber-Frick Eleonore Aline Hanna Pfannenstielstrasse 119	20. 1. 1895	28. 11. 1962
Sennhauser-Hafner Anna, Gen. Wille-Str. 326	4. 4. 1878	2. 12. 1962
Fröhlich-Stauber Barbara, Bergstrasse 73	11. 5. 1880	8. 12. 1962
Glarner-Holdererger Albert, Küsnacht ZH	13. 9. 1900	13. 12. 1962
Spörri-Saladin Walter, Horgen	3. 11. 1901	16. 12. 1962
Steiger-Gassner Anna, Meilen	13. 2. 1889	16. 12. 1962
Hartmann-Kaiser Mathilde Auguste, im Tannacher	21. 8. 1881	18. 12. 1962
Wunderli-Volkart Nanny Emma, Winkelstrasse 24	7. 9. 1878	18. 12. 1962
Pfrunder-Lüdy Pauline, Zürich	29. 4. 1879	18. 12. 1962
Wunderli Albert, Freienbach SZ	28. 11. 1896	18. 12. 1962
Bender-Rosenhuber Oskar, alt Schlosser, Bünishoferstrasse 250	14. 5. 1882	21. 12. 1962
Krauer-Gattiker Emma Maria, Zollikon ZH	9. 1. 1882	24. 12. 1962
Mörgeli Lea, Männedorf ZH	24. 3. 1894	27. 12. 1962

	geboren	gestorben
Sutz Johann Jakob Gottlieb	29. 11. 1883	29. 12. 1962
Wunderli-Senn Albert, Landwirt, auf der Burg	10. 10. 1893	30. 12. 1962
Knecht Walter Alois, Schreiner, Kirchgasse 38	24. 8. 1940	31. 12. 1962
Dietter-Erni Marie, Männedorf ZH	29. 5. 1875	1. 1. 1963
Dolder-Bucher Rosa, Seestrasse 611	20. 3. 1891	4. 1. 1963
Leenhardt-Keller Gisèle Laure Madeleine, Marseille (France)	10. 1. 1904	6. 1. 1963
Guggenbühl-Bebi Jacob Emil, Viehhändler, Kirchgasse 7	1. 10. 1891	12. 1. 1963
Schnorf-Blankart Maria, Neuwiesenstrasse 21	8. 10. 1891	17. 1. 1963
Pfister Arnold, Meilen	14. 11. 1884	19. 1. 1963
Wunderli Julius Jakob, Zürich	8. 3. 1893	22. 1. 1963
Ehrensberger-Rehm, Luise Anna, Hüniweg 20	5. 7. 1881	24. 1. 1963
Baumann Roland, Uster, Nossikon	4. 12. 1962	30. 1. 1963
Herzog-Rauber Elise, Dörflistrasse 2	30. 8. 1886	1. 2. 1963
Aeschbach-Kläsi Theophil Ernst, General-Agent, Seestrasse 778	12. 6. 1898	7. 2. 1963
Wunderli Lina Bertha, Zürich	26. 11. 1887	11. 2. 1963
Larcher-Kägi Johann, Baumeister, Burgstrasse 102	29. 8. 1884	15. 2. 1963
Frei-Meier Emilia, Meilen	27. 8. 1872	15. 2. 1963
Bucher-Eppler Alphons Robert, Sattlermeister, Schulhausstrasse 10	22. 8. 1884	19. 2. 1963
Guggenbühl-Wüthrich Emil, Schlosser, Bruechstr. 169	26. 10. 1895	21. 2. 1963
Bolleter August, Thalwil	7. 2. 1886	23. 2. 1963
Ruppert-Wintsch Emilie, Bruechstrasse 164	16. 7. 1880	25. 2. 1963
Amrein-Meier Emilie, Nadelstrasse 11	4. 6. 1875	26. 2. 1963
von Tobel Ernst, Erlenbach	16. 8. 1875	27. 2. 1963
Schmid Ernst Erwin, Zürich	18. 10. 1886	1. 3. 1963
Bolleter Jakob, Schneidermeister, Seestrasse 862	27. 6. 1892	3. 3. 1963
Grob-Christ Ernst, Hilfsarbeiter, Schulhausstrasse 22	5. 6. 1906	3. 3. 1963
Meier-Keller Wilhelmine, Seestrasse 850	9. 1. 1877	5. 3. 1963
Lattmann-Strickler Emilie Margaretha, USA	18. 5. 1892	6. 3. 1963
Hofer-Cusenier Yvonne, Ormisstrasse 118	21. 3. 1900	7. 3. 1963
Hottinger-Weber Klara, Seestrasse 853	7. 5. 1908	10. 3. 1963
Kölliker Jean, Handlanger, Haltenstrasse 103	10. 6. 1895	14. 3. 1963
Hartmann Johann Otto, alt Bahnbeamter SBB, General Wille-Strasse 46	8. 12. 1874	17. 3. 1963
Luyet Françoise Chantal, im Chrummacher 3	22. 12. 1962	19. 3. 1963
Meyer-Rosenberger Johann Albert, alt Küchenchef, Teienstrasse 82	17. 10. 1891	20. 3. 1963
Krieg-Schilling Fritz, alt Bauarbeiter, Waidstrasse 26	7. 11. 1886	22. 3. 1963
Sutz-Vetter Maria Anna, Schaffhausen	17. 7. 1904	24. 3. 1963
Hürlimann Beatrice Catrine, Seehaldenweg 20	20. 3. 1963	27. 3. 1963
Scheidegger-Seiler Rosa, Plattenstrasse 62	22. 10. 1884	28. 3. 1963
Schreiber Edwin, Notar, Neuenhof AG	1. 9. 1874	7. 4. 1963
Steiger-Heiss Adelheid Frieda Gertrud, Gränichen AG	6. 6. 1880	7. 4. 1963
Gattiker-Senn Bertha, Thalwil ZH	9. 1. 1889	8. 4. 1963
Mörgeli-Schäppi Emma, Stäfa ZH	17. 2. 1883	18. 4. 1963
Brack-Siegfried Luise, Plattenstrasse 62	26. 5. 1875	19. 4. 1963

	geboren	gestorben
Rebmann-Grünig Vreni, Waldesruh/Unot	14. 12. 1919	24. 4. 1963
Rieser Felix, Haltenstrasse 144	26. 4. 1963	26. 4. 1963
Käppeli-von Grünigen Heinrich Adolf, Litograph, Rainstrasse 292	16. 4. 1885	27. 4. 1963
Walder Marino Ernst, Zürich	18. 6. 1934	28. 4. 1963
Schlagenhauf-Villforth Ida, Plattenstrasse 62	22. 2. 1883	1. 5. 1963
Bolleter-Thee Karl Hermann, Zürich	22. 6. 1896	4. 5. 1963
Bürkli Emil Robert, Zürich	1. 11. 1879	6. 5. 1963
Reimann-Brändle Xaver Gregor, Kaminfegermeister, Rauchgässli 31	22. 5. 1906	7. 5. 1963
Wick-Kaufmann Alfred Otto, Elektro-Installateur, General Willestrasse 147	24. 3. 1925	13. 5. 1963
Steiger-Béguelin Hedwig Esther, Biel	20. 12. 1878	14. 5. 1963
Schnorf-Müller Fritz, Generaldirektor, Seestr. 798	15. 8. 1893	24. 5. 1963
Wunderli-Senn Rosine Elisa, Seestrasse 855	29. 7. 1883	26. 5. 1963
Volkart-Haab Louise Ida, Haltenstrasse 115	3. 2. 1884	26. 5. 1963
Jäger-Häusler Ida, Seestrasse 646	10. 6. 1901	27. 5. 1963
Dohner-Gubser Ernst, Walenstadt SG	24. 5. 1884	2. 6. 1963
Mörgeli Johann Ernst, Stäfa	30. 3. 1878	4. 6. 1963
Vogler-Sieber Emma, Burgstrasse 85	11. 3. 1912	14. 6. 1963
Sutz-Leuenberger Martha, Basel	10. 1. 1918	15. 6. 1963
Torgler-Hoffmann Otto, Vorarbeiter, in der Au 31	10. 6. 1904	16. 6. 1963
Ritter-Borloz Antoinette Marie, Zürich	16. 1. 1896	22. 6. 1963
Ruppert Johannes Wilhelm, alt Bankdirektor, Bruechstrasse 164	6. 1. 1878	27. 6. 1963
Marthaler Maria, Seestrasse 987	29. 10. 1898	12. 7. 1963
Wirth-Greuter Hans Emil, Buchhalter, Teienstr. 98	15. 2. 1895	15. 7. 1963
Eberspächer-Schlatter Anna Rosina, Schulhausstr. 51	24. 6. 1877	18. 7. 1963
Hottinger-Schär Maria Magdalena Rosa, Ormisstrasse 119	27. 8. 1888	22. 7. 1963
Conrad-Nusslé Paul Henri, alt Bankdirektor, Rehmatt	26. 8. 1880	24. 7. 1963
Auer-van Boeschoten Johanna Wilhelmina Heerenstrasse 5	16. 10. 1884	25. 7. 1963
Burkhalter-Fuchs Ernst, Landwirt, Toggwil	16. 9. 1885	26. 7. 1963
Baumberger Albert, pens. Briefträger, Pfannenstielstrasse 1	4. 2. 1883	28. 7. 1963
Petermann Emilie, Seidengasse 10	16. 5. 1891	28. 7. 1963
Bollier Jakob Emil, alt Kaufmann, Bergstrasse 67	22. 5. 1877	31. 7. 1963
Buchreiter Karl Friedrich, Rauchgässli 31	19. 11. 1895	31. 7. 1963
Steiger-Grieder Karl Johannes, Muttenz	27. 5. 1913	31. 7. 1963
Krauer Hans Karl, Bankangestellter, Justrain 50	1. 10. 1905	4. 8. 1963
Scherrer Eugen, Bruechstrasse 53	3. 10. 1908	3. 8. 1963
Widmer Jakob Heinrich, Alt-Bankverwalter, Glärnischstrasse 20	15. 9. 1886	5. 8. 1963
Ruppert Caspar Balthasar, Bruechstrasse 164	28. 2. 1947	13. 8. 1963
Weinmann, geb. Billeter Emma, Alters- und Pflegeheim	23. 10. 1877	18. 8. 1963
Vinzens Johann Anton, Schulabwart, Schulhausstr. 27	11. 8. 1904	21. 8. 1963

	geboren	gestorben
Schwarzenbach geb. Leemann Rosa, General Wille-Strasse 205	13. 6. 1894	26. 8. 1963
Rossi Olivier Patric Albert, Im Tobel 13	28. 8. 1963	29. 8. 1963
Krauer geb. Spinting Johanna, Justrain 50	26. 10. 1882	11. 9. 1963
Cordier Emma, Hohenegg	7. 11. 1903	21. 9. 1963
Lüscher Otto, Alt-Verwalter, Juststrasse 61	26. 1. 1889	23. 9. 1963
Streuli Rudolf, Plattenstrasse 88	3. 12. 1886	24. 9. 1963
Rissle Lina, Bünishoferstrasse 157	27. 5. 1900	25. 9. 1963
Kamber geb. Hasler Maria Lina, Hohenegg	1. 10. 1894	26. 9. 1963
Brupbacher Martha Bertha, Alt-Kindergärtnerin, Zürich	30. 9. 1900	27. 9. 1963
Leemann Rudolf, Zürich	28. 6. 1895	28. 9. 1963

Der Tod ist gross.
 Wir sind die Seinen
 lachenden Munds.
 Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
 wagt er zu weinen
 mitten in uns.

Rainer Maria Rilke

STATISTISCHES UEBER MEILEN

	1. Januar	1961	1962	1963
Einwohnerzahl von Meilen		8 304	8 799	9 137
Anzahl Haushaltungen		2 308	2 417	2 486
Anzahl Stimmberechtigte		2 136	2 302	2 348
Anzahl registrierte Fremdarbeiter		812	986	1 147

	1960	1961	1962
Zahl der Geburten	135	110	150
Zahl der Todesfälle	95	57	72

<i>Anzahl Schüler</i>	Juli	1961	1962	1963
Primarschule		783	776	781
Oberstufe der Volksschule:				
Sekundarschule		169	157	136
Realschule		113	128	123
Oberschule		23	30	27
Total Volksschüler		1 088	1 091	1 067

<i>Lehrer</i>	Schuljahr	61/62	62/63	63/64
Primarschule (inkl. Sonderklassen)		24	25	26
Oberstufe der Volksschule:				
Sekundarschule		7	7	7
Realschule		5	6	6
Oberschule		1	2	2
Total Volksschullehrer		37	40	41

Weitere Lehrkräfte 1960

Arbeitslehrerinnen	6	7	7
Kindergärtnerinnen	7	7	9
Hauswirtschaftslehrerinnen	2	2	2
Total amtierende Lehrkräfte	52	56	59
Lehrer im Ruhestand	6	6	6

<i>Steuereinnahmen</i>	<i>1960</i>	<i>1961</i>	<i>1962</i>
Politisches Gemeindegut	924 035.58	1 239 833.28	1 181 708.09
Schulgut	1 527 991.30	1 988 172.35	2 252 473.40
Armengut	138 771.—	128 575.85	126 127.50
Kirchengut	161 142.95	215 664.90	242 441.70
Total ordentliche Steuern	2 751 940.83	3 572 246.38	3 802 750.69
Handänderungssteuern	130 633.75	170 880.80	185 083.40
Grundstückgewinnsteuern	1 056 488.45	1 394 725.75	3 813 906.20
Total ausserordentliche Steuern	1 187 122.20	1 565 606.55	3 998 989.60

Ansätze der Gemeindesteuern in Prozenten

	<i>1959</i>	<i>1960</i>	<i>1961</i>	<i>1962</i>	<i>1963</i>
Politisches Gemeindegut	50	41	41	34	34
Armengut	7	7	5	4	4
Schulgut	78	77	79	72	67
	135	125	125	110	105
Kirchengut	10	10	10	10	10
Total	145	135	135	120	115

Aus der Amtstätigkeit des Notariates, Grundbuch- und Konkursamtes Meilen

	<i>1960</i>	<i>1961</i>	<i>1962</i>
Handänderungen in Meilen	186	136	222
Fr. 16 139 751	20 807 689	20 689 988	
Hypothekarverkehr, Gesamtbetrag der Grundpfandrechte	Fr. 110 561 183	122 775 273	133 715 193
Neuerrichtete Grundpfandrechte in Meilen	Fr. 18 875 084	24 123 000	20 032 420
Gelöschte Grundpfandrechte in Meilen	Fr. 8 881 884	11 908 910	9 092 500
Konkurse	—	1	2